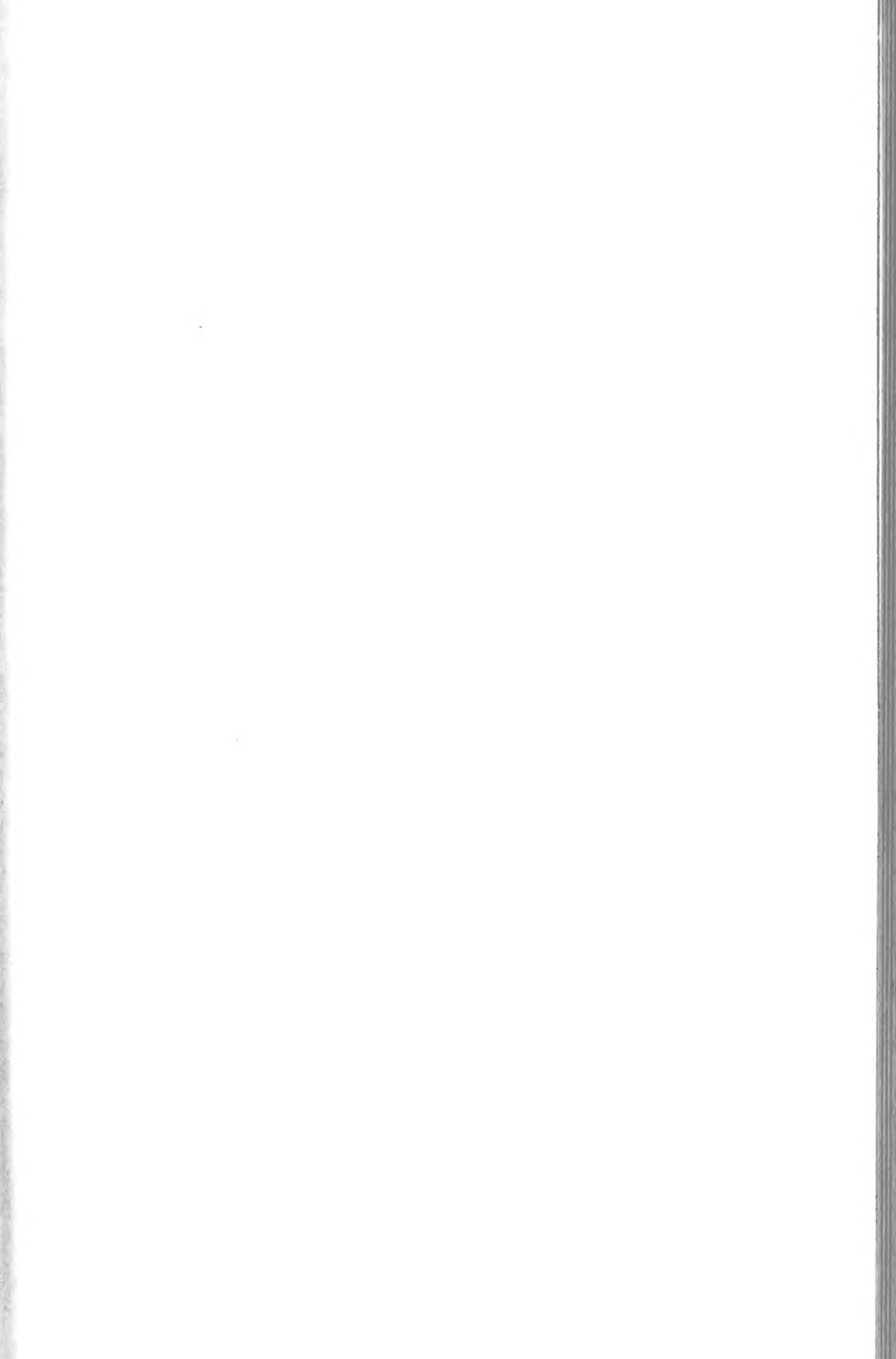
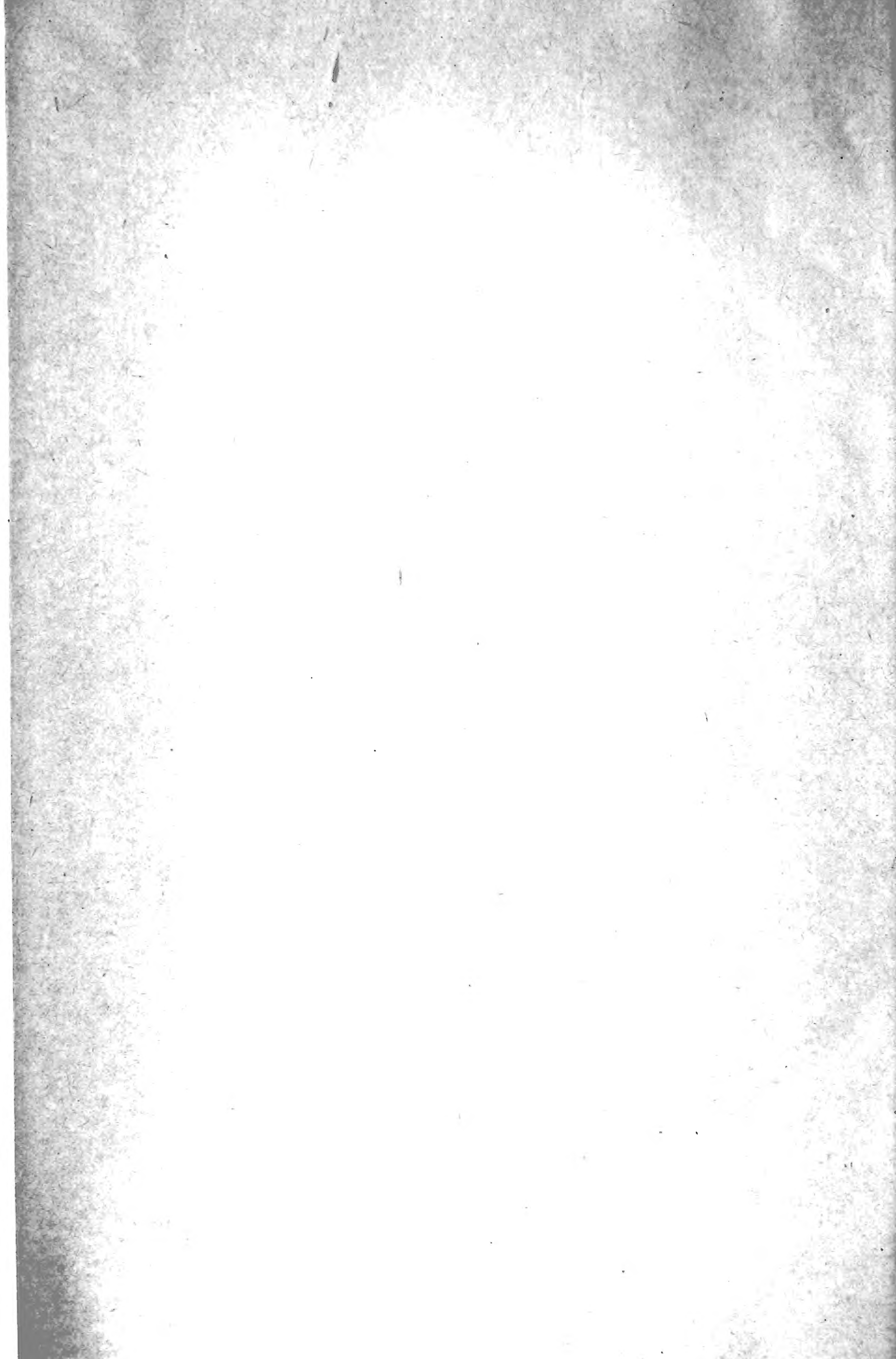
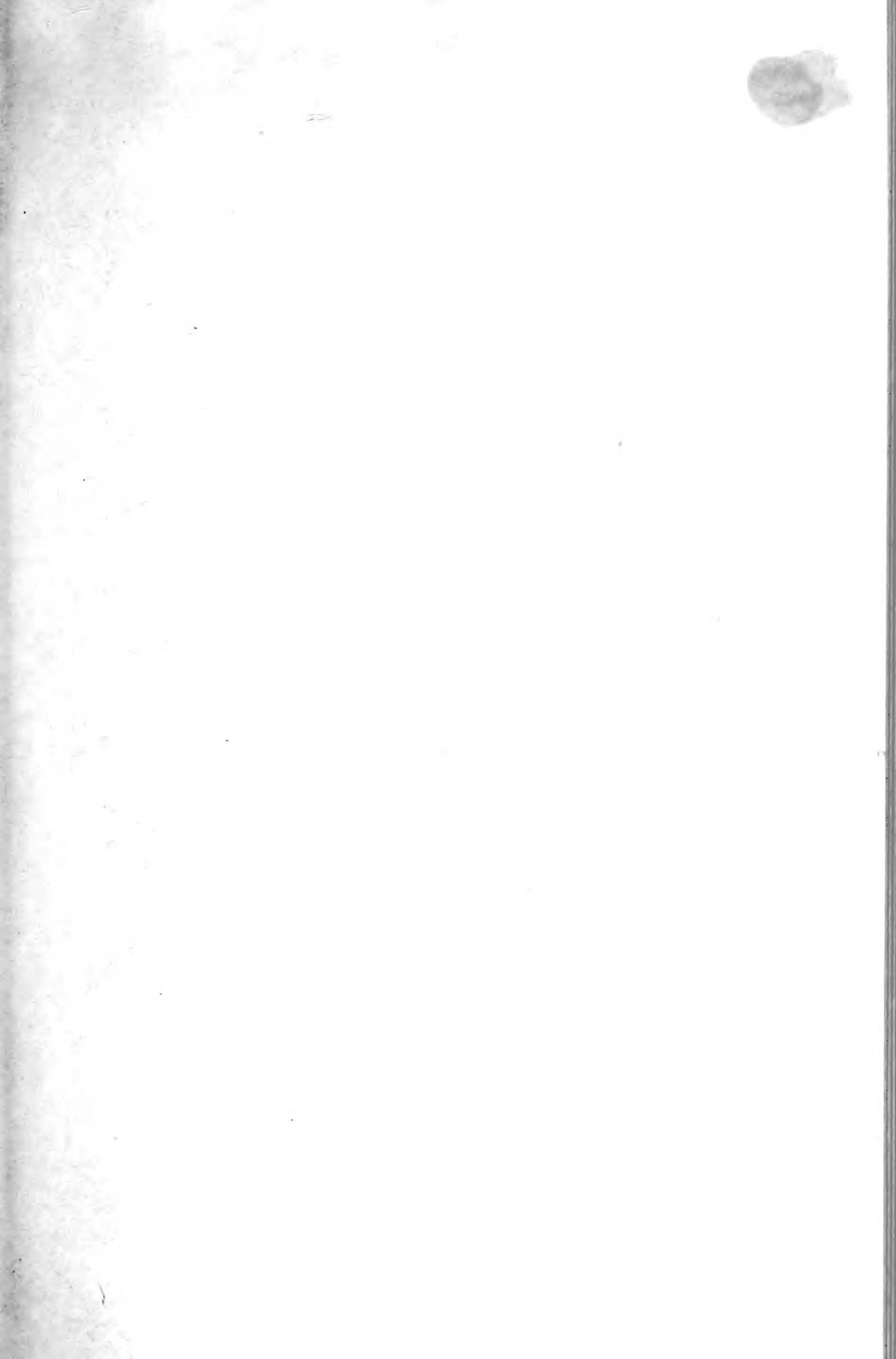


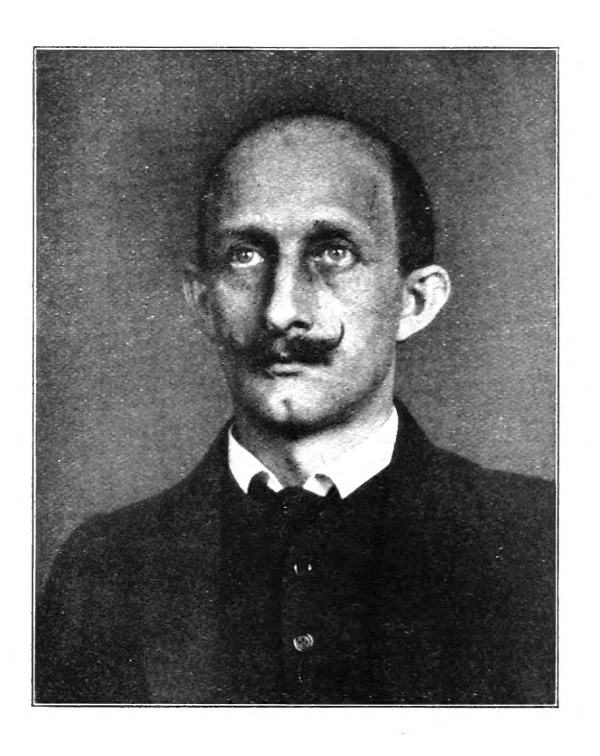




Aus Forst und Flur







Hermann Löns

Phot. Karl Soffel

Aus Forst und Flur

Vierzig Tiernovellen

von

Hermann Löns

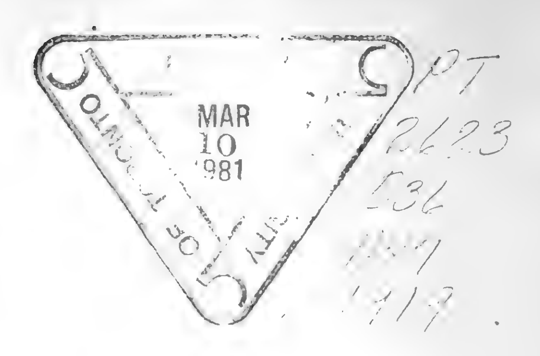
Mit einer Einleitung von Karl Soffel, einem Bildnis des Verfassers und fünfzehn Tierphotographien nach dem Leben




Zweiunddreißigste Auflage

R. Voigtländers Verlag in Leipzig
1919





Von diesem Buche sind 500 Drucke auf holzfrei federleicht Alfapapier für Liebhaber hergestellt und in feinem Liebhaberband echt halbpergament gebunden worden.

Einleitung

Naturschilderer gab's immer nur wenige, wird's stets nur wenige geben.

Der Grund hiefür ist in dem eigentümlichen Stoffe zu suchen, der vom Schaffenden nicht nur großes formales Talent, sondern auch die seltene Gabe des Einfühlenkönnens, zusammen mit restloser wissenschaftlicher Beherrschung verlangt. So sind wir im allgemeinen nicht verwöhnt, und die Namen derer, die uns Dauerwerte dieser Art geschenkt, wären bald aufgezählt. Aus älteren Tagen leuchtet der Name Alexander von Humboldt's in fast ungeminderter Kraft, trotzdem es sich bei seinen Werken eigentlich um wissenschaftliche Arbeit in allerdings klassisch-schönem und unübertroffen anschaulichem Stile handelt. Umgekehrt möchten wir Adalbert Stifter nennen, dessen heute noch lebendige Dichtung von innigem Einfühlungsvermögen und guter Beobachtung Zeugnis gibt. Die Romantikerzeit, die sich so eng verbunden glaubte mit dem Weben der Natur, hat uns keine Naturschilderer beschert; sie war gerade da unsäglich flach, wo sie tief zu sein glaubte. Bei ihrer anthropozentrischen, gefühlsseligen Weltauffassung und Naturbetrachtung, die stets von letzten Dingen munkelte, ehe sie in ehrlicher Arbeit die Dinge des Tages liebevoll erfassen lernte, konnte sie nur Zerrbilder von Naturschilderung liefern. Bäume, Wälder, Mondschein, Springquell wirken deshalb auch meist nur schemenhaft, dem Tieferschauenden können sie nicht mehr als wieder und wieder verwendete Versatzstücke sein. Gerade bei solch pastos aufgetragener „Beseelung" der Natur wirkt dann das falsche Bild, der triviale Vergleich, das Hineinstellen von Pflanze und Tier an falschen Ort und in falsche Zeit, besonders verletzend. Von Brentano und Tieck bis in

unsere Tage kennen wir den Unfug der ohne Liebe, Können und Kenntnis heruntergeschilderten Naturvorgänge und Naturbilder. Mit wenig Requisiten an passend untergebrachten Vogel- und Wild-, Blumen- und Baumnamen wird im Vertrauen auf ein gleich oberflächliches Publikum der ganze Apparat bestritten.

Es war der deutschen Rasse vorbehalten, auf dem Gebiete der Naturschilderung und Naturdichtung bis heute das Beste zu schaffen.

Noch ist der Amerikaner Ernst Seton Thompson — auch der Engländer Rudyard Kipling gehört hieher — bei uns gelesener als das kleine Häuflein der Könner im eigenen Lande. Bei aller Dankbarkeit und vollem Verständnis für seine Produktion müssen wir aber unterstrichen betonen, daß diese künstlerisch-dichterisch weit hinter der unserer besten deutschen Autoren zurückbleibt. Und nicht nur dichterisch. Wesentlicher noch dünkt es uns, daß Thompson trotz größter Anteilnahme an seinen „Tierhelden" doch immer noch außen stehen bleibt, während uralt deutsches Einfühlungsvermögen, tagfrohe Naturmystik, Bedürfnis, sich mit allem Leben zu identifizieren, uns — voran den Dichter — Natur tief innerlichst erleben läßt.

Einen modernen Klassiker der Naturschilderung müssen wir Hermann Löns nennen, von dessen reichem urpersönlichen Schaffen die folgenden Blätter überzeugend genug reden werden. Um so härter trifft es uns, daß dieser Kenner und Könner, dieser im geistigsten Sinne urdeutsche Mann, schon nicht mehr unter uns weilt; daß wir uns an dem genügen lassen müssen, was er während seines ruhelosen Lebens uns geschenkt.

Zu Kulm in Westpreußen war Hermann Löns am 29. August 1866 geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Deutschkrone und verfaßte schon damals eine Wirbeltierfauna dieses Kreises. Weiter studierte er dann in Münster, den Nachdruck auf Zoologie legend, und brachte hier eine „Molluskenfauna Westfalens" und eine „Schneckenfauna des Münsterlandes" heraus. Speziell und intensiv widmete er sich der schwierigen Systematik der Holzläuse (Psocidae), und seine eifrige Tätigkeit wurde dann auch durch die Entdeckung mehrerer neuer

Arten belohnt. Trotzdem Löns also, wie er ironisch viel später in einer lustigen Bücherlaus-Geschichte schreibt, „nicht vergessen werden kann" deshalb, trotzdem geht — er nicht auf diesen Wegen weiter.

Ihn drängte es aus dem Besonderen ins Allgemeine, von nur dürrer Systematik zum dichterischen Naturerlebnis, vom Studierzimmer in den Hörsaal der Natur. Dazu drückte den mittellosen jungen Forscher, dessen heißes Blut und steifer Nacken ihm tausend Hemmnisse in den Weg legten, die materielle Aussichtslosigkeit seiner wissenschaftlichen Laufbahn in lähmendster Weise zu Boden.

So nahm er die gebotene Gelegenheit wahr, sich als Mitarbeiter und Redakteur beim Hannoverschen Tageblatt Lebensbasis und Aktionsradius zu schaffen. Bald entfaltete er eine fruchtbare und segensreiche Tätigkeit; die Unterhaltungsbeilage genannten Blattes leitete er mit hohem künstlerischen Takt, viele seiner Arbeiten gingen von hier aus in die Welt. In jener Zeit begegneten wir seinem Namen auch in der Heimat-Zeitschrift „Niedersachsen" häufig. Dann brachte Löns in bunter Reihe Gedichtbände, Sammlungen von Jagdschilderungen und Heidbildern, Balladen und köstlichen humoristischen, naturwissenschaftlich orientierten Sachen heraus. Auch einige Romane, die begeisterte Leser fanden, schrieb Löns mit gutem Glück. Trotz dieser reichen Tätigkeit hat er aber auch wissenschaftlich weitergearbeitet (wir nennen seine „Wirbeltierfauna der Lüneburger Heide", den „Versuch einer Quintärfauna von Nordwestdeutschland" usw.), und er hat auch auf naturschützlerischem Gebiete mit in den ersten Reihen derer gestanden, die kraftvoll die Scholle gegen Ausbeutung und Zerstörung verteidigten.

Im alten hannoverschen Land, dessen herbe Natur, dessen Geschichte und Menschen es Löns angetan hatten, wurde der Westpreuße zum begeisterten, unvergeßlichen Sänger der Lüneburger Heide — die Landschaft, die einst von Dichtern verspottet, die bald nach ihrer Entdeckung durch Maler und Dichter auch schon das Opfer unserer Zivilisation werden sollte. Löns, der immer wieder das Lied der Heimatschönheit sang, der unermüdlich um Verständnis warb für den

weltfremden Zauber von Heide und Moor, wird seiner heißgeliebten Landschaft nicht lange im Tode vorausgegangen sein. Mit jedem Tage später werden seine Dichtungen uns mehr werden müssen; diese hohen Lieder, die nachgeborenen Geschlechtern Kunde geben werden von dem, was sie verloren. –

Was uns Löns, der Jäger – Forscher – Dichter, an Naturschilderungen aus der Heide bot, ist so köstlich, bei aller erdständigen Realistik so tief dichterisch erschaut und erfühlt, daß wir beim Lesen oft den Atem anhalten und für Minuten das Buch sinken lassen müssen.

Ich denke an „Uhlenflucht" und ähnliche Skizzen aus seinem „Braunen Buch", an „Heidbilder" und andere seiner Werke, in denen ein Stück Ewigkeitswert steckt, der noch unsere Kinder und Enkel erquicken und befrieden wird.

Auch was Löns uns an Jagdbüchern geschenkt, steht weit ab von aller Produktion des Tages, hat nichts damit zu schaffen. Sie sind eigener und ganz anderer Art. Die künstlerische Behandlung des Stoffes ist auf eine solche Höhe gebracht, daß schließlich das Gegenständliche (Das Wild und seine Erlegung) zum Vorwand wird, um dem draußen Belauschten, Ersonnenen den Rahmen zu geben. Und wie weiß Löns die Landschaft uns nahezubringen, wie wundervoll zeichnet er das Bild des Moors, der Heide; wie werden die Farben des Jahres und die Stimmungen des Tages, das Wechselspiel von Luft und Licht, Wind und Wolken lebendig! Er zwingt zum Nacherleben. Und nicht nur die große Kontur der Landschaft stellt er vor uns hin; all die tausend Wunder der Schöpfung erfaßt er liebevoll, und indem er mit dem Auge des Forschers, der Intuition des Dichters die um ihn wimmelnde Welt uns näher ans Herz bringt, baut er seine Sinfonien auf, die nicht mehr groß oder klein, sondern nur noch ein Stück gesteigerter Natur selbst sind. Ihm entgehen nicht die Fährten des Wildes im Heidsand, er sieht den heimlich-erbitterten Kampf der Pflanzen um Licht und Luft, die Falterwelt ist ihm vertraut und das Heer der Hautflügler, er kennt den Umfang von Glück und Leid des Schlängleins, das seinen Weg kreuzt, und das phantastisch-bunte

Leben in Pump und Graben ist seiner innigen Teilnahme gewiß. Keine Stimme draußen, sei's die eines Vogels oder anderen Getiers, die er nicht deuten könnte; kein Geschöpf, das er nicht liebte.

Und diese Fülle tritt uns so selbstverständlich entgegen, daß wir uns nur selten klar darüber werden, welche Unsumme gegeben ist.

Gleichwie in der Natur ungezähltes Kleinleben uns auf Schritt und Tritt begleitet, das nur das Bild der Landschaft zu vertiefen — nie zu stören — vermag, so finden wir es auch bei Löns: Die große Linie der Landschaft und das verwirrende Leben der Umwelt klingen in einen einzigen Akkord zusammen.

Und weil Löns so unerbittlich und naturnotwendig „draußen" wurzelt, so macht er auch in seinen Romanen die Natur zur Trägerin der Stimmung und hebt sie so — obwohl wir gerade diese Arbeiten nicht als seine besten werten können — weit über das Tagesniveau hinaus. Auch in seinen Volksliedern und Balladen spüren wir immer den Hauch von draußen; manches Lied wird deshalb auch dann noch leben, wenn längst das Volk vergessen haben wird, wer es zuerst gesungen.

Sein Wertvollstes, Eigenstes aber sind und bleiben seine Naturschilderungen.

Unser Bändchen bringt eine Sammlung von solchen, speziell Tierschilderungen, die zu dem Besten gehören, was uns seine Muse geschenkt. Wie Kleinode muten sie den Kenner an. Und selbst der naturfremdere Leser, dessen Kenntnisse vorerst zu gering sind, um ganz ausgenießen zu können, was an wundervollen Einzelheiten ins große Ganze gepackt ist, wird hingerissen und sachte abseits geführt von der gewohnten Heerstraße — manchem sind dabei die Ohren zerschlagen worden, so daß er erstmals hörte. Was für volle Kunst muß das aber sein, die auch da noch so reichlich schenkt, wo nur der große Eindruck zu wirken vermag! Auch hier ist der Vergleich mit der Natur der gegebene: wir müssen nichts von Naturwissenschaften verstehen, um einen Frühlingstag genießen zu können. In irgendeiner Weise kommt der Jubel aus ungezählten Vogelkehlen, das Blühen der ersten

Blumen, alle Wunder, welche die junge Sonne wirkt, doch an uns. Jeder unter uns wird, wenn er nach der stillen Lönsschen Kunst greift, überreich beschenkt. Jedem wird es offenbar, wo der unerschöpfliche Glücks- und Lebensborn zu suchen ist, und so handelt es sich wie bei jeder echten Kunst nicht nur um Genuß, sondern auch um ein menschliches Vorwärtskommen, das uns aus solcher Lektüre erwächst. Wer aber tiefer zu schürfen vermag, dem tun sich Seite für Seite stets neue Schönheiten auf, er findet wie unter Gottes Himmel den unendlichen Mikrokosmos im Makrokosmos.

Der, dessen Seele so reich, dessen Herz – trotz eines durchstürmten Lebens – so rein geblieben war, hat es nicht verstanden, das Glück an sich zu fesseln. Auch dann, als er sich schon wirtschaftlich freier regen konnte, ward dem herben Manne keine Ruh' geschenkt – innere Unrast, leidenschaftliches Gequältsein folterten durch Jahre den, der andern so viel Sonne und Wärme geben konnte. Vom Leben enttäuscht, von Frauenliebe verraten, unfähig, sein Herz je wieder ganz öffnen zu können, hat Löns unsäglich an innerer Vereinsamung gelitten. Weidwund schleppte er sich durch die letzten Jahre; nur die treue Büchse war ihm geblieben. Hand an sich zu legen, hätte er verschmäht. So holte er sich die Kraft immer und immer wieder auf seinen einsamen Gängen und Pirschfahrten im unwegsamen Moor, im menschenleeren Wildland. Er und seine Büchse, die oft angesichts des beobachteten Wildes nicht sprechen durfte, waren unzertrennliche Gefährten auch dann noch, als der Dritte im Bunde – ein lieber Hund – ihm starb.

Wer Löns aber im Kreise seiner geliebten „Heidjer" im Dorfkrug traf, wo er mit tausend Schnurren alle in Atem hielt, würde nie geglaubt haben, daß diesem hartgewöhnten, helläugigen Manne der Tod am Herzen saß. Löns war ein wundervoller Erzähler, der, wenn ihm eine Vergessensstunde lachte, die Dörfler in der Heidschenke ebenso als wie die Freunde in der Großstadt zu fesseln vermochte. Wenn Löns sprach, hing alles – vornehm und gering, Männlein und Weiblein – an seinen Lippen, und die Stunden schwanden im Nu

dahin. Löns wurde viel geliebt, denn er war von Herzen liebenswürdig.

Auch die ihm fernerstanden, hörten aus seinen letzten Arbeiten mehr und mehr den müden hoffnungslosen Ton heraus. Wer aber Löns genauer kannte, wußte, daß mancher Angst- und Notschrei, seine oft niedergeschriebenen Todesgedanken und -wünsche mehr waren als dichterische Ergüsse. — So greifen uns viele seiner vollreifen Schöpfungen, die für ihn oftmals momentane Befreiung sein mochten, ganz besonders ans Herz.

Es ist nicht unsere Sache zu untersuchen, wie weit das äußere Leben Schuld an dem Gehetztsein unseres Dichters hatte. Selbst wenn durch ein niemals klar aufzuzeigendes Maschennetz von Ursache und Wirkung nur das subjektive Gefühl der Vereinsamung und des umsonst Geliebthabens zustande gekommen wäre, würde das Erlebnis nicht weniger tragisch sein.

Aber mit um so größerer Notwendigkeit mußte der Mann daran zerbrechen, da Hilfe von außen nicht kommen konnte — es ist das Schicksal solcher starken Naturen, daß sie an seelischen Dingen zugrunde gehen. —

Die Nachricht vom Ausbruche des Krieges traf Löns, als er in der Heide den roten Bock weidwerkte. Was nicht anders zu erwarten, geschah — er, der nie Soldat gewesen, stellte sich sofort als Kriegsfreiwilliger, und bald darauf finden wir ihn als Angehörigen der 4. Komp. des Füsilierregiments 13 vor Reims stehen[1]). Von hier sind uns noch Postkarten bekannt geworden, in denen er strahlend vor Glück von dem wild-schönen Leben im Schützengraben seinen Freunden schreibt.

Löns war ja auch wie geschaffen zu solchem Leben: seine scharfen Augen, seine seit Kindestagen geübte Schießfertigkeit, seine ganze harte Natur und sein Vertrautsein mit draußen schufen ihn geradezu zum Idealkrieger. Er wußte nicht, was Furcht ist, und hohnlachte stets

1) An anderer Stelle (Hamb. Nachr.) wird die 2. Komp. des 73. Inf.-Regt. in Hannover genannt. Wahrscheinlich war das sein erster Aufenthalt, ehe er vor der Front war.

jeder Gefahr ins Gesicht. Einstmals stand er mit der Pistole in der Hand einem ehemaligen Freunde gegenüber. Als die Kugel seines Gegners ihm eine Rinne durch das Haupthaar riß und ihm den Hut vom Kopfe schlug, da bückte er sich nach diesem mit den Worten: So'ne Gemeinheit, der hat 8 M. 50 gekostet. – Nein, Furcht war ihm fremd.

Und auch im Schützengraben konnte Angst und nervenzerstörende Spannung da nicht aufkommen, wo Löns mit unerschütterlichem Gleichmut und Humor die Stimmung schuf. Alle fühlten sich geborgen in seiner Nähe und verlernten bei ihm, sich um krepierende Geschosse und pfeifenden Hagel mehr zu kümmern als nötig. Man riß sich um ihn, und oft wurde er zu einem Plauderstündchen zu seinen Offizieren gerufen, die ihn ebenso liebten als die Mannschaften, denen er ein Kamerad von Grund aus war. Und weil er allen so viel bedeutete, weil man den Dichter-Forscher dem Vaterlande erhalten wollte, versuchte man ihn nur so weit zu beschäftigen, als unbedingt erforderlich, und wendete ohne sein Wissen Gefahren möglichst von ihm ab. Löns bat und bettelte, an größeren Operationen teilnehmen zu dürfen, und schließlich war es nicht mehr möglich, ihm nicht den Willen zu lassen.

So kam der 24. September[1]) 1914 heran, an dem seiner Kompagnie Sturmangriff befohlen war. Löns war glückselig; ein verwundeter Mitkämpfer erzählte später, daß er ihn nie so ausgelassen gesehen hätte. Um 5 Uhr ging der Tanz los. Löns mit einem Kameraden voraus, ohne Deckung über weite Stoppel dem Feinde entgegen. Da prasselte auch schon Infanteriefeuer in die Reihen, und ehe die Kompagnie, die sich niedergeworfen, um kriechend die nächste Deckung zu erreichen, eine kurze Strecke vorwärtsgekommen war, brach Löns auch schon in einem gezirkelten Herzschuß zusammen.

So wie er es sich gewünscht durch Jahre, so hat er den Tod gefunden. Mitten aus dem starken Leben heraus, mitten aus seinem Liede. Und die geliebte Büchse war auch im Tode an seiner Seite.

1) Nach anderen Nachrichten der 26. oder 27. September.

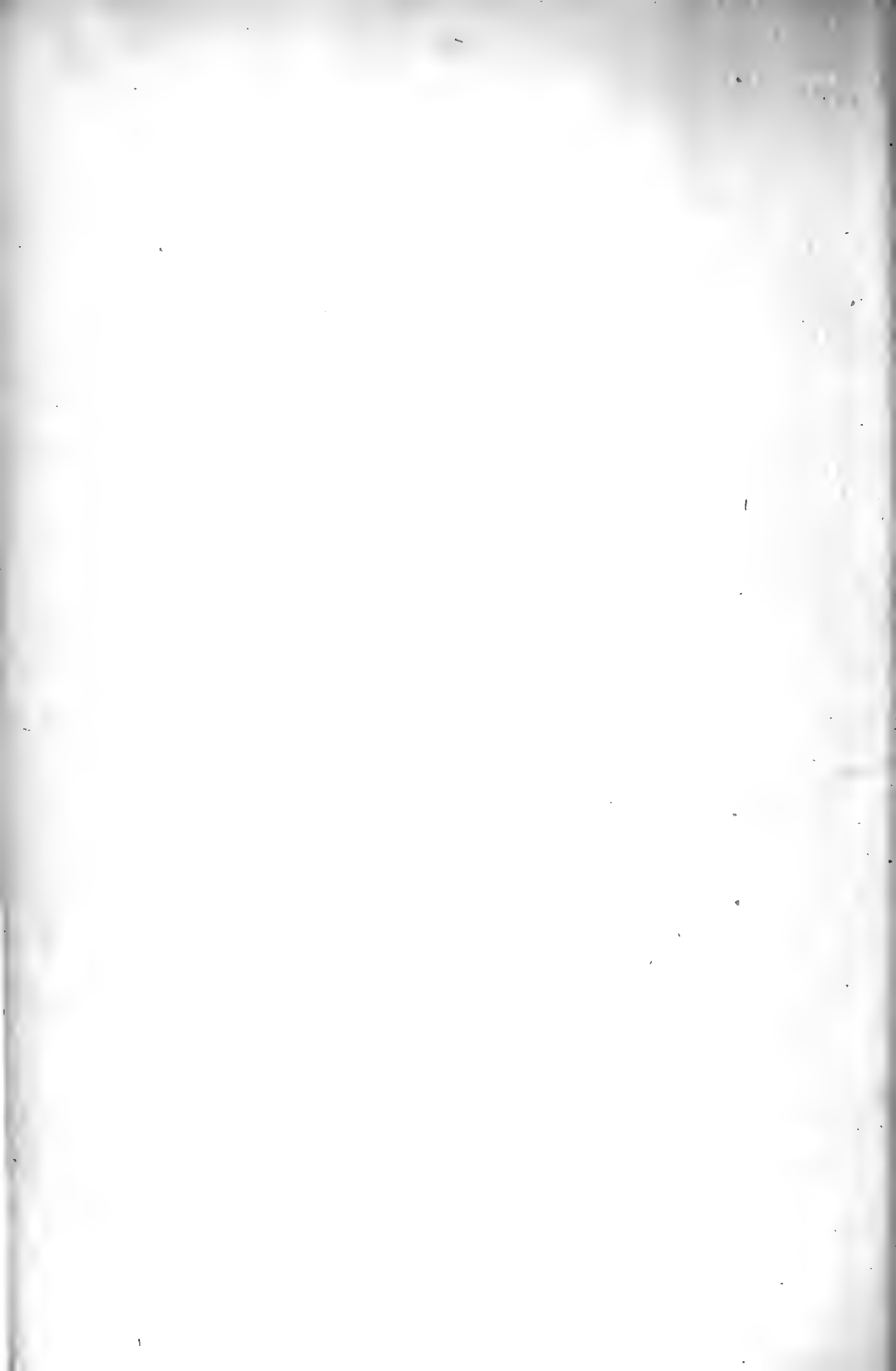
Nun ist er über die dunkle Schwelle geschritten und eingegangen nach Avalun, dem Lande Nimmernot, nach dem er sich so heiß gesehnt.

Wir aber wollen trachten, daß sein Werk und der Geist seines Schaffens unter uns lebendig bleibt, zum Segen für uns und die deutsche Heimat.

Mit diesem stillen Gelübde legen wir den grünen Bruch auf das frühe Grab unseres Dichters, der nun in fremder Erde ruht.

Monti della Trinità, Frühling 1916.

Karl Soffel.



Inhalt

Abbildungen

Im Bruch und in den Bruchwiesen

Der große Brachvogel

Im Bruche klingt eine neue Stimme. Bisher hatte der Birkhahn das große Wort; wenn die Nacht noch auf den Wiesen lag, trommelte und blies er schon, und wenn die Sonne hinter den schwarzen Kiefernwäldern verschwand, war er wieder auf seinem Balzplatze, tanzte und sprang und zischte und kollerte. Tot lag das Bruch noch, die Wiesen waren noch fahl, und allnächtlich hing der Reif in dem Ried.

Die Silberkätzchen der Weidenbüsche werden zu blankem Golde, an den Gräben schießt das junge Ried empor, die Blütenknospen der Gagelbüsche dehnen sich, der Bach begrünt sich mit Wasserstern. Da klingt das neue Lied über das Bruch.

Ein Flöten ist es, weich und rund, ein Trillern ist es, laut und hell, klingt jauchzend und jubelnd, jammernd und klagend, schwillt an und erlischt, ist hoch oben in der Luft und klingt unten von der Erde, verhallt in wehmütigem Gewimmer und erhebt sich wieder zu gellendem Gejubel.

Ein großer, langflügeliger Vogel schwebt über den fahlen Wiesen, kreist in schönem Bogen, wiegt sich in anmutigem Fluge. Wie Silber blitzt er in der Sonne; nun dreht er sich und leuchtet wie Gold, kommt in den Wolkenschatten und wird zum schwarzen Kreuz und steht auf der Wiese als brauner Pfahl.

Hochbeinig und langhalsig ist er, und sein langer Schnabel ist schön gebogen. Stolz blickt er um sich, und vorsichtig späht er umher, ob der Habicht nicht um die von gelbem Rohr umsäumten braunen

Erlenbüsche heranschwenkt, ob nicht der Fuchs hinter den Gagelbüschen herschleicht, oder ein Mensch den Damm entlang kommt.

Dann dreht er den langen Hals, zupft mit dem Schnabel sein rostgelbes, schwarz gestriemtes Rückengefieder, den weißen, braungestreiften Bürzel, die helle, leicht getupfte Flanke. Jäh fährt der Schnabel aus den Federn, aufmerksam äugt der Vogel zum Himmel, wo ein großer Vogel heranrudert, aber beruhigt putzt sich der Brachvogel weiter, denn der Schwarzrock da oben ist der Kohlrabe, ein harmloser Geselle für ihn.

Mit gewichtigem Gange stelzt er durch die feuchte Wiese, bei jedem Tritte bedächtig nickend und mit den dunkelbraunen Augen bald das Moos durchspähend, bald das Moor und den Himmel überblickend. Der lange Schnabel nimmt die Raupe vom Halme, die Schnecke aus dem Moose, stochert den Käfer unter dem Erlenlaube hervor, pflückt die vorjährige Moorbeere, findet die Eulenpuppe im Torfmoospolster und die Köcherfliegenlarve in der Wasserrinne.

Eine weiße und eine braune Weihe schweben über die Gagelbüsche. Der Brachvogel äugt nach ihnen und jagt beruhigt weiter. Dicht bei ihm wirft sich das balzende Weihemännchen sausend bis dicht an die Erde und keckert gellend, ohne daß er sich darum kümmert. Aber dann macht er einen langen Hals, wird steif wie ein Stock, erhebt sich mit heiserem Warnruf und steigt eilig in die Luft, schrill flötend.

Ein zweites Flöten von dem Bache her antwortet ihm. Da schwebt sein Weibchen in der Luft, und beide kreisen über der Füchsin, die quer über die Wiesen angeschnürt kommt, nach Enteneiern suchend. Gellend pfeifend und schrill flötend, eilig rudernd und dann jäh hinabfahrend stoßen die Brachvögel nach dem Fuchse, heben sich, senken sich, rufen die Krähen herbei, locken die Kiebitze heran, melden es der Mooreule und dem Raubwürger, daß der rote Räuber da ist, und die Hetzjagd geht quer über die Wiesen hin. Die Krähen stechen quarrend nach der Füchsin, höhnisch quäkt die Mooreule und rüttelt über dem Schleicher, schrill kichert der Würger, und die Kiebitze taumeln

quiekend rechts und links neben ihr herum. Mit einem Satze gewinnt die Füchsin die braunen Büsche, und es wird wieder still im Bruche von groben und harten Stimmen, und nur das Geschmetter des Baumpiepers und das Gezirpe der Rohrammer herrscht in der Runde.

Hoch oben am blauen, leicht bewölkten Himmel kreisen die beiden großen Vögel und erfüllen das Bruch mit ihrem Geflöte und Getriller. Der Bauer, der an seinen Staugräben arbeitet, die ihm das Winterwasser zuschlämmten, legt die Hand vor die Augen und sieht zu den Vögeln empor, und ohne daß es ihm zum Bewußtsein kommt, freut er sich an dem Wechsel der Farben ihres Gefieders, das, je nachdem das Sonnenlicht darauf fällt, silberweiß schimmert und goldig glänzt und, angeregt durch ihr wohllautendes Trillern und ihr süßes Flöten, spitzt er die schmalen, zugekniffenen Lippen und pfeift bei der Arbeit leise das Lied vom Brommelbeerbusche vor sich hin, das die Mädchen Sonntag abend singen, wenn sie untergehakt über die Dorfstraße gehen.

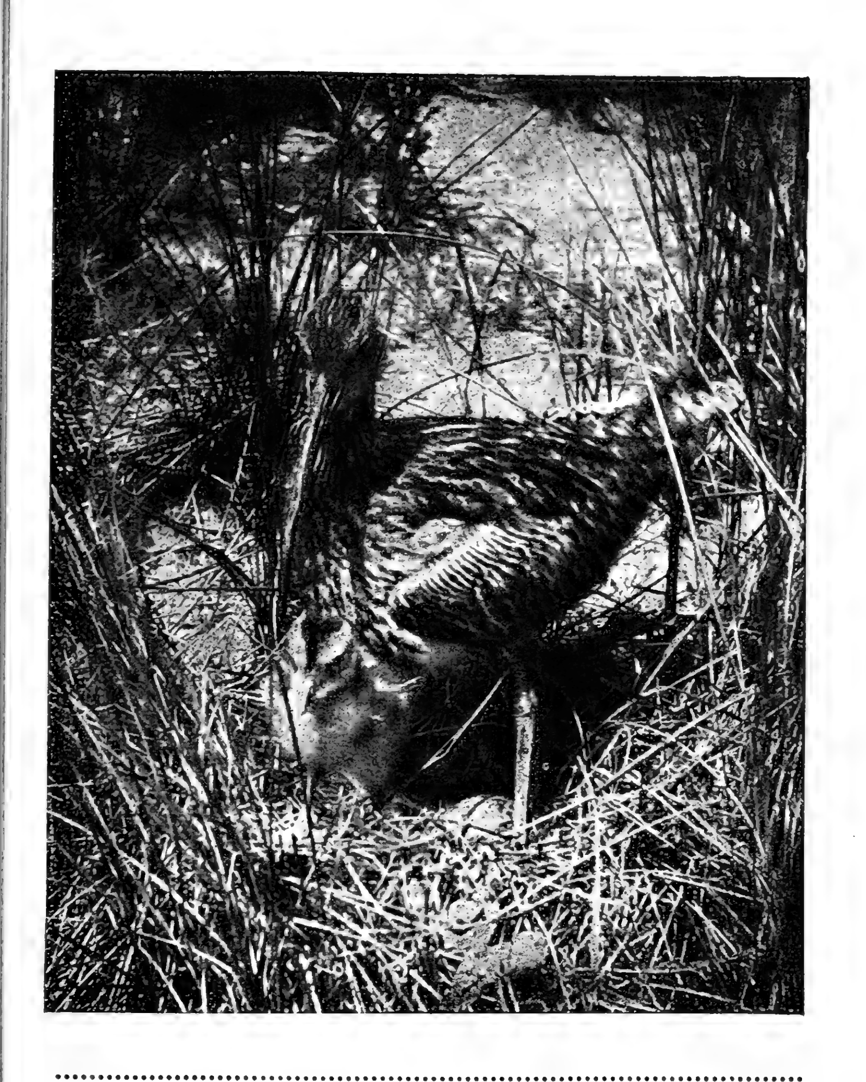
Jeden Tag von früh bis spät pfeift und trillert das Brachvogelpaar über dem Bruche. Die Gagelbüsche blühen auf und umsäumen die Wiesen mit rotem Geloder, an den Gräben leuchten die goldnen Kuhblumen, an den Birken funkeln Smaragde, die Krüppelkiefern bekommen goldrote Kerzen, und ein satter Geruch von Juchten und Kien geht vor dem lauen Winde her. Die Ringeltauben rufen, die Turteltauben schnurren, abends meckern rundherum die Heerschnepfen, und die Ziegenmelker spinnen und rufen. Aber alle, auch die kreischenden Weihen und die keckernden Mooreulen, des Grünspechtes schallendes Gekicher und des Kohlraben rollenden Ruf übertönt der Brachvögel Liebesgeflöte und Minnegetriller, und mitten in der Nacht noch, wenn nur die Rohrdommel ruft, klingt der Zwiegesang über der mondhellen Weite.

Tief unten im Bruche, wo das Wasser bis in den Juni hinein die Wiesen versauert, wo ungeheuere Gageldickungen sich aneinanderschließen und der Erlenbach fußhohen Schlamm abladet, wo die Bauern fast nie und ganz selten die Jäger hinkommen, da kommen

die Brachvögel jeden Morgen her, dahin streichen sie jeden Abend, bis daß eines Tages immer nur einer auf die Wiesen kommt und nach Schnecken und Gewürm herumstochert. Da hinten in der Wildnis liegt, von Moor umgeben, von Gagelbüschen umsäumt, eine trockene Stelle, mit Wollgras und Heide bestockt, und mitten darin sitzt auf den vier großen, bräunlichen, dunkelgefleckten Eiern die Henne.

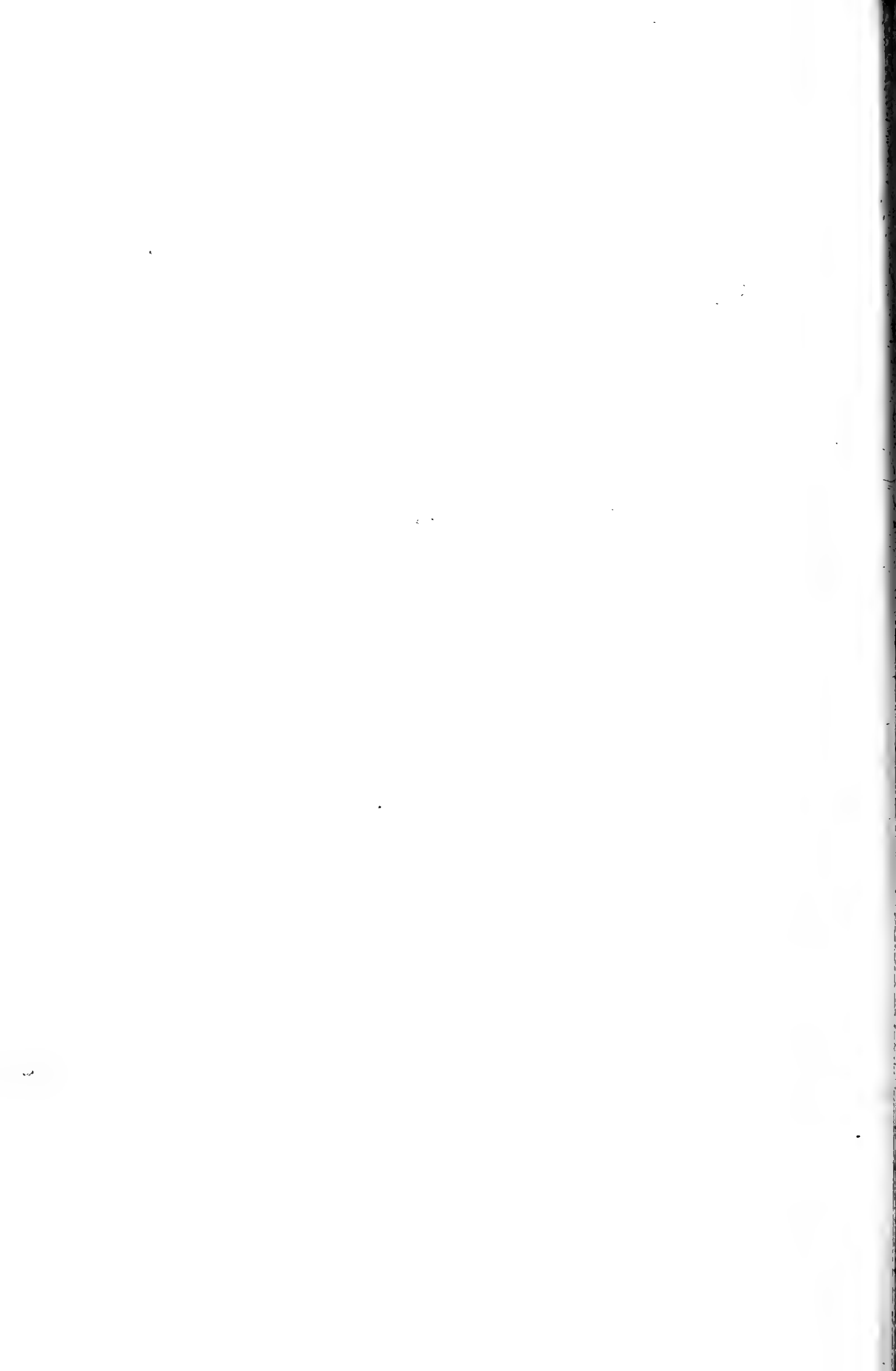
Das Wasser schützt sie vor dem Fuchse und ihr bodenfarbiges Gefieder vor dem Habicht und der Rohrweihe. Und wenn das Flugraubzeug dicht über sie hinschwebt, sie rührt sich nicht, denn hoch genug ragen die Riedhalme, um sie zu verbergen, und die schwarzen Streifen ihres rötlich-gelben Rückens täuschen den scharfen Augen der Räuber trockenes Torfmoos vor, auf dem der Seggenhalme Schatten liegen. Stumm und heimlich kommt zu bestimmten Zeiten das Männchen herangeschwebt, kreist hoch über dem Neste, läßt sich weit davon nieder, hält lange Umschau, schlüpft verstohlen durch das Buschwerk und das Gestrüpp und löst die Henne ab, die sich still von dannen stiehlt und sich erst weit vom Neste in die Luft erhebt. Treulich brütet der Hahn, bis das Weibchen seinen Hunger gestillt und sein Gefieder geordnet hat, und erst, wenn es sich wieder dem Neste naht, schlüpft der Hahn von dannen und geht auf die Würmersuche, immer sorgsam achtend, ob nicht irgendein Feind sich nahe. Ist das der Fall, so erklingt sein Warnruf quäkend über das Bruch, und es erschallt sein Angstpfiff, und fest drückt sich die Henne auf ihr Gelege, bis die Warnrufe verklingen und sie den Kopf wieder erheben darf.

Die bunten Eischalen springen auseinander. Vier graugelbe, braunschwarzgefleckte Junge zirpen unter der Henne herum, ordnen mit dem kurzen, leicht gekrümmten Schnäbelchen das wollige Gefieder und wagen sich in das verfilzte Dickicht von Heidekraut und Wollgras hinein. Ihnen voran schreitet die Alte, leise lockend, und führt die Kleinen von dem Nistorte fort. In dem dichten, mannshohen Gewirre der Gagelbüsche sind die Jungen sicher; das dichte Blattwerk schützt sie vor den spähenden Augen von Rohrweihe und Habicht, Mooreule und Krähe, und das dürre Geäst und das trockene Gras macht es Fuchs



Mutter Brachvogel

Phot. Steenhuizen



und Iltis unmöglich, sich lautlos zu nahen. Ein Gewimmel von Mücken, Stechfliegen und Gelsen schreckt alle ab, sich in das Dickicht zu wagen, und selbst das Großwiesel meidet sie.

Die Gagelbüsche wachsen jeder für sich und bilden eine Bülte neben der anderen, und zwischen ihnen zieht sich ein Irrgarten schmaler Steige hin, bald offen, bald von Riedgras überhegt, bald trocken und von zartem Mulm erfüllt, bald feucht und morastig und von Torfmoos überwuchert.

Hier wachsen die jungen Brachvögel heran. Reichliches Futter bietet ihnen die heimliche Dickung. Jede Lache wimmelt von Mückenlarven, in allen Torfmoospolstern stecken die feisten Larven der blinden Fliegen und Bremsen, und der Morast ist gespickt mit den fetten, lang geschwänzten Maden der Schlammfliegen. Überall huschen Spinnen, kriechen Räupchen, krabbeln Käfer, flattern Motten, und da, wo am Ufer des Erlenbaches die Kalla mit ihren fetten Blättern den mannstiefen Schlamm überzieht, wo gewaltige Dolden ihr krauses Blattwerk über den nassen Boden spreizen, da kriechen die klebrigen Bernsteinschnecken in Menge, da ist jede Lache, jedes Wasseräderchen zwischen den moosigen Wurzeln erfüllt von allerlei schwimmendem und kriechendem, fliegendem und schwirrendem Geschmeiß.

Niemals kommt ein Mensch dahin, und selbst der Jagdaufseher meidet den Ort, seitdem er einmal bis an den Hals in den Moder sank; einzig allein Rohrsänger und Pieper, Zaunkönig und Rohrammer schlüpfen dort herum, und ein alter Rehbock mit hohem, weitem, dunkelbraunem Gehörn und eisgrauem Gesichte nimmt dort Stand und warnt mit dröhnendem Basse, wenn der Wind die Witterung von Mensch oder Hund heranträgt. Ab und zu verirrt sich vom Flusse der Fischotter hierher, aber die Mücken und Gnitten plagen ihn zu sehr, und so schleicht er immer schnell wieder von dannen. Selbst im hohen Sommer, wenn die Sonne das ganze Bruch austrocknet, steht hier in der Senkung das Wasser, und so ist immer Ruhe und Frieden hier; auch der Kuhhirt bleibt hier fort, denn dürftig und ungesund ist die Weide, und zu gefährlich ist der grundlose Boden für das Vieh.

Oben im Bruche klingen die Sensen zum zweiten Male. An den trockenen Stellen im tiefen Gagelmoore schmückt sich die Moorheide mit rosigen Glöckchen. Die jungen Brachvögel sind flugbar geworden und üben in der ersten Morgenhelle die Schwingen, immer von den Alten umkreist, auf deren Warnruf sie jäh zu Boden schießen und in der Undurchdringlichkeit der Gagelbüsche verschwinden, wo sich das flügge Birkwild verbirgt und der alte Bock schon im zehnten Jahre der Bemühungen des Jägers spottet. Ganz selten nur sehen die Bauern einen der sechs Brachvögel, aber der Jagdaufseher, der in der Mondnacht über die Wiesen kommt, hört sie hoch über sich flöten und locken.

In einer warmen Augustnacht, als er sich zur Frühpirsch rüstet, hört er sie wieder pfeifen. Unaufhörlich pfeift es hoch oben in den Lüften, Hunderte von Brachvögeln sind es. Von weit und breit haben sie sich mit ihren Jungen zusammengeschlagen, Finnländer, Sibirier, Dänen, Ostpreußen, Pommern, Ostfriesen, Holländer. Als der Jagdhüter im Morgengrauen durch die Feldmark auf der Geest schleicht, um den Feisthirschen aufzupassen, die Nacht für Nacht im Buchweizen stehen, pfeift es rings um ihn und verschwindet lockend und pfeifend in der hohen Heide, und in dem unsichtbaren Schwarme ist auch das Brutpaar mit seinen Jungen, das unten im Bruche am Erlenbache brütete.

Die Nächte durch wandern die Schwärme der großen Vögel, tagsüber liegen sie auf freiem Feld, suchen Schnecken und Würmer und geben acht, daß kein Mensch auf Büchsenschußweite sich nähert. Naht sich ein Mensch oder ein Hund, dann steht der ganze Trupp auf und streicht laut klagend ab und fällt erst wieder ein, wo freies, weites, menschenleeres Feld ihm sichere Rast bietet, und nur, wenn dicker Nebel auf der Flur liegt, fühlen sie sich sicher und lassen den Menschen näher herankommen.

So kommt es, daß sie der Jäger selten erbeutet, wenn es nicht aus dem Schirm auf der Birkhahnbalz oder von der Krähenhütte aus geschieht, denn der große Brachvogel raset auf den Uhu so scharf

wie die Krähe. Auch auf dem Zuge droht ihm wenig Gefahr, da er zu vorsichtig ist und zu hoch fliegt, so daß er von den Massenmördern am Mittelmeere und auf dessen Inseln recht selten erbeutet wird, und selbst in der Winterherberge in Afrika meidet er den Jäger und kommt ihm nur selten schußgerecht. Die Umänderung der Moore zu Weiden und Wiesen, die andere Vögel, zum Beispiele die Heerschnepfe, beeinträchtigt, kommt ihm sehr zustatten, denn er ist ein ausgesprochener Grünlandsmoorvogel, und da auch Hühnerhabicht und Wanderfalke, die einzigen unserer gefiederten Räuber, die dem erwachsenen Brachvogel gefährlich werden können, recht selten geworden sind, so ist für ganz Norddeutschland festgestellt, daß sich dieser stolze Vogel seit zwanzig Jahren bedeutend vermehrt hat, eine Tatsache, die jeden Freund der Tierwelt um so mehr freuen kann, als sie neben der Zunahme des Schwarzspechtes den einzigen Fall darstellt, daß ein großer, schöner und unschädlicher Vogel bei uns häufiger geworden ist.



Die Pieper

Über dem Moore hängt ein dicker Himmel, und unter ihm fliegen kleine Vögel hin, die piepen ab und zu ganz dünn, gleich als fürchteten sie sich hier in der Ödnis.

Wieder welche kommen, piepen jämmerlich, lassen sich an dem Rande des Baches nieder, trippeln zwischen den dürren Moorhalmen umher, rennen über die quatschnassen Mooskissen, erheben dann alle auf einmal ihr Gefieder und fliegen mit furchtsamem Gepiepe weiter.

Im Südosten weicht das bleierne Gewölk auseinander, und die Sonne kommt hindurch. Sofort beginnen die Moorfrösche in den Tümpeln zu murren, und ein neuer Flug der kleinen Vögel, der sich in dem großen Torfstich niedergelassen hat, hält sich länger dort auf, denn allerlei Spinnen und Käferchen, Fliegen und Mücken, von der Sonne erwärmt, zeigen sich.

Sie sind größer als die anderen, die vorhin hier herumtrippelten, haben auffallend helle Binden quer über den Flügeln, sind unterwärts schön rötlich gefärbt, und ihre Stimmen sind kräftiger als die der anderen, aber etwas Verängstigtes, Verschüchtertes liegt doch darin, und wenn sie auch sehr flink rennen können und, schnappen sie nach einer Mücke, ganz hübsche Sprünge machen und ab und zu keck mit dem Schwanze wippen, in ihrem ganzen Benehmen liegt etwas Furchtsames und Gedrücktes.

Wie sollte das auch nicht sein, da sie aus den verlassenen nordischen Gebirgen, aus den Bergmooren von Schottland, Skandien und Finnland, von den Moossteppen des russischen Nordens und den Ufern des sibirischen Landes stammen, die Pieper, die den Winter am Strande des Mittelmeeres verlebt haben und sich jetzt ein wenig im norddeutschen Moore verweilen, um auszurasten und nach Nahrung zu suchen.

Wie das Land, so die Leute. Der Marschfriese singt nicht, er müßte denn gehörig angetrunken sein, und er ist in Bewegung und Rede bedachtsam; der Tiroler jodelt bei nüchternem Leibe und ist so beweglich mit Hand und Fuß wie das Gelände, in dem er lebt. Die Feldlerche singt süß, die Heidelerche dudelt schläfrig, und die Pieper haben Stimmen, die zu den Gegenden passen, in denen sie ihr Dasein hinbringen, und Farben, die dahinpassen, zum stillen Moore, zum öden Strande, zu der verlassenen Klippe und zu der langweiligen Moossteppe.

Die vorhin hier vorüberstrichen, waren Wiesenpieper, und die dort an dem Torfstiche herumrennen, sind Wasserpieper, gemischt mit einigen Felsenpiepern, die mit ihnen auf der Nordlandfahrt sind. Und jetzt, wo der Flug sich aufgenommen hat und hinter den kahlen Birken verschwand, kommt es abermals angepiept. Anders klingt ihr Locken als das jener, die eben hier waren, und ist auch von dem der Wiesenpieper verschieden, mit denen die beiden Vögel dieselbe Größe haben, aber ihr Gefieder ist etwas anders, vorzüglich die Kehle, die bei dem Hahne rostrot ist, weshalb der Vogel auch der rotkehlige Pieper heißt.

Mit kläglichem Rufen erhebt sich das Pärchen und begibt sich, schwächlich flatternd, weiter. Eine Weile ist es still und leer am Moor-

rande Ganz fern fliegt eine Krähe vorbei und quarrt einmal heiser, nach einiger Zeit kommt der Raubwürger angestrichen, rüttelt über dem Knüppeldamme, stößt zu und flattert mit der Maus, die er griff, nach der alten Schirmkiefer auf dem Sandberge; ein Reh zieht vorüber, noch ganz im grauen Winterhaare, und dann ist weiter kein Leben da als die Moorfrösche, die in ihren schleimigblauen Hochzeitskleidern in den Tümpeln umherplantschen und knurren und murren, bis es endlich wieder in der Luft piept und zwei von den Vögeln, die zu allererst hier vorüberkamen, sich auf dem Damme niederlassen, zwei Wiesenpieper, ein Hähnchen und ein Hennchen, und die gleich tun, als seien sie hier zu Hause.

Das sind sie auch, wenigstens das Männchen, während das Weibchen dort zur Welt kam, wo hinter dem Moore der Wald bollwerkt, vor dem ein fahlgrüner, hier und da hellblitzender Strich anzeigt, daß dort ein Streifen Landes rechts und links von dem Bache zu Wiesen und Viehweiden gemacht ist. Da fliegen sie denn auch, nachdem sie ein Weilchen auf dem Knüppeldamme nach kleinem Getiere gesucht haben, hin, kehren aber bald wieder zurück, weil es ihnen dort zu naß ist, und setzen, ab und zu leise lockend, die Suche nach Spinnen und Käfern fort, bis am Spätnachmittage die Sonne hinter dem Moore zu Bette geht. Da drücken sich die beiden Wiesenpieper an einer trocknen Stelle unter die Moorbeerbüsche und verschlafen die kühle Vorfrühlingsnacht.

Schön rund und rot war die Sonne untergegangen, und so kommt sie am Morgen auch frisch und ausgeschlafen wieder, und nun sieht es gleich anders im Moore aus. Das Heidkraut schimmert wie Silber, die Moorhalme leuchten wie Gold, die Preißelbeerblätter funkeln nur so, und die Birkenbüsche sehen längst nicht mehr so trübselig aus. Hier und da an den trockensten und wärmsten Stellen schiebt das Wollgras seine Blütenkätzchen aus den fahlen Bülten, auf den Gräben recken sich die Blätter des Mannagrases, und Wassernabel und Hahnenfuß recken und strecken sich. Auch blitzen die Taumelkäfer auf dem Torfstiche, Wasserläufer rutschen darüber hin, und überall im Moose

und auf dem Torfmull krimmelt und wimmelt, kribbelt und krabbelt es von allerlei winzigem Gezieser, so daß die Pieper nicht erst lange zu suchen brauchen, wollen sie satt werden.

Deshalb, weil die Sonne so prachtvoll scheint, wird dem Männchen ganz anders zumute. Es hüpft auf einen verrotteten Torfhaufen, trippelt da in seltsamer Weise umher, mit dem Kopfe nickend und mit dem Schwanze wippend, und mit einem Male flattert es empor und fängt an zu singen. Nur einen einzigen Ton hat sein Lied, und der ist auch nicht berühmt, aber in seiner Anspruchslosigkeit paßt das schüchterne Geklapper in diese stille Moorlandschaft, die ihre Frühlingssehnsucht noch verhalten muß, wo doch die Bäume schon treiben und viele Blumen völlig aufgebrochen sind. Und das Lied paßt auch so ganz zu dem bescheidenen Aussehen des Sängers, zu dem grünlicholivenfarbigen Oberteile und der rostgelblichen, dunkel getupften Unterseite, und das Weibchen, dem das Gestümper gilt, hält es für das herrlichste Lied, das es gibt, denn sonst würde es nicht alle Augenblicke mit einem zärtlichen Gepiepe dem Männchen seinen herzinnigen Beifall ausdrücken.

Das ist aber ein ganzes Ende in die Höhe geflogen, fortwährend denselben Ton singend, hält dann ein und flattert, während es weitersingt, geradeaus, um sich dann mit etwas schwächerem Gesinge, wie von der großen Anstrengung erschöpft, auf einen Pfahl fallen zu lassen, den die Bauern hier einrammten. Stolz und würdevoll und mit seiner Leistung äußerst zufrieden sitzt es da, den Kopf tief in den Nacken gezogen und die Füße an den Leib gedrückt, gleichgültig dem Bussard nachäugend, der über das Moor hinflattert, und wenig darauf achtend, daß sich bei dem Torfstiche ein einsamer Pieper stumm niederläßt.

Nachdem es aber ein wenig geruht hat, erhebt es sich abermals zu einem neuen Gesangsfluge, kommt aber nicht weit, denn sofort steigt von dem Torfstiche das eben angekommene Männchen empor, fast genau so, aber doch ein wenig dünner singend. Das geht dem ersten Männchen denn doch gänzlich gegen den Strich, und ohne seinen

Gesangsvortrag zu unterbrechen, flattert es dem Nebenbuhler entgegen, und da sieht das Weibchen, das auf einem alten Wurzelstocke sitzt und sich die Federn zurechtzieht, auf, denn just über ihm haben sich die beiden Sänger beim Wickel, zetern gewaltig, flattern heftig und kommen, sich fortwährend überschlagend, als ein einziger zappelnder Klumpen gerade vor dem Gegenstande ihrer Eifersucht herunter, platzen da auseinander, setzen sich einen Augenblick, jappend und mit wütend aufgesperrten Schnäbeln, gegenüber, fahren wieder aufeinander los und bearbeiten sich so gefährlich, daß zwei bis drei gelbliche, schwarzbraun getüpfelte Federchen in der Luft herumfliegen, bis es das frisch zugereiste Männchen für geraten hält, sich dünn zu machen und dem unangenehmen Bräutigam nicht wieder in die Quere zu kommen, so daß dieser nun in aller Ruhe und in der bei seiner Sippe herkömmlichen schlichten Weise mit seiner jungen Braut Hochzeit machen kann.

Da nun jeden Tag Pieper vom Süden eintreffen, teils um im Moore zu rasten, teils um dort zu bleiben, so hat das erste Männchen, das sich hier niederließ, allerlei Kämpfe wegen seiner Frau zu bestehen, ficht sie aber wacker aus und beißt alle Störenfriede ab, so daß es bald daran gehen kann, an einer ganz ausgezeichneten Stelle, nämlich auf einer dicken, von Moorbeerbüschen überwucherten steilen Torfwand, mit dem Weibchen das Nest zu bauen, das zwar sauber und ordentlich, aber doch so bescheiden und einfach ist, wie sich das für so anspruchslose Leutchen versteht. Die fünf Eier, die das Weibchen dort ablegt, sind ebenfalls ganz schlicht, so daß sie wie mit Algenhäufchen bewachsene Kiesel aussehen. Die Jungen aber, die daraus schlüpfen, sehen mit den langen Dunen auf Kopf und Rücken genau so aus wie verschimmelte Rehlosung, und dafür hält sie sogar der Sperber, der ab und zu hier auf die Jagd geht, und zwei kleine Bauernjungen, die ihren Eltern, welche im Moore Torf stachen, Essen gebracht hatten und die Pieperhenne mit Futter nach dem Gebüsch hinfliegen sahen und es zur Seite drehten, suchten und suchten, konnten das Nest jedoch nicht finden, obwohl sie beinahe mit den Nasen

darauf stießen, so still verhielten sich die Jungen, denn die Alten, jedes ein Räupchen im Schnabel, saßen rechts und links auf trockenen Wurzelstrünken und warnten in einem fort auf die kläglichste Weise, bis den beiden Bengeln die Sucherei zu langweilig wurde und sie abtrollten.

Gefährlicher als die dummen Jungen war schon das Raubwiesel, das das Zirpen vernahm, als es auf dem Knüppeldamme nach Waldmäusen suchte, aber die Moorbeerbüsche bildeten ein so dichtes Gatter um das Nestchen, daß selbst das Wiesel nicht hindurchschlüpfen konnte und so abziehen mußte, wie es gekommen war, dafür aber, wie das wütende Gezeter der Steinschmätzer bewies, deren Nest, das in einem halb vermoderten Torfhaufen stand, plünderte. Auch die Kreuzotter bemühte sich vergebens, zu dem Neste hinzukommen, und so ging es den Piepern besser als der Rohrammer, die auf der anderen Seite des Dammes gebaut hatte, und deren vier Junge in dem Rachen der Schlange verschwanden trotz des Lärms, den die Alten vollführten. So versteckt sitzt das Piepernest zwischen den Moorbeerbüschen und einer dicken Wollgrasbülte, daß die Mooreule Tag für Tag darüber hinwegfliegt, ohne die Jungen zu finden, ebensowenig wie der Fuchs, der ab und zu hier vorbeischleicht, hauptsächlich des Birkgeflügels wegen, das sich mit Vorliebe in dem losen Torfmull des Dammes stäubt, und der Krickenten und Himmelsziegen halber, die in den Abstichen ihr Wesen treiben. So wachsen die Kleinen und wachsen, bis das Nest ihnen zu eng wird und sie sich bei schönem Wetter aus ihm hinauswagen und sich eins neben dem anderen auf den alten Kiefernstubben hocken, der hinter dem Neste steht. Sowie aber einer der alten Vögel warnt, stürzen sie sich hinunter, schlüpfen wie die Mäuse so schnell in das Moorbeerdickicht und verkriechen sich in der dicken Schicht von Fallaub, bis die Alten ihnen wieder verkünden, daß die Luft rein ist und sie sich wieder hervorwagen. Das Nestkücken war aber einmal nicht schnell genug, als es galt, Fersengeld zu geben, und da griff es der Sperber. Am folgenden Tage kam er wieder und fing das Männchen weg. Eine Stunde später war aber schon ein

neues Männchen da, half dem Weibchen die Jungen aufziehn und sorgte auch dafür, daß es noch einmal brüten konnte.

Das sollte etwas weiterhin geschehen, wo der Damm sich zwillte, denn in der Zeit, daß die alten Pieper den drei Jungen das Fliegen beibrachten, schlug der Blitz in den Knüppeldamm ein und steckte ihn in Brand, so daß er fast gar keine Deckung mehr bot, wenigstens nicht so viel, wie die Pieper für unbedingt nötig hielten, und deshalb zogen sie weiter und wollten dort bauen. Das wurde ihnen aber nicht ganz leicht gemacht, denn da wohnte schon ein anderes Pieperpaar, und das empfing sie sehr unfreundlich, obwohl es keine Wiesenpieper, sondern Baumpieper waren, die sich auf ihre weiße Flügelbinde und darauf, daß das Männchen wirklich singen und nicht bloß nach guter Pieperart piepsen konnte, sehr viel einzubilden schienen. Nach einigem Geflatter und Gebeiße vertrugen sich aber die beiden Paare um die Brutplätze, und während hier der Wiesenpieperhahn mühselig in die Luft stieg und sein eintöniges Gestümper herausquetschte, flog auf der anderen Seite des Dammes das Baumpiepermännchen stolz in die Luft, schmetterte wie ein Kanarienvogel und ließ sich dann nicht wie der andere kraftlos auf ein Stück Torf fallen, sondern schwebte in stolzem Schwunge, prachtvoll schlagend, bis zu einer toten Birke, auf deren äußerster Spitze es sich niederließ, um nach einer Weile wieder mit schmetterndem Gesange emporzusteigen, süß zu trillern und mit wohllautendem Gepfeife oben auf einem Haufen dürrer Stämme, die die Bauern beim Torfstechen ausgegraben und zum Trocknen aufgestellt hatten, einzufallen.

Da, wo der Damm sein Ende findet, hört auch das Moor auf, und die Heide beginnt dort, erst flach und niedrig, dann höher und welliger zu werden, bis sich schließlich aus ihr, wie der Bauch eines Riesen, ein weißer, mager mit Schafschwingel und Sandrohr begraster Hügel erhebt, an dessen Grunde einige krüppelige Kiefern sich im Windschatten ducken. Dort, wo es so schön sonnig und warm ist, hatte das Baumpieperpaar sich anfänglich häuslich einrichten wollen, aber gerade als es dabei war, kamen von Süden zwei Vögel zugereist,

seltsame, lehmfarbige Tiere, ungesellige und zurückhaltende Geschöpfe. Sie rechnen sich zwar ebenfalls zum Geschlechte der Pieper, führen aber ein ganz anderes Leben als ihre Verwandten. Brachpieper sind es, Vögel des hungrigen Sandes, der armen Düne, des dürren Bodens, gewandte, scheue, flüchtige Vögel, längst nicht so zutraulich, wie es sonst der Pieper Art ist, in ihrem Benehmen bald an Bachstelzen erinnernd, wenn sie sich jagen, heftig dabei mit dem Schwanz wippend, bald an Lerchen, wenn das Männchen wie eine Heidlerche in der Luft hängt und sein schwermütiges Liedchen singt, und sogar an den Triel, der weiterhin auf der großen Sandblöße vor dem Kiefernaltholze wohnt, gemahnend, rennen sie hurtig in geduckter Haltung dahin.

Ihnen muß der Baumpieper weichen, als er sich die Sandwelle als Heimstatt erküren wollte, und nur der Heidlerche ward es gestattet, dort zu weilen, und den Hänflingen, die in dem Krüppelwacholder nisteten, und auch ein zweites Brachpieperpaar, das den Versuch machte, sich dort anzusiedeln, wurde weggebissen. In stolzer Einsamkeit halten sie sich in ihrem hungrigen Reiche, die beiden heimlichen Vögel, eilfertig hin- und herhuschend auf der Jagd nach Spinnen, Motten und Käfern und Fliegen, die sie mit jähem Sprunge aus der Luft haschen, oder eine Weile auf einem der bunten Kiesel rastend, die in Menge in dem reinen Sande liegen. Später als die anderen Pieper trafen sie ein, und als diese schon fütterten, brütete die Brachpieperhenne noch in dem Nest unter einer kleinen, sich mühsam am Boden hinquälenden Kiefer, und als die anderen bei der zweiten Brut waren, lehrten sie ihre Jungen erst das Fliegen und dachten nicht daran, eine zweite Brut zu machen, sondern verschwanden, als die Wiesen- und Baumpieper es noch sehr schön am Moore fanden, Ende des Erntemondes schon aus der Gegend, um dem Süden zuzuwandern.

Ihnen nach folgte um die Mitte des Herbstmondes der Baumpieper, und erst zu Beginn des Weinmondes zog der Wiesenpieper fort. Aber es mangelte darum doch auf längere Zeit nicht an den

kleinen Vögeln, die mit dünnem Gepiepe die Stille des öden Moores leicht unterbrachen, denn nun rückten die Pieperarten vom Norden ein, trieben sich einen halben Tag an den Gräben umher, und erst als diese des Nachts überfroren, wurde es ganz stille im Moor.



Das Birkhuhn

Mitten durch die weiße Heide zieht sich ein dunkler Streifen; das ist die Landstraße mit ihren Hängebirken.

Einen ganzen Tag und eine volle Nacht stob der Schnee; nun ist die Heide ganz weiß; sie schläft unter der fußhohen Schneedecke. Die Kiefern haben sich weiße Hauben aufgesetzt, die Wacholder zogen weiße Hemden an.

Blank ist der Februartag. Die Sonne steht am hellen Himmel und läßt den Schnee glimmern und flimmern. Alles, was nicht weiß ist, sieht riesig aus; die Krähe auf dem Grenzsteine, der Hase auf dem Koppelwege sind doppelt so groß als sonst, und wie ein Tor macht sich die Öffnung des uralten Steingrabes auf dem Anberge.

Vom Bruche stiebt ein Flug großer Vögel heran. In reißender Fahrt sausen sie heran und fallen in den Birken ein, daß die Birkenzeisige aus Nordland, die zwitschernd in den schwanken Zweigen herumturnen und die Flügelfrüchte aus den Kätzchen herauszupfen, entsetzt weiterstieben und weiter unten in den Birken untertauchen.

Ein halbes Hundert Birkhähne sind es, die jetzt auf den Birken baumen. Es war ihnen zu unbequem, im Bruche und auf der Heide den Schnee von dem Heidekraute zu scharren, darum stoben sie zur Landstraße, um sich an den Blütenkätzchen der Birken zu äsen zur Abwechslung nach den bitteren Blütenknospen, die ihnen im Bruche die Porstbüsche boten, nach den strengen Wacholderbeeren, dem Samen des Pfeifengrases, den Früchten des Heidkrautes, und was sonst noch unter der fußhohen Schneedecke verborgen ist.

Bedächtig weiden sie die Birkenkätzchen ab. Die Sonne bestrahlt ihr schwarzes Gefieder, daß es blau aufleuchtet, und hell glühen die roten Rosen über den Augen. Mit langen Hälsen äugen sie dem Bauern nach, der mühsam den verschneiten Weg entlang geht, und erst, als er über dem Anberge verschwunden ist, äsen sie weiter. Die scharfen, krummen Schnäbel ziehen die Birkenruten heran und streifen die Kätzchen herunter. Dann und wann hält ein Hahn inne und ordnet seine Federchen an der blauschillernden Brust.

Die Sonne meint es gut; den Hähnen wird frühlingshaft zu Sinne. Ein alter Hahn, dessen Sicheln lang und breit sind, und dessen Rücken ganz dunkelblau ist, würgt einige Male auf seltsame Art, bläst ein bißchen, aber dann schüttelt er sein Gefieder und pflückt weiter an den Zweigen herum. Ein junger Hahn jedoch, dessen Spiel erst halb entwickelt, ist und dessen Rücken noch manche bräunliche Federkante aufweist, beginnt lustig zu kullern, bricht sein Balzlied aber auch bald wieder ab, denn ein Schlitten klingelt heran. Alle Hähne machen lange Hälse; dann schwingen sie sich ab und fallen zu Felde. Die drei Jäger im Schlitten sehen ihnen nach.

Da, wo es im Felde grün aus dem Schnee hervorblüht, sind die Hähne eingefallen. Das Rotwild hat dort über Nacht gestanden und den Schnee von der Saat geschlagen, und so finden die Hähne bequeme Weide. Ein alter Hahn aber hat andere Gedanken. Er schwingt sich auf den großen Wanderblock am Wege, äugt erst nach allen Seiten, und dann duckt er sich, daß sein Schnabel fast den Stein berührt, bläst den Hals auf, daß die Federn sich sträuben, hebt das weit gefächerte Spiel, läßt die Flügel hängen und beginnt erst leise, dann immer lauter zu trommeln. Das regt einen Junghahn auf, und er macht es dem alten nach, und noch ein Hahn balzt, und noch einer und immer mehr, und während allerlei Wintervögel aus Nordland, Dompfaffen, Birkenzeisige und Bergfinken flötend, zwitschernd und quäkend vorüberfliegen, singen sieben Hähne mitten im Schnee ihre seltsamen Liebeslieder, daß der Briefträger, der die Landstraße entlang geht, ganz erstaunt stehen bleibt und den Kopf schüttelt.



Vor der Balz. Die Hähne äsen sich in den Birken

Phot. M. Steckel



Während der eine Teil der Kette den Schnee von der Saat scharrt und sich äst und die anderen balzen oder ihr Gefieder ordnen, halten die Jäger Kriegsrat. Sie wollen sich die Hähne angehen lassen. Sie wissen, daß, wenn die Hähne angerührt werden, sie jedesmal zwischen den einzelnen krausen Kiefern jenseits der Landstraße durchstreichen. Darauf bauen sie ihren Plan. Sie steigen aus und gehen im Bogen über die Heide nach den Kiefern hin; der Kutscher fährt nach dem Dorfe und sagt dem Jagdhüter Bescheid. Hintereinander gehen die Jäger durch den tiefen Schnee, aus dem nur hier und da ein Wacholderbusch, eine krüpplige Kiefer oder eine junge Birke hervorsieht. Mit schrillem Warnrufe fliegt der Raubwürger von der toten Birke ab, wo er die Maus hinunterwürgte, die er am Grabenrande erbeutete.

Die Jäger müssen lange warten, denn der Jagdaufseher muß einen großen Bogen machen, um die Hähne richtig anzugehen. Sie sitzen unter den verschneiten Kiefern auf ihren Stuhlstöcken und sehen nach der Landstraße hin, vor der ein Bussard rüttelt, und schauen dem Meisenfluge zu, der in den Kronen einfällt und auf eine Weile die Stille mit lustigen Lauten erfüllt. Eine halbe Stunde vergeht, und noch eine Viertelstunde, da dröhnt von der Heide her der Hebeschuß. Die drei Jäger springen auf, spannen die Waffen und sehen angestrengt dahin, wo die Birken an der Straße den Heidberg überschneiden. Ein schwarzes Gewimmel steigt über die Kronen, senkt sich, zieht sich auseinander, schließt sich wieder und kommt in rasender Eile näher. Wie die Bildsäulen stehen die drei Männer. Die Hähne streichen gerade auf sie zu und halten zwischen den Bäumen durch. In demselben Augenblicke, als der Flug bei den Schützen ist, heben sich drei Gewehre, drei Schüsse fallen, ein Hahn schlägt dumpf zu Boden, daß der Schnee stiebt, und noch drei Schüsse dröhnen, ein Hahn schlägt Rad in der Luft, einer himmelt, bis er hoch in der Luft ist, und kommt wie ein Stein herab, die Krone einer Kiefer durchschlagend, ein dritter tut sich von der Schar ab, wird bei jedem Flügelschlage langsamer und kommt in schrägem Fluge herunter.

Der alte Weißbart mit dem rosenroten Gesicht springt vor Vergnügen in die Höhe, schlägt sich auf den Schenkel und schreit: „Ho rüd hoch! Das hat geschlumpt! Vier Hähne! Und ich hab zwei herunter.“ Er nimmt den ersten Hahn auf und geht nach dem, der bei dem Graben herunterkam. Aber so wie er ihn in der Hand hat, schreit er: „Kommt mal her und seht euch das hier an!“ Und über das ganze Gesicht lachend hält er ihnen einen Hahn hin, bei dem alle kleinen Federn silberweiß mit blauschwarzem Rande sind. Die Jäger hängen die Hähne an die Bäume, setzen sich auf ihre Stuhlstöcke und frühstücken. „Das ist der dritte widersinnige Hahn, den ich geschossen habe,“ sagt der alte Jäger und liebäugelt mit dem bunten Hahne; „vor fünfundzwanzig Jahren hatte ich hier eine Kette, von der drei Stück schneeweiß waren; einen Hahn davon schoß ich auf der Balz; von den anderen habe ich nichts wieder gesehen. Und vor sechs Jahren schoß ich im Herbst auf der Suche einen Hahn, der war ganz fahlgelb. Alle beide stehen im Provinzialmuseum, und dieser Prachthahn soll da auch hin.“

Die Jäger gehen dem Dorfe zu; sie wollen Füchse aus dem Bau sprengen. Die Hähne sind bis tief in das Bruch gestrichen; dort sind sie sicher. Wo die überschneiten Porstbüsche ein undurchdringliches Bollwerk bilden, über das hier eine schlanke Birke, dort eine krause Kiefer hinausragt, fallen sie ein. Eine ganze Weile sitzen sie auf den Kronen der Bäume und äugen mit langen Hälsen in die Runde, bis sie sich sicher fühlen und ihr Federkleid zurechtzupfen. Dann fällt einer zu Boden, scharrt den Schnee fort und sucht nach Moosbeeren oder springt nach den Kätzchen der Porstbüsche, andere weiden auf den Birken, andere plündern die Wacholderbüsche. Weit von ihnen ragt dunkel der Wald. Auf der Sitze der Randkiefer leuchtet ein heller Fleck. Ein nordischer Wanderfalke ist es. Eine Stunde lang äugt er zu den Hähnen hin. Endlich erhebt sich der Flug und streicht dem Walde zu. Der Falke rührt sich nicht auf seiner Warte. Erst, als die Hähne sich heben, da sie den Wacholderbüschen nicht trauen, schwingt er sich ab. Mit hastigen Flügelschlägen gelangt er über sie, und mit einem Stoße, so jäh, daß es laut saust, fährt er hinab, schlägt dem letzten Hahne die Krallen

in den Rücken und fällt mit ihm in den Schnee. Die anderen Hähne aber streichen an der Waldkante entlang und fallen in der Hudewohld ein, in deren Dickichten sie verschwinden.

Am anderen Morgen ist alles im Lande weiß, auch die Birken, der Rauhfrost hält sie umsponnen. Die Sonne scheint hell, aber die Hähne, die hinter dem Bruche auf den Feldern des Nachbardorfes liegen, balzen nicht; der Wetterwechsel liegt ihnen in den Gliedern. Sie äsen sich satt und tauchen wieder im Bruche unter. Regentage kommen und weichen den Schnee von der Heide. Die Hähne sind unsichtbar; sie stecken in der Wohld. Da haben sie Schutz vor dem Regen und Äsung genug. Unter den Fichten und Kiefern wachsen Heidelbeeren und Preißelbeeren; die Birkhähne pflücken die Zweigspitzen ab und scharren im Fallaube und Moose nach verdorrten Beeren und schlafendem Gewürm oder äsen die Blütenknospen von den Porstbüschen, den Erlen, Birken und Haselbüschen. Auch eine Anzahl Hennen sind bei ihnen. Dem Regen folgt eisiger Ostwind; das Birkwild hält sich in Deckung. Aber so wie die Luft wieder still wird und die Sonne sich zeigt, streichen sie in das Bruch, aus dem der Schnee verschwunden ist, und wo sie Nahrung genug finden, denn massenhaft liegen unter den dichten Moorbeerbüschen die dürren Früchte, und die Torfmoospolster sind bedeckt mit den Früchten der Moosbeere. Wenn die Sonne ganz schön scheint, balzt vormittags wohl einmal ein Hahn, doch immer nur am hellen Tage und nur auf einen Augenblick.

Der März kommt. Er bringt einige heiße Tage, sprengt die Blütentroddeln am Haselbusch und öffnet die Kätzchen an den Erlen. Die Knospen der Porstbüsche schwellen, die Grabenränder begrünen sich, allerlei Kerbtiere krabbeln im Grase und schwirren um die Büsche. Eines Morgens um drei Uhr, als es noch nachtschwarz ist, balzt ein Hahn. Am andern Morgen balzt er nicht; ein eisiger Wind pustet durch das Bruch. Acht Tage lang weht der böse Wind; wenn er verschnauft, pladdert der Regen hernieder. Das gefällt den Birkhähnen nicht. Endlich tritt gutes Wetter ein, und der Jagdaufseher, der vor Tau und Tag durch das Bruch geht, um die Hähne festzumachen,

hört hier einen balzen und da einen und drüben noch einen. Am anderen Morgen aber balzen sie mehr auf der Heide, und nach drei Tagen in den Sandbergen, aber auf dem Hauptbalzplatze ist alles tot und still. Die Hähne sind noch nicht platzbeständig, sie balzen verloren, bald hier, bald da. Dann kommen wieder naßkalte Tage, und es wird ganz still in Bruch und Heide; das Birkwild hält sich verborgen. So geht der März zu Ende und die erste Aprilwoche gleicherweise.

Aber das Bruch hat sich inzwischen umgefärbt. Alle Grabenränder sind grün, die Birken haben dicke Knospen, über dem Porst liegt ein roter Schimmer, die Wacholder verjüngen sich und lustig ist es geworden, das stille Bruch. Die Kiebitze sind angekommen und die Bekassinen, Pieper und Heidlerchen sind da, die Finken schlagen, die Graudrosseln pfeifen, Mooreulen und Weihen balzen, der Brachvogel flötet, und da packt es auch die Hähne; an ein und demselben Morgen kullert ihr Balzgesang über das ganze Bruch, und bis zur Landstraße hin, wo der Jagdaufseher steht und in die dunkle Heide hineinsieht, klingt das Blasen. Schnell geht der Jagdhüter den Sandweg entlang, biegt in den Bruchweg ein, und je näher er dem Bruche kommt, um so öfter bleibt er stehen, um zu horchen; vorsichtig schleicht er bis vor die große Bruchwiese, kauert sich in einem breiten Wacholderbusche nieder, den er hohlgehauen hat, steckt sich seine Pfeife an und wartet das Ende des Vormorgens ab.

Noch ist es ganz grau; hier und da schimmert der Stamm einer Birke aus der dicken Dämmerung. Die Luft ist erfüllt von dem Gemecker der Bekassinen und dem Blasen und Trommeln der Hähne. Ab und zu quäkt eine Mooreule, Kiebitze rufen, die Ralle pfeift, sausend streicht Birkwild vorbei. Hinter der Wohld lichtet sich der Himmel und färbt sich rosig. Aus der Dämmerung treten die gespenstigen Formen der Wacholder hervor. Die Drosseln beginnen zu pfeifen, Stockenten schnattern, Kriekenten rufen, hinten im Bruche trillert der Brachvogel, ein Reh, das Wind von dem versteckten Manne bekam, schreckt laut und anhaltend, und in den Erlen am Bache balzt ein Fasanenhahn. Hahn auf Hahn tritt aus dem Nebel hervor; an

dreißig balzen in der Wiese, andere in den Heidbergen, andere vor der Wohld; überall erklingt ihr Blasen, Trommeln und Fittichschütteln und dazwischen das Gegacker der Hennen. Bis sieben Uhr bleibt der Jagdaufseher sitzen; dann stiehlt er sich ab. Noch drei Morgen verhört er die Hähne, dann weiß er, wo er die Schirme zu bauen hat. Einer muß sich an den dichten Stechpalmenbusch anlehnen, der andere kommt unter die krause Eiche zwischen die Wacholder, und zum dritten müssen die Weidenbüsche ausgebaut werden. In einem Vormittage ist die Arbeit gemacht; die Schirme sind dicht und dabei sichtig, mit Bänken aus Heidschollen versehen und so gut gearbeitet, daß sie wie natürliche Büsche aussehen und den Hähnen nicht ungewohnt vorkommen.

Eines Mittags kommt dann auch der alte Herr, der die Jagd gepachtet hat, an. Er macht sich aus dem Schießen aus dem Schirme nichts mehr, aber die Balz läßt er darum doch nicht aus; zu gern beobachtet er den Minnetanz der Hähne und was sich sonst noch zwischen Nacht und Tag dem verborgenen Jäger bietet. Am Spätnachmittage setzt er sich in den Schirm unter die Eiche, raucht seine Zigarre und sieht den Hasen zu, die sich in der Wiese treiben. Hinten in den Heidbergen balzt ein Hahn, vor der Wohld auch einer. Dann saust es über die Eiche hinweg, und ein Hahn fällt zum Balzplatze, ein alter Hahn mit dicken Rosen und starkem Spiele. Lange sichert er, äst sich am jungen Grase, pickt Gewürm auf, und dann fängt er an zu blasen, erst leise und kurz, dann laut und anhaltend, bis er mit wildem Gezische in die Höhe springt und seinen zweiten Vers beginnt. Dumpf und leise tönt das Getrommel. Wie eine schwarzweiße, rotäugige, dicke Schlange schiebt sich der Hahn über die Erde hin, reckt ab und zu den Hals, bläst, bläst noch einmal, springt zischend empor, dreht sich, daß sein Unterspiel wie eine weiße Flamme leuchtet, und trommelt weiter.

Ein heiseres Gackern ertönt, ein Schwirren und Poltern; in den Porstbüschen am Graben sind drei Hennen eingefallen. Eine trippelt dem Hahne zu, aber so wie er sich ihr nähert, rennt sie girrend

vor ihm her, und schnurrend läuft er ihr nach. Wieder saust es; ein zweiter Hahn ist eingefallen. Er äugt eine Weile nach den Hennen hin, und dann rennt er der einen nach. Ein heiseres Wutgirren stößt der alte Hahn aus, und im nächsten Augenblicke springen die beiden Hähne gegeneinander an, kratzen und beißen sich, daß die Federn fliegen, lassen ab, stehen sich mit gesträubtem Gefieder gegenüber und fahren zischend und murrend wieder aufeinander los. Der Jäger im Schirm schmunzelt; er hat nur nötig, den Drilling an die Backe zu ziehen und loszudrücken, und beide Hähne liegen da; aber er sieht ihnen lieber zu, bis der Junghahn abstiebt und von dem alten verfolgt wird. Die Hennen treten aus dem Porste heraus, weiden, scharren nach Gewürm, und dann machen sie alle drei auf einmal lange Hälse und äugen nach den Weidenbüschen hin, vor denen etwas im alten Grase umherschleicht.

Der Jäger nimmt das Glas vor die Augen. „Ein Hahn!" denkt er. Aber dann scheint es ihm, dem langen Stoße nach, ein Fasan zu sein. Aber am Bauche ist er schwarz. Und jetzt tritt der Vogel aus dem Grase heraus, und dem Jäger fangen die Hände am Glase zu zittern an, denn zum ersten Male sieht er den geheimnisvollen Vogel vor sich, an den er hatte nie glauben wollen, so oft in den beiden letzten Jahren der Heger ihm auch sagte, daß er im Bruche einen Vogel gesehen habe, halb Fasan, halb Birkhahn. Nun hat er ihn vor sich; ganz deutlich sieht er ihn. Unterwärts ist er schwarzblau, wie ein Birkhahn, auch die Kopfbildung schlägt dahin, aber das Obergefieder ähnelt dem der Fasanenhenne, und der Stoß ist so lang wie beim Fasanenhahne. Mehr als einmal hatte der Jäger beobachtet, daß die Fasanen und das Birkwild sich untereinander paarten, aber daß diese Verirrung Folgen haben könne, das hatte er nicht angenommen. Und nun steht der Blendling vor ihm, halb Fasan, halb Birkhahn; die Sonne spielt auf seinem Gefieder, wie er dahinschreitet, scheu beäugt von den Birkhennen, um die er sich ebensowenig kümmert wie um die Fasanenhenne, die aus dem alten Schilfe hervortritt, denn er weiß nichts von der Liebe, die die anderen plagt und beglückt.

Zwei Birkhähne fallen weiterhin auf der Wiese ein und balzen darauflos; kein Auge wirft der Jäger auf sie. Über der Wohld kreisen mit rauhen Rufen die Kolkraben; er achtet nicht auf sie. Vor dem Porste zieht ein guter Bock her; er bleibt unbemerkt. Den gespannten Drilling in den Händen, sitzt der Jäger da, ohne sich zu rühren, ohne zu wagen, weiter zu rauchen, aus Angst, daß der Bastard das leise Schnalzen der Lippen vernehmen könnte. In die Krone der Eiche, unter der der Jäger sitzt, poltert etwas hinein; ein heiseres, in ein schneidendes Keifen endigendes Gackern sagt ihm, daß es eine uralte Birkhenne ist, und jetzt fällt sie zur Weide, und er sieht, daß er ein Museumsstück vor sich hat, das seinen Freund, den Direktor des Museums, entzücken würde, denn eine hahnenfedrige Henne ist es, mit gut geschweiften Sicheln und starken Rosen. Aber er sieht nur nach dem Blendling, nach diesem Kabinettstücke, das ihm lieber ist als der bunte Hahn, den er im Februar schoß, und der weiße Hahn und der fahlgelbe, die er vor Jahren erbeutete. Endlich rückt der seltene Vogel vor, so langsam, daß dem Jäger, der die Waffe gehoben hält, Blei in die Arme und Zittern in die Hände kommt, aber als der Bastard auf dreißig Gänge heran ist, da werden die Arme frisch, und als nach dem Schusse, vor dem die Hähne stumm wegpolterten und die Hennen mit Angstgegacker abstoben, der Dampf sich verzogen hat, liegt der Vogel auf dem Rücken im Grase mit gespreizten Fittichen und breit gefächertem Stoße, und als der Schütze ihn über die Heide trägt, ist er so glücklich wie an jenem Tage, da er als Junge von vierzehn Jahren seinen ersten Bock auf die Decke bringen durfte.

Nun sind ihm die Birkhähne erst recht gleichgültig, aber darum duldet es ihn, als die alte Kastenuhr auf der Diele des Kruges die zweite Morgenstunde ansagt, doch nicht im Bette, und eine halbe Stunde später sitzt er wieder in dem Schirme unter der Eiche und lauscht den Stimmen des Vormorgens. Ein Hauptbalzmorgen ist es; fortwährend rauscht Birkwild durch die Luft, überall gackert, allerorts bläst und trommelt es. Als es abgraut, tauchen ein Dutzend Hähne aus dem Zwielicht hervor, die zischend emporspringen oder

mit dumpfem Gekuller sich drehen und im Grase entlang schieben, bis zwei aneinandergeraten und kämpfen, daß es wie ein schwarzweißer Ball, aus dem es feuerrot hervorflammt, vor dem Jäger umherwirbelt. Aber der denkt nicht an das Gewehr; er sieht zu, wie die Hähne balzen und die Hennen betreten, schaut nach den Brachvögeln, die flötend und trillernd dahinschweben, und nach den Weihen, die sich im Balzfluge mit zackigem Ruf jäh aus der Luft werfen, und lauscht auf das laute Drommetengeschmetter der Kraniche, das zu ihm heranklirrt, und denkt daran, wie er als junger Ingenieur im Kaukasus auf balzende Birkhähne jagte und sehr enttäuscht war, als dort alle Hähne stumm balzten, weswegen, wie er kürzlich in einer Jagdzeitung las, die Forscher eine eigene Form daraus gemacht haben. Langweilig war dort ein Balzmorgen gewesen; hier im Heidbruche ist es schöner.

Wilder und wilder balzen die Hähne; die Luft ist erfüllt von ihrem Gekuller, von der Heide, von den Sandbergen, überallher kommt das Getrommel, alle anderen Vogelstimmen übertönend. Und dann ebbt es ab, flaut immer mehr zurück, denn die Sonne steht blank über dem Walde, und die Hähne halten ihr Morgengebet, bis sie von neuem zu balzen anfangen, daß die Luft abermals von ihrem Gekuller bebt. Dann kommt der Umflug; ein Hahn streicht ab, andere stehen zu. Hennen poltern fort, andere fallen ein; überall erklingt das lockende Gackern. Aber nun wird der Jäger aufmerksam; ein keifendes Gegacker erklingt, und auf der krausen Kiefer baumt die hahnenfedrige Gelthenne auf. Da knallt es, dumpf schlägt sie zu Boden, das ganze Birkwild poltert auf, ein Teil stiebt ab, aber die anderen beruhigen sich wieder, und einige Hähne balzen weiter, als ob nichts geschehen wäre, bis einer nach dem anderen abreitet und die Hennen auch verschwinden. Da endlich verläßt der Jäger den Schirm, nimmt die alte Henne auf und geht damit zum Kruge, wo der Wirt lange Augen macht, denn er weiß, daß die Birkhenne bis Mitte September nicht beschossen werden darf, aber der Jagdpächter sagt ihm, daß er behördliche Erlaubnis hat, einige hahnenfedrige Hennen für das Museum abzuschießen.

Den ganzen April über balzen die Hähne, und wenn die Hennen schon legen, balzen auch die Hähne noch, die keine Hennen bekamen, und der Mai geht zu Ende, und der Juni beginnt, und immer balzen morgens und abends einige Hähne noch. Die Hennen aber, mit Ausnahme der alten Gelthennen, die sich unstet umhertreiben, brüten schon. Irgendwo in guter Deckung, wo das Heidkraut lang oder der Porst dicht steht, haben sie sich eine Mulde in den Mulm gescharrt, in der die bodenfarbigen Eier liegen. Fast einen vollen Monat dauert das Brüten, und so heimlich sind die Hennen um diese Zeit, daß der Jagdaufseher nur einmal eine zu sehen bekommt, als er sich zum Vespern auf einen Baumstumpf setzt und ihm eine Henne, die bis dahin auf dem Neste gesessen hat, zwischen den Beinen hochpoltert. Als die Brut ausgefallen ist, bekommt er erst recht nichts davon zu sehen, denn im dichtesten Wirrwarr der Porstbüsche, wo es von Gewürm wimmelt, führt die Birkhenne ihr Gesperre. Auch die Hähne werden immer heimlicher, denn sie mausern, und das Fliegen wird ihnen immer schwerer. Ende Juli schießt der Heger ein Habichtweibchen, das in der Wacholderheide vor ihm mit einem alten Hahne in den Griffen aufsteht, und er wundert sich darüber, daß der Hahn am Kopfe und Halse fast ganz wie eine Henne gefärbt ist. Da er das Stück dem Jagdpächter sendet und dieser es dem Museum bringt, so entspinnt sich in der jagdlichen und naturwissenschaftlichen Presse eine lange Auseinandersetzung über die Sommerfärbung des alten Birkhahnes, bis endlich festgestellt ist, daß der Hahn im Hochsommer an Kopf und Kragen die Hennenfarben trägt.

Endlich sind die Gesperre beflogen. Der Sommer ist günstig gewesen; er war nicht zu naß und nicht zu trocken, und so ist das junge Birkwild gut aufgekommen. Immer aber noch führen sie ihr heimliches Leben in der langen Heide und im tiefen Porste, in den verwachsenen Erlenbrüchen, in den sauren Wiesen und in dem dichten Unterholze der Birkensümpfe. Reißt auch der Fuchs oder der Marder ein Stück, oder greift der Habicht eins, es bleiben noch genug für den Jäger übrig, als Mitte September die Jagd aufgeht. Eine böse

Jagdart ist das, die auf junges Birkwild. Die Sonne brütet auf dem Bruche, und zwischen den Porstbüschen ist ein häßliches Gehen; den Jägern rinnt der Schweiß in Strömen über die Gesichter, und jede Stunde müssen sie eine Pause machen, damit sie sich erholen können, und die Hunde nicht minder, die von der Hitze und dem Staube die Nase verlieren. Steht dann eine Kette auf, so heißt es Obacht geben, daß keine alte Henne geschossen wird, und was herunterfällt, ist auch noch nicht gefunden, denn das geflügelte Birkhuhn rennt schnell und weiß sich gut zu stecken. Darum werden die Jäger die Suche bald leid, das Birkwild hat Ruhe und kann sich für den Winter mästen.

An Gelegenheit dazu fehlt es nicht. Vielerlei Beeren reifen im Bruche, die Wiesen leben von Heuhüpfern, das Torfmoos ist gespickt mit Larven und Puppen und übersät mit Samenkörnern, Fallkörner die Menge liegen auf der Stoppel, und der Buchweizen reift. Unstet treiben sich die Ketten umher; die alten Hähne aber bleiben für sich. Wenn es ein schöner, heller Abend ist, treibt es sie, zu balzen, und laut klingt über die rosenrote Heide ihr dumpfes Getrommel und ihr heiseres Blasen, und auch in der Frühe melden sie sich dann und wann, wenn die Luft still ist. Je mehr aber der Herbst heranrückt, je rauher die Luft geht, um so seltener kommen sie auf Frühlingsgedanken; sie scharen sich und streichen weit und breit umher, liegen heute auf der Stoppel, morgen im Moore, wo die Moosbeeren reifen, übermorgen auf den Rodungen, die von Preißelbeeren strotzen, um abends in der dunkeln Wohld in den dichten Kiefern und Fichten zum Schlafen aufzubaumen. Sie lassen sich weit von ihren Standplätzen blicken, fallen in Feldmarken auf die Saat, wo kein Birkwild vorkommt, am späten Abend aber sausen sie wieder reißenden Fluges der Heide zu und dem Bruche, denn Bauland ist ihnen verhaßt, und nur in der Wildnis können sie leben.



Der Kolkrabe

Der fetteste Monat für das Raubzeug ist der Hornung; er beschert ihm reichlich an Fallwild.

Die Sonne hat dann schon Kraft und schmilzt den Schnee an; aber nachts gefriert er wieder, und die Kälte überzieht die Schneedecke mit einer Eisschicht. Fällt dann Neuschnee, so kann der Schnee zwei oder drei Eisschichten übereinander bergen.

Unmöglich ist es dann für Hirsch und Reh, zur Bodenäsung zu gelangen; kümmerlich müssen sie dort, wo nicht voll gefüttert wird, und wo sie kein Weichholz zur Genüge haben, sich mit saft- und kraftloser Äsung behelfen, kümmern und kommen ab.

Bei jedem Tritt zerbrechen die Schalen die harte Eiskruste des Schnees, das Stück beginnt an den Läufen zu klagen, fällt und steht nicht mehr auf.

Auch dem Hasen, den seine breitsohligen Füße über die mörderische Schneedecke tragen, geht es dann schlecht; nirgendswo findet er Äsung; so muß er an den beinhart gefrorenen Futterkohl, aber der bekommt ihm nicht, und elend muß mancher Hase verenden, wie denn auch Rebhuhn, Ringeltaube und Fasan an Äsungsmangel eingehen oder an ungenügender oder gefährlicher Äsung.

Fuchs und Marder geht es dann aber gut; reichlich ist ihnen der Tisch gedeckt, und noch bequemer ist es ihnen gemacht als zur Satzzeit, wenn das Feld von Mäusebrut und Junghasen wimmelt; im Hornung brauchen sie die Beute nicht zu beschleichen, entschlüpft sie ihnen nicht; steif und tot liegt sie da, und wer eine gute Nase hat, findet sie schon, ehe sie weithin wittert.

Darum hat alles, was wintertags in der Hauptsache auf Luder angewiesen ist, im Hornung Roll- und Ranzzeit; jeder Bau im Walde füchselt jetzt stark, denn die heiße Petze rennt, und der Fuchsrüde sucht sie von Bau zu Bau; in der Forst erschallt das Ranzgekreische des Edelmarders und auf den Böden der Dorfhäuser das des Hausmarders.

Auch von dem Flugraubzeug paaren sich im Hornung die Arten, denen der Winter den Tisch deckt. An der sonnigen Talflanke des Gebirges kreist laut rufend das Steinadlerpaar; es hat den Winter über keine Not gelitten; seine scharfen Augen erspähten jedes Stück Fallwild, die Gemse im Latschengestrüpp, den Hirsch am Rande des Geröllgrabens und das Reh am buschigen Abhange.

Und noch einer ist es, der dem Winter nicht gram sein konnte. Der Kolkrabe ist es; er fand reichlichen Fraß, wenn er mit stolzem Adlerfluge dahinruderte und mit den scharfen Augen das Schneefeld abspähte. Aus doppelter Turmhöhe stieß er dann hernieder, jagte den Bussard mit furchtbaren Schnabelhieben von dem gefallenen Reh und die Krähen von dem verendeten Hasen, und selbst der Fuchs ließ die Lunte hängen und rückte aus, wenn der Rabe ihm Stoß auf Stoß versetzte.

Den ganzen Winter hat sich das Rabenweibchen umhergetrieben, da verweilend, wo es Fraß fand, weiterstreichend, wenn er zu Ende war. Am Flußufer hatte es den angespülten Lachs in einer Woche aufgezehrt, hatte im Bergwalde sich an einem gefallenen Hirsche gemästet, dort ein verendetes Reh bis auf die Decke und die Knochen verzehrt, da einen eingegangenen Hasen verspeist und noch allerlei anderes gefunden, das sich mitnehmen ließ, auch manche Maus erwischt.

Nun aber fühlte es sich nach dem großen Bruche zwischen Geest und Moor hingezogen, wo es seit Jahren gehorstet und seine Brut aufgebracht hatte. Es flog den ganzen Tag, suchte zur Nacht eine dichte Fichte im Walde, sättigte sich an dem Kerne eines Fuchses, den der Förster auf der Lichtung liegen ließ, flog weiter und kam um die Uhlenflucht im Bruche an. Dreimal kreiste es über der wildverwachsenen Wohld, dann schoß es auf einen Birkenbestand zu, flatterte darin entlang und schwang sich in einer glattschäftigen, hohen Kiefer ein.

In der grauen Morgenfrühe, als das Rotwild noch nicht wieder aus der Heide zurück war, erwachte das Rabenweibchen; es schüttelte den Reif aus dem Gefieder, zupfte sich die Federn zurecht, stürzte sich

aus der Krone der Kiefer fast bis zum Boden, flog durch den Birkenbestand und über die Rodung und stieg erst über der blanken Heide empor, wo kein Gebüsch, kein Baumbestand den Ausblick versperrte.

Es war noch alles dort so wie sonst. Zwischen Heide und Bruch floß die flinke Beeke hin und her, ein gutes Wasser, denn leckere Forellen und Äschen gab es darin, und wenn sie laichten, waren sie bequem zu fangen.

Im Bruche kam sie mit der Ahe zusammen, einem faulen Flüßchen, in dem aber Hechte, Aale, Brassen und Döbel lebten. Zuzeiten ließ die Ahe ihre Ufer hinter sich, überschwemmte das Wiesenland, und wenn sie nachher wieder bescheiden wurde, dann brauchte der Rabe nicht lange nach Futter zu suchen, denn überall zappelten sich in den Lachen und Gräben Fische ab.

Das, was da hinten schimmerte, das war der Fluß, und der Wald an seinem Ufer, das war ein ganz besonderer Wald, denn jedes Jahr horsteten an vierzig Paare Fischreiher dort. Je nachdem es einem Raben nun Vergnügen machte, konnte er den Reihern die Eier oder die nackten Jungen stehlen oder unter den Geständen am Boden nach Fischen suchen, die den Jungreihern entglitten, und manchmal lag dort auch ein Jungreiher, der das Übergewicht bekam, vom Horstrande stürzte und auf dem Boden barst.

Ferner waren dort hinten die Fischteiche; da gab es die fettesten Frösche weit und breit, und nicht selten fand sich dort ein abgestandener Karpfen, und vor dem Dorfe dort unten der weiße Fleck, das war die alte Sandgrube, da brachten die Bauern ihr verendetes Vieh hin, und in der Not war da schließlich immer etwas für einen Raben zu finden. Außerdem gab es in dem Bruche so viel Kleingetier, daß ein Rabenpaar nicht in Verlegenheit kommen konnte, wie es seine Brut satt bekommen sollte.

„Ruk, ruk,“ rief das Kolkrabenweibchen über das Bruch, und der alte Hegemeister, der mit dem Oberholzhauer über das Hauptgestell geht, lächelte und sagte: „Kiek, der Rauk is all wedder da! Jetzt wird es Frühling.“ Der Alte liebte den Raben und hegte ihn,

er wußte, daß er ab und zu einen Junghasen aufnahm, oder ein Birkhuhnnest bestahl, aber ihm war auch bekannt, daß er das kranke Wild ausmerzte und so der Seuchenverschleppung vorbeugte, und daß er der Hauptfeind der Kreuzotter war und im Mäuse- und Engerlingsvertilgen Hervorragendes leistete.

Aber nicht nur deswegen ließ er ihn in Ruhe, sondern weil er schönheitsfrohe Sinne hatte; das Herz lachte ihm in der Brust, hörte er den runden Ruf des Raben, der an uralte Zeit gemahnte, da der Rauk noch Wodes heiliger Vogel war, der vor dem Dorfe horstete, und der nicht litt, daß der Adler die jungen Lämmer und der Habicht die Hühner schlug, und wenn der alte Grünrock die Raben über der Wohld im Balzfluge kreisen sah, dann frohlockten seine Augen.

Zu langweilig war es ihm im Laufe der Jahrzehnte auf der Welt geworden; verhallt war des Wiedehopfes seltsamer Ruf, zerstoben der Blauraken Farbengeflimmer, verschwunden war der Schreiadler, der Uhu horstete nicht mehr in der Wohld, und nur noch je ein Paar Kraniche und Waldstörche fristeten hier im meilenweiten wilden Bruche ihr Dasein, nachdem allerlei herzloses Volk, Schießer, Eiersammler und Bälgehändler die meisten von ihnen getötet oder vertrieben hatten. Darum schonte der alte Grünrock den Rauk, gönnte ihm im wildreichen Bruche die Jagd und labte sich an seinem stolzen Rufe und an dem Adel seines Fluges.

„Kiek, Konrades, nu sünd dat all twei!" rief er und zeigte nach den Bruchwiesen, über denen hoch in der Luft das Paar seine Kreise zog, und von wo die Balzrufe zu den beiden Männern herüberschallten; laut und rund klang es: „Kulong, klong, klong, ruck ruck rack rack." Unter einer Fichte am Bestandsrande, deren tief herabhängende Zweige eine Laube bildeten, und deren Tagewurzeln durch ein darauf gepflocktes Brett zu einer Bank gestaltet waren, machte der Hegemeister Halt: „Hier wollen wir frühstücken; ich bin ein bißchen müde."

Er setzte sich und ließ dem Oberholzhauer Platz neben sich, zog das Messer aus der Hosennahttasche und aß mit Bedacht; ab und zu

nahm er das Glas vor die Augen und sah nach den beiden Raben, die immer noch laut rufend ihre Kreise zogen. „Nun ruhig," sagte der Hegemeister, „sie kommen auf uns zu! Sie haben den Fuchskern, den ich vorgestern da liegen ließ, geäugt." Die Raben schraubten sich herunter, schossen an dem Luder vorbei, fuhren wieder empor, senkten sich abermals, stießen noch einmal auf und setzten sich schließlich.

Eine ganze Weile saßen sie da und drehten die Köpfe hin und her, daß ihr stahlfarbiges Gefieder in der Sonne bald einen blauen, bald einen grünen Widerschein sprühte, hüpften näher, sprangen zurück, betrachteten mit schiefgehaltenen Köpfen den balglosen Fuchs, flatterten noch einmal hoch und spähten das Gelände ab und nahmen schließlich den Fraß an, mit den klobigen Schnäbeln lange Fleischstreifen von den Keulen und Blättern reißend und dann das Gescheide hervorzerrend und verschlingend.

Das Männchen, das schon vorher eine abgestandene Barbe am Allerufer gekröpft hatte, war bald satt, flog auf die Spitze der krausen Hüteeiche, putzte den Schnabel, ordnete das Gefieder, blies die Kehlfedern auf, sträubte die Kopffeder, ließ die Flügel hängen, fächerte den Keilschwanz, und nachdem es einige Male hin und her getrippelt war und auf schnurrige Weise geschnalzt, gegluckst und geschluckst hatte, fing es an, seinen Gesang von sich zu geben.

Der Hegemeister bekam vor Vergnügen einen ganz roten Kopf, und sein Begleiter hielt sich vor heimlichem Lachen den Leib, denn es sah zu verdreht aus und hörte sich zu lächerlich an, wie der stattliche Vogel da auf der Spitze der Eiche mit gesträubten Kopffedern und aufgeblasenem Halse dasaß, mit den Flügeln zitterte, mit dem Schwanz wippte und auf das allerzärtlichste die seltsamsten Schnalz-, Zisch-, Triller- und Pfeiftöne, aber alle ganz leise, von sich gab, ab und zu ein merkwürdiges Schnabelklappern, den Lock- oder den Warnruf oder den Balzlaut, dazwischenflechtend.

Dann erhob er sein Gefieder, warf sich aus der Eiche, rief rauh „Krak, krak krak" und ruderte über die Wiese hin, und hinter ihm her stob das Weibchen, und da, wo ein runder Weidenbusch stand, stießen

sie umschichtig nieder. „Ich glaube," sagte der Hegemeister, „da ist der Fuchs; ich will mich fertig machen." Er spannte den Drilling und stand auf. Eine Weile stießen die Raben nach dem Busche, dann fuhr ein schwarzes Tier heraus und flüchtete dem Walde zu.

„I, was ist denn das?" meinte der Förster; „für eine Katze ist es zu lang." Er nahm das Glas, ließ es aber schnell wieder auf die Brust sinken und flüsterte: „Konrades, lauf schnell nach der Beeke zu, es ist der Otter!"

Der Holzhauer schlich erst einige Schritte langsam den Holzweg entlang und sprang dann auf die Wiese. Mit rauhem Angstlaute stob das Rabenpaar von dannen, der Otter aber wendete und suchte das Holz zu gewinnen. Zehn Schritte davor schlug er im Feuer rundum.

„Donnerwetter!" rief der Hegemeister, „Donnerwetter, ein alter Otterrüde, seine dreißig Pfund schwer! Und da sage noch einer, der Kolkrabe ist ein schädliches Geflügel. So, nun wollen wir ihn streifen, und dann haben wir alle etwas, ich den Balg, du deinen Taler für das Rennen und die Raben einige anständige Mahlzeiten."

Das Rabenpaar hatte sich nicht schlecht erschrocken, als der Holzhauer aus dem Walde hervorsprang, und als es am anderen Tage dort vorüberstrich, wo die Ansitzbank unter der Hängefichte war, besann es sich erst lange Zeit, ehe es den Otterkern annahm, aber schließlich ging es doch daran, und nach acht Tagen war von dem Fuchs und dem Otter nichts mehr übrig als das blanke Gerippe. Drei Meilen weiter lag außerdem in einer Kiefernbesamung ein Hirsch, der an einem alten Schusse eingegangen war, und obgleich die Füchse, Dächse und Marder nächtlicherweile stark dabei gewesen waren, war für die Raben immer noch genug daran zu finden.

So litten sie selbst dann keine Not, als der Nachwinter noch einmal kräftig einsetzte, und Anfang März lagen in dem Horste auf der alten, hochschäftigen Kiefer in der wilden Wohld fünf große, grüne, bunt gesprenkelte Eier, und nach drei Wochen, als die Wiesen sich schon begrünten, der Haselbusch und die Erlen abgeblüht waren und der Porst sich immer roter färbte, auch an den Gräben die Dotter-

blumen und im Fallaube die Windröschen aufsprangen, hockten fünf dickköpfige Gelbschnäbel in dem Neste, in deren immer hungrige Rachen die Alten hineinstopften, was sie nur erwischten, die Maus wie den Regenwurm, den Moorfrosch wie die Kreuzotter, den Hecht, der im abgelaufenen Berieselungsgraben zappelte, wie den Junghasen, der im Schlackschnee umgekommen war.

Überreich an Getier allerart war das Bruch, das Moor und die Heide, und leicht war es für das Rabenpaar, Atzung für seine Brut zu finden, da es überall die besten Stellen kannte, wo ein Fang zu machen war. Ab und zu gelang es ihm auch, traf es den Fuchs auf blanker Heide oder den Wanderfalken fern vom Walde an, ihnen so zuzusetzen, daß sie ihren Raub fahren ließen.

Als in dem alten Eichenwalde erst Jungreiher in den Geständen hockten, gab es Fische in Überfluß für die Raben, und fanden sie keine, dann kam es ihnen auch gar nicht darauf an, einen Jungreiher umzubringen und fortzuschleppen, denn um der Altreiher Gezeter und Flügelschlagen kümmerten sie sich wenig, und geschickt wichen sie den Schnabelstößen aus, wußten es aber meist so einzurichten, daß sie in der Ecke der Siedlung raubten, wo gerade kein Altreiher zugegen war.

In ihrem eigenen Jagdgebiete aber hielten sie scharf Auslug, daß kein fremdes Raubgeflügel dort wilderte. Wehe dem Habichte, ließ er sich dort blicken, er wurde so lange hin und her gehetzt und mit bösen Schnabelhieben so zugedeckt, daß er jedesmal schleunigst machte, daß er weiterkam, und dem Wanderfalken ging es nicht besser. Das alte Kopftier des Rudels Rotwild war es sehr zufrieden, daß die Raben da waren, denn solange einer von ihnen auf der Pappel an der Beeke saß, konnte das Rudel sich getrost am hellen Tage auf der Wiese äsen, sobald sich etwas Verdächtiges bemerkbar machte, warnte der Rabe.

Desgleichen fand es der starke Bock, der in der Porstdickung stand, äußerst bequem, daß die Raben für ihn aufpaßten, und in aller Seelenruhe äste er sich an dem Borde der Beeke entlang; sobald aber der Rabe rief, trat er in die Dickung zurück. Auch die Reiher, die

da gern fischten, und der Schwarzstorch, der dort auf den Neunaugenfang ging, und das Kranichpaar, das im offenen Bruche brütete, sie alle fanden, daß es sich noch einmal so nett leben ließ, wenn die Raben zu sehen waren, die Wächter des Bruchs, deren scharfen Augen nichts entging.

Die Frösche, Mäuse, Wühlratten und Kreuzottern dagegen waren entgegengesetzter Ansicht; das Gras mochte noch so dicht und die Heide noch so hoch sein, die Augen des Raben sahen bis auf den Grund, und ehe die Maus oder die Wühlratte es sich versah, ehe der Frosch den Graben und die Otter ihr Loch erreichte, sauste der gefährliche Schnabel hernieder, und nie traf er daneben, stets fiel er auf das Genick des Beutetieres, und fortwährend flogen die Raben nach der Wohld, irgendein Futter im Schnabel, das sie der Brut zubrachten.

Die war inzwischen schon mächtig herangewachsen, hatte die Federn aus den Speilen gestoßen, ein blankes Kleid angezogen und die gelben Wülste an der Rachenspalte verloren. Sie saßen jetzt nicht mehr den ganzen Tag mit dummen Gesichtern eng aneinandergedrückt in der Horstmulde, sie wagten sich schon auf den Rand und von da auf einen Ast und von dem noch weiter hin, und dann saßen sie alle fünfe dicht nebeneinander, sahen mit scharfen Augen dahin, wo der Bussard kreiste, und dorthin, wo die Hasen hoppelten, bis sie fern über den Wiesen einen schwarzen Punkt entdeckten, der schnell größer wurde und näher kam.

Dann wurden sie aufgeregt, drängten sich auf dem Aste hin und her, zitterten mit den Flügeln, und wenn der Vater oder die Mutter ganz nahe war, dann girrten sie hungrig, bis der alte Rabe sich zu ihnen schwang, das Beutetier zerriß und ihnen die Fetzen in die weiten, roten Rachen schob, um wieder fortzustreichen und neue Atzung zu holen aus dem grünen Bruche oder vom braunen Moore.

„Jetzt sind die Räuke alle beflogen," sagte der Hegemeister zu dem Holzhauer und wies nach der Wohld, über der sieben große schwarze Vögel in der Sonne glänzten. Auf und ab stiegen sie, zogen

Kreise, schwebten herunter, stiegen empor, bis sie in der Ferne verschwanden.

Nach dem Flusse flogen sie, wo die Ukeleis laichten. Eine breite Sandbank hatte das Winterhochwasser in dem Flußbette aufgebaut, und zwischen ihr und dem sandigen Ufer blitzte und klatschte es. Bequemer konnten es die Raben nicht haben. Alle sieben schritten in das seichte Wasser hinein, warteten mit schief gehaltenen Köpfen, bis ein Fisch heranschwänzelte, und wupp, war er gefaßt, und stolz hüpfte der junge Rabe damit auf das Ufer und führte ihn sich zu Gemüte.

Lernten sie heute fischen, so brachten ihnen morgen die Alten den Mäusefang bei und tags darauf die beste Weise, wie man der Kreuzotter Herr wird, ohne ihren Giftzahn fühlen zu müssen. Auch wie man die flinken Grillen und die großen grünen Heuschrecken fängt, lernten sie, und wie man es anstellen muß, die schnelle Maus zu erbeuten und den Maulwurf und die Reitmaus aus der Erde zu ziehen.

Aber auch die Stellen, wo die Jäger das Gescheide von Bock und Hirsch hatten liegen lassen, wiesen die Eltern den Kindern, und die Gräben, in die sich ein Hecht verläuft, zeigten sie ihnen und die Kuhle vor dem Dorfe, wo die Bauern das Vieh hinfuhren, das ihnen gefallen war.

Nicht immer gibt es überall Mäuse, Frösche, Fische und Schlangen, und was ein richtiger Kolkrabe ist, der muß sich ohne Schwierigkeit auch dann durchzuschlagen verstehen, wenn das Moor und das Bruch ganz vom Schnee zugedeckt sind und nirgendswo fette Heuhüpfer und dicke Regenwürmer anzutreffen sind.

Darum ist es gut, daß man überall draußen Bescheid weiß, damit man nicht, wie das Krähenvolk, gezwungen ist, in den Dörfern und in den Städten umherzulungern und auf Miststätten und Kehrichthaufen nach Abfällen zu stöbern, denn einmal ist das gefährlich, weil dem Menschen niemals zu trauen ist, und dann treiben sich dort die Krähen in hellen Haufen umher.

Zweierlei ist es nämlich, dem der vorsichtige und stolze Rabe immer aus dem Wege geht, der Nähe des Menschen und irgendwelcher

Gesellschaft. Niemals wackelt er, wie die Krähe, hinter dem Pfluge her, und erst wenn der Bauer mit seinem Gespanne abzog, schreitet er die Furchen ab und vertilgt den zarten Engerling, den ledernen Drahtwurm und die saftige Graseulenraupe und auch manche Maus.

Aber niemals, außer in der Paarungs- und Brutzeit, mag er Gesellschaft um sich haben, und nicht einmal mischt er sich in die bunten Schwärme der anderen Rabenvögel, wie sie wintertags daherziehen, die Luft mit Getöse erfüllend. Einsam und allein lebt er das Jahr über, gleich als passe es sich für ihn, Wodes heiliges Tier, nicht, sich mit dem geringen Volke abzugeben, und seinesgleichen sagt ihm erst recht nicht zu, denn wo zwei sind und nur Fraß für einen, da wird jeder bloß halb satt.

So lebten denn die sieben Raben jeder für sich; das Weibchen blieb dem Bruche treu, das Männchen strich nach dem Marschlande, die fünf Jungen aber verteilten sich in der Welt; eins fing sich in einem Tellereisen, eins knallte ein Schießer vor dem Uhu herunter und ließ sich der Untat halber noch in der Zeitung rühmen, ein dritter fraß einen Giftbrocken und mußte elendiglich verenden.

Ein Männchen und ein Weibchen blieben allein von den fünf Jungen übrig, und irgendwo fanden sie im Hornung Anschluß und sorgten im Märzen dafür, daß Wodes Wappengeflügel nicht ganz aussterbe in den deutschen Gauen, die Schießwut, Verfolgungswahnsinn und elende Gewinnsucht von Jahr zu Jahr mehr veröden, dem Gesetze zum Trotze, nach dem der Rauk zu schonen ist, weil er ein so stolzes Geflügel ist und so selten ward.



Der Kranich

Der Lenzmond hatte den ersten der sieben Sommertage in das Land geschickt, zu denen er nach uralter Volksweisheit verpflichtet ist einen Tag in Blau und Gold.

Der kahle Wald war erfüllt von Finkenschlag, überall tanzten gelbe Falter, und die Menschen, froh, endlich einmal die schweren Kleider ablegen zu dürfen, entsetzten sich über das viele schwirrende und flirrende Geziefer, das die heiße Sonne aus Mulm und Moos hervorlockte, und das nun über allen Wegen blitzte.

Es war ein so schöner Tag, daß die Menschen, besonders das junge Volk, gar nicht genug davon bekommen konnten und ihn bis zum letzten Ende auskosteten, und es war in den Anlagen ein lautes Lachen und Singen und noch viel mehr heimliches Tuscheln und Flüstern, bis von daher, wo die Sterne aus dem tiefblauen Himmel lustig hinabblinzelten, seltsame Fanfarenklänge erschallten, herrische und doch sehnsüchtige Laute, rauh in ihrem Hauptttone, aber voll weichen Unterklanges.

Tausende von Augen richteten sich von den Straßen und Gassen der großen Stadt dahin, wo die unsichtbaren Rufer flogen, aber nur ganz wenig Menschen wußten die seltsamen Stimmen zu deuten. „Die Schneegänse ziehen", meinte der eine; für Reiher sprach sie ein anderer an, und ein dritter gar für Störche. In den Dörfern aber, wo die Leute ihre Augen mehr zum Sehen als zum Lesen gebrauchen, sagten die Leute, die die Stimmen vernahmen: „Nun wird es Frühling; die Kronen ziehen", und gar in einem Dorfe am Rande des riesenhaften Moores lachte das junge Volk, als in sein Lachen und Quieken vom Himmel her die Drommetenklänge herunterschallten, und sagte: „Unsere Musikanten kommen wieder."

Denn von altersgrauen Zeiten her bestand zwischen den Kranichen und den Leuten aus Meggendorf ein Zusammenhang. Die drei ältesten Bauerngeschlechter des Dorfes heißen Krohn und führen den Kranich als Wappen in den bunten Fenstern zwischen Flett und Dönze, und nach einer halb verblaßten Sage haben die Kraniche einst in Kriegsläuften das Dorf vor Blut und Brunst bewahrt, indem ein Trupp Fußvolk, das auf das Dorf loszog, das Trompeten der Kraniche für feindliche Signale hielt und schleunigst kehrtmachte. Deswegen und weil die drei Vollmeier von den Kronshöfen das so wollen, halten

die Meggendorfer Bauern viel auf ihre Kraniche, und in dem Jagdpachtvertrag heißt es: „Die Kraniche sind zu schonen bei dreißig Taler Strafe."

Ehedem brüteten mehrere Paare der stolzen Vögel auf dem Moore und in den großen Brüchern an seinem Rande; mit der Zeit aber blieben nur zwei davon übrig, und wenn sie auch Jahr für Jahr ungestört ihre Bruten aufbringen, es werden nicht mehr, denn es gibt überall auf der Welt Menschen, die sich Jäger nennen, obzwar sie diesen Namen nicht verdienen, weil es elende Schießer sind, die auf alles Dampf machen, was groß und schön ist, ganz gleich, ob es eßbar ist oder nicht, und ob es harmlos ist oder sich an jagdbarem Getiere vergreift, und darum, und weil viele Moore und Brücher im Vaterlande trockengelegt und zu Wiesen und Weiden gemacht oder aufgeforstet sind, starb der edle Recke in vielen Strichen aus und preist nicht mehr allmorgendlich die Sonne mit frohem Trompetenschall.

Im Meggenmoore aber wird die Sonne noch so empfangen, wie es sich gebührt. Sobald sie hinter der wilden Wohld heraufsteigt, drehen sich die Kraniche nach ihr hin, breiten die gewaltigen Fittiche aus, verbeugen sich und rufen ihr entgegen, daß es weithin klirrt und für eine Weile das Getrommel der Birkhähne und das Gemecker der Himmelsziegen unterdrückt, das bis dahin das ganze weite, breite Moor erfüllte mit dumpfen und hellen, tiefen und hohen Lauten, und sogar der Weidruf des Schreiadlers und der Balzschrei der Weihe muß hinter dem Sonnengruße der Kraniche zurückstehen.

Sobald das große Gestirn aber voll am Himmel steht, schweigen seine getreuen Herolde. Eine Weile stehen sie da, den Hals langgereckt, und spähen aus uralt ererbter Gewohnheit über das Moor, ob nicht ein feindliches Wesen sich nahe, und dann, wenn sie sich sicher fühlen, werden sie wieder kurz, ordnen sorgsam ihr vornehmes Federkleid und schleichen dann zwischen den Birkenbüschen umher, um nach Nahrung zu suchen, zupfen hier, zerren dort, nehmen da eine Knospe auf, da ein Blättchen, weiterhin einen Käfer oder einen Moorfrosch, haschen auch die Waldmaus und schnappen eine

dicke Fliege weg, pflücken Gewürm aus den Torfmoospolstern, fischen Larven aus den Gräben, picken die vorjährigen Moorbeeren aus dem Fallaube, schlucken auch absichtlich manch' Steinchen hinab, das auf dem Bewurf der Dämme glitzert, vergessen aber derweilen nie, alle Augenblicke den Hals emporzuschnellen und umherzuspähen.

Endlich haben sie den gröbsten Hunger gestillt. Die Henne zieht an ihrem Gefieder herum und läßt sich zugleich von der Sonne bescheinen, und der Hahn sieht ihr dabei zu. Ganz plötzlich überkommt es ihn, daß er eine Verbeugung nach der anderen machen muß, und dann trompetet er, aber ganz anders als vorhin, sucht sich ein Holzstückchen, wirft es empor, fängt es wieder auf, treibt dieses Spiel eine ganze Weile, rennt dann nach einem Tümpel, schleudert mit dem Schnabel Wasser heraus, daß es spritzt und blitzt, wird lang und dünn wie ein Pfahl und im nächsten Augenblicke kurz und dick, denn er plustert sein Gefieder ganz protzig auf, und dann läuft er wie besessen in seltsamem, schaukelndem Gange dahin, schüttelt die Schwingen, daß es rauscht und rappelt, hopst hoch empor, schlägt mit den Flügeln, trompetet immer gellender und treibt so Possen über Possen, eine lächerlicher als die andere, aber nur für die nicht, der alle diese schönen Künste gelten. Sobald er aber versucht, sich dem Weibchen zu nähern, huscht es zwischen die Büsche oder nimmt sich auf und streicht ein Ende weiter, bis sie dem verliebten Männchen seinen Willen doch lassen muß. Dann aber ordnen beide ihr Gefieder, ruhen eine Zeit im Schatten des Birkengebüsches, bis sie gegen Abend wieder auf Nahrungssuche ausgehen, und wenn die Sonne sich verabschiedet, rufen sie ihr einen hellen Gutenachtgruß nach.

Dieses gemütliche und vergnügte Leben dauert so anderthalb Monate lang; dann aber wird das Weibchen immer heimlicher und das Männchen desgleichen, nur daß es, wie zuvor, allmorgendlich und jeden Abend der Sonne seine Verehrung bezeigt. Auch sieht man die beiden Vögel wohl hier und da auf den Moorwiesen umherstelzen, besonders morgens und gegen Abend, aber über Mittag sind sie verschwunden. Dann sind sie dahin geschlichen, wo der Moor-

bach sich staut, wo er in unzähligen Jahren den feinen, schwarzen, butterweichen Schlamm absetzte, wo wirres Weidengestrüpp und Ellerngehölz sich aus dem übermannshohen Schlamme und dem faulen Wasser erheben, durchfilzt mit Schilf, Seggen und anderem Gekräut, wo kein Mensch hingelangen kann, ohne zu versinken in dem haltlosen Schmorboden, den das Schweinsohr und der Wassernabel mit trügerischen Teppichen bedecken. Dort, zwischen den dichtesten Weidengebüschen, mitten im Wasser, aber auf einem hohen, halbverrotteten, von Moos überzogenen Wurzelstocke einer verfaulten Eller, den die hohen gelben Wedel des Königfarns und die Porstbüsche gänzlich verdecken, haben die Kraniche einen hohen Haufen von Reisern aufgeschichtet und ihn mit dürrem Gekräute, Schilfstengeln und den Blättern des Riesenampfers bedeckt und die Mulde säuberlich mit weichem Grase ausgepolstert, und darauf sitzt das Weibchen und wartet, daß die Jungen aus den beiden großen, bräunlichgrünen, braun und grau gefleckten Eiern ausschliefen.

Ende Mai ist das der Fall, und putzige Geschöpfe sind es, die daraus zum Vorschein kommen, jungen Straußen ähnlich, mit ihren langen Hälsen, dicken Beinen und kurzen Schnäbeln, und ihre piepsende Stimme hat so gar keine Ähnlichkeit mit dem stolzen Rufe der Alten. Die sind nun doppelt und dreifach so vorsichtig wie bisher. Während das eine den Kleinen beibringt, wie man Würmer und Schnecken findet, und was gut zu fressen ist, und was übel schmeckt und schlecht bekommt, hält das andere treulich Wacht und duldet es nicht, daß auch nur eine harmlose Ralle oder eine Ente sich in die Nähe wagt, sondern treibt sie sofort in der gröblichsten Weise von dannen, und selbst der Fuchs, der hier ab und zu umherschleicht, zieht es schnell vor, sein Heil in der Flucht zu suchen, denn sonst setzt es die unangenehmsten Schnabelstöße, und dem Otter geht es nicht anders. Seitdem der Uhu im Moore verschwunden ist, haben die Kraniche keinen Feind mehr, und so bringen beide Paare ihre Bruten stets gut auf und lehren sie, daß hier zu Lande nur der Mensch ihr Feind ist, und daß sie sich vor ihm zu hüten haben auf tausend Schritte und mehr.

Ist das Moor dann abgeblüht, werden die Nachtnebel schon kühl, dann verlassen die Kraniche ihr Moor. Auf Plätzen, die seit ewigen Zeiten ihnen bekannt sind, finden sie sich mit den Kranichen aus anderen Gegenden zusammen, aus den kleinen Trupps werden Flüge und aus den Flügen Scharen, bis sich ein ganzes Heer zusammengeschlagen hat, das einige Zeit in einem Bruche, auf einem Moore, in einer Marsch sich aufhält und sich für die weite Reise stärkt, bis eines Abends der Drang zum Süden zu mächtig in ihnen wird und sie unter lautem Trompeten, das weithin schallt, sich unter die Wolken schwingen, sich dort zu einem ungeheuren Keile ordnen und, ab und zu rufend, die Fahrt nach dem Südlande antreten, nach den Ländern jenseits des Mittelmeers bis mitten in das Land der braunen und schwarzen Menschen hinein, wo die Lüfte weicher, die Würmer fetter und die Knospen dicker sind als im Moore von Meggendorf.

Wenn aber das Wollgras graue Kätzchen aus den Bülten schiebt, die Porstbüsche sich röter färben, die Birkhähne trommeln und die Himmelsziegen meckern, dann klingt es eines schönen Abends aus der Höhe herab auf das Dorf hinunter, und das junge Volk, das sich des Frühlings freut, lacht und sagt: „Unsere Musikanten sind wieder da."



Feldmark

Der Feldhase

Halb von Norden, halb von Westen fegt der Sturm über das Land. Die ganze lange Nacht ist er im Gange gewesen und hat den Schnee über das Gefilde gewirbelt.

Gestern sah man noch braune Brachen, grüne Saaten, gelbe Raine, schwarze Bäume, dunkle Wälder; heute ist alles weit und breit weiß.

Dreimal versuchte die Sonne hervorzukommen, aber sie gab es schließlich auf und verschwindet im Schneegewirbel. Aber was sie nicht zuwege brachte, bringt der Mond fertig. Jäh bricht er durch die Wolken, und da klappt der Sturm zusammen und verschwindet irgendwo. Die Luft steht still; noch einzelne Flocken, aber dann hat der Schneefall aufgehört, und aus einem Kranze weißer Wolken lacht der Mond in die weiße Stille hinein.

Allerlei Leben, das die Nacht liebt, beginnt sich zu rühren. Im Walde heult der Kauz, Enten klingeln nach dem Flusse hin, der Rebhahn lockt. Aus dem Weidengehege tritt ein schwarzer Schatten hervor, reckt einen langen Hals, bewegt lange Lauscher und tritt in das Feld. Ihm folgen noch vier schwarze Schatten. Ein Sprung Rehe ist es, der jetzt langsam durch den tiefen Schnee über das Feld zieht. Unter der Brücke schlüpft etwas Weißes hervor, fährt hin und her, wird kurz, wird lang, macht einen Satz, es quietscht, und schon ist das Hermelin mit der Maus unter dem Brombeerbusche verschwunden.

An der Strohdieme vor dem Dorfe raschelt es; der Fuchs schnuppert dort hinter den Mäusen her. Jetzt macht er ein Männchen,

und nun verschwindet er schleunigst, denn vom Dorfe nahen Schritte. Langsam nähern sich zwei menschliche Beine. Von dem Manne selber ist nichts zu sehen, denn er hat über den Mantel ein reines Hemd gezogen und eine Frauennachtmütze um den Kopf gebunden. Vor der Dieme liegt ein großer Stein. Von dem fegt der Mann den Schnee fort, legt einen zusammengefalteten Sack darauf und setzt sich dann so hin, daß er das Stück Futterkohl im Auge hat. Er schraubt von seinem Stocke die Zwinge ab, schraubt an das andere Ende einen Kolben, es knackt leise, und dann legt der Mann die geladene, gespannte Wilddiebsflinte über sein Knie, raucht langsam und läßt seine Augen rund umher gehen.

Eine ganze Weile hockt er so da, dann nimmt er langsam das Schießeisen zur Hand. Dort oben am Hügel taucht ein schwarzer Fleck auf, der bald lang, bald kurz ist, dann regungslos verharrt und jetzt näher kommt. Ein Hase ist es; riesig sieht er auf der weißen Fläche aus. Bis auf fünfzig Schritte rückt er heran, macht dann ein Männchen, wittert und äugt, und dann hoppelt er langsam auf den Kohl los. Dicht davor richtet er sich noch einmal auf und sichert, denn so leise auch der Wilddieb die Waffe an den Kopf zog, der Hase vernahm es doch. Aber ehe daß er wenden kann, knallt es, und der Hase fällt um, macht noch einen Sprung, schlägt noch einige Male mit den Läufen und verendet.

Der Wilddieb steht auf, holt den Hasen, setzt sich wieder und legt sich die Beute über die Füße. Nun kann er es noch besser aushalten, denn der Hase ist warm. Tief im Felde flitzt wieder ein Hase hin, hinter ihm hoppelt langsam ein anderer, aber sie nehmen nicht den Wechsel nach dem Kohlstücke. Ein vierter Hase kommt dem Wilderer so plötzlich von halblinks, daß er eine hastige Bewegung macht, und ehe er die Flinte an der Backe hat, ist der Hase schon weit weg. Endlich rückt wieder einer näher, aber so hastig, daß der Mann zu eilig schießen muß; der Hase überschlägt sich, rappelt sich auf und verschwindet, ehe der Mann ihn einholen kann. Brummig geht der Wilderer ab.

Es schlägt zehn Uhr. Die letzten Stimmen im Dorfe verklingen, die Fenster werden dunkel. In den Höfen streicht die Schleiereule umher und jagt auf Ratten. In allen Gärten flitzt es hin und wieder; vom Walde und aus dem Felde kommen die Hasen angerückt und äsen sich an dem steif gefrorenen Kohl und benagen die Rinde der Obstbäume. Wo ein Loch im Zaune ist, wo eine Hecke undicht ist, da schlüpfen sie durch; schlägt ein Hund an, klappt eine Tür, da stieben sie davon, aber in einer Stunde sind sie wieder da, denn im Felde liegt der Schnee zwei Fuß hoch über der Saat, und im Walde ist auch weiter nichts zu finden als dürre Grasblätter und hartgefrorenes Gestrüpp. So müssen sie zum Kohl. Aber gefrorener Kohl taugt für den Hasen nichts, mehr als einer bekommt die Ruhr.

Wenn es dem Hasen schlecht geht, so hat es der Fuchs gut. Der eine, den der Wilddieb bei der Dieme verjagte, schnürte eine Stunde später wieder nach dem Dorfe zu und steckte seine Nase in jede Rehfährte und jede Hasenspur, und plötzlich wird er eiliger, denn die Spur, die er jetzt antrifft, und die vom Dorfe nach dem Weidengehege steht, weist frischen Schweiß auf. Flüchtig trabt der Fuchs unter dem Winde neben der kranken Spur her, aber je näher er an die Weiden kommt, um so langsamer wird er, und jetzt, da er dicht daran ist, beginnt er zu schleichen und macht dann Halt. Sorgsam prüft er die Luft, und dann schiebt er sich in das Dickicht hinein. Immer näher gelangt er an die warme Hasenwitterung. Aber so leise er auch ist, der Hase vernimmt ihn doch, mit einem Satze, so gut er es noch vermag, fährt er aus dem Lager und saust über das Feld. Der Fuchs jagt ihm nach; er hat nur eben in das Wundbett hineingerochen und weiß, daß der Hase viel zu krank ist, um weit zu kommen. So jagt er ihn parforce mit hellem Halse; dreimal gelingt es dem Hasen, einen Haken zu schlagen und den Fuchs bei sich vorbeisausen zu lassen, beim vierten Male faßt ihn der Räuber am Rücken, und jämmerlich hallt über das stille Feld die schneidende Todesklage.

Um Mitternacht fahren die Hasen, die an dem Futterkohl sitzen, wie wild davon; hinter der Dieme her zog ihnen die scharfe Witterung

eines Fuchses in die Nasen. Es ist ein alter Rüde mit grau bereiftem Balge. Die halbe Lunte fehlt ihm; er ließ sie in einem Schwanenhalse, und er lahmt, denn einen Hinterlauf verlor er bei einer Treibjagd. Aber dümmer wurde er davon nicht. Er ist im Felde herumgestrichen und hat gemaust, und erst jetzt, da es im Dorfe totenstill ist, wagt er sich heran. So manches Huhn holte er hier fort, und mehr als eine Katze riß er hier. Unter dem Winde schleicht er an den Zäunen entlang. Jetzt verhofft er, denn er hört es heftig scharren und strampeln, und jetzt quäkt es einmal auf. Langsam, sich möglichst im Schatten haltend, pürscht sich der Fuchs heran. Dort, wo die Lücke im Zaun ist, zuckt etwas Schwarzes hin und her. Immer näher drückt sich der Fuchs, und jetzt faßt er zu, reißt es einige Mal heftig, daß der Schnee von der Hecke stiebt, und dann flüchtet er, den Hasen am Genick neben sich herschleifend, in das Feld hinein. Wenn der Wilddieb morgen früh seine Hasenschlingen nachsieht, wird er finden, daß er zu spät aufgestanden ist.

Die Füchse haben es gut jetzt. Ein dritter, der in der Fichtendickung gesteckt hatte, bummelt gegen Morgen durch das Feld und eräugt einen Hasen, der langsam über den Schnee hoppelt. Der Fuchs sinkt in den Schnee hinein. Viel Vertrauen hat er nicht, denn er weiß, ein gesunder Hase läßt alle Füchse der Welt hinter sich, aber dieser da, so scheint es ihm, ist sonderbar in seinen Bewegungen, macht so viele Pausen, scheint zu schwanken, und jetzt ist er gefallen, rafft sich aber auf und hoppelt weiter. Jetzt ist er nicht mehr weit. Er ist krank. Der Balg ist kraus, die Weichen sind tief, der Rücken ist schmal, die Keulen stehen weit ab, und die Löffel liegen an. Der Fuchs läßt ihn vorbei und schleicht dann hinterher, jedesmal sich duckend, wenn der Hase Halt macht, und weiterschleichend, wenn er forthoppelt. Jetzt schlägt der Hase einen Haken und noch einen, macht einen Widergang, schlägt noch einen Haken, und nun scharrt er sich ein Lager. Da ist der Fuchs auch über ihm, und wieder klingt die Todesklage über das stille Feld.

Langsam hellt es sich auf. Donnernd und polternd rollt der Früh-

zug heran und heult in den Morgen hinein. Er bringt dem Dorfe Besuch. Dreißig Jäger und zehn Hunde steigen heraus und gehen zur Wirtschaft. Dort warten schon die dreißig Treiber. Schnell wird gefrühstückt, und dann geht es hinaus. Nach zwei Seiten gehen die Jäger hin, und zwischen je zwei Jägern geht ein Treiber. Ein großer Halbkreis von Menschen, dessen Enden sich immer mehr nähern, bewegt sich über das Feld. Hier und da fährt ein Hase aus dem Lager, aber kein Schuß fällt. Die beiden Enden des Halbkreises haben sich genähert; der Kessel ist geschlossen. Ein Horn ertönt, und Jäger und Treiber rücken auf den Mittelpunkt des Kessels zu; laut erschallt das trockene Geräusch der Klappern in der klaren Winterluft. Ein gelblicher Fleck taucht in dem Kessel auf und stiebt davon, hier wieder einer und da noch einer. Ein Schuß fällt, ein zweiter, dritter, vierter, hüben und drüben knallt es. Immer mehr gelbe Flecken tauchen auf dem in der Sonne funkelnden Schnee auf, fahren hin und her, machen einen Sprung und fallen um oder rollen plötzlich vorn herüber, sich dreimal überschlagend, oder springen wieder auf und schleppen sich mühsam hin. Immer schneller fallen die Schüsse, immer enger wird der Kessel, immer mehr Hasen tauchen auf. Da erklingt das Horn wieder. Die Schützen bleiben stehen und drehen sich um, und die Treiber rücken allein vor und jagen die Hasen aus dem Kessel. Es knallt und knallt und knallt. Und wieder klingt das Horn. Der Kessel ist leer. Dreiundsechzig Hasen schleppen die Treiber herbei und strecken sie vor dem Jagdpächter. Über achtzig Hasen waren im Kessel; an zwanzig haben ihre Bälge gerettet.

Die Jäger verschwinden hinter dem Hügel. Es sollen noch zwei Kessel- und ein Vorlegetreiben gemacht werden. Ein Leiterwagen knarrt heran, nimmt die Strecke auf und knarrt hinter den Jägern her. Der reine weiße Schnee ist zertreten und zerwühlt, ist von Hasenspuren und Schroten zernarbt, mit Schweiß befleckt und mit den bunten Patronenhülsen gemustert. Der Wagen verschwindet; da klingt rauhes Krächzen heran. Eine Nebelkrähe streicht über das Feld und hält Nachsuche. Tief unten im Felde, wo der halbverschneite Schlehbusch

neben dem Graben steht, quarrt die Krähe laut auf und stößt nieder. Aus einer Schneewolke herausfahrend stiebt ein Hase über den Schnee. Über ihm schwebt, gellend krächzend, die Krähe. Eine zweite fliegt herbei, eine dritte und vierte, und jetzt teilen sie sich in die Arbeit. Drei streichen eilig voraus, über den Hasen hinweg, aber die vierte sticht hernieder und trifft mit dem spitzen Schnabel den Kopf des Hasen, der sich mit aller Kraft, denn sein linker Hinterlauf ist abgeschossen, nach dem Holze hin zu retten sucht. Aber bis dahin ist es noch weit. Wieder stößt eine Krähe nieder und trifft ihn mit dem Schnabel, und die anderen fliegen voraus und warten, bis der Hase unter ihnen ist, und dann fährt wieder eine nieder und versetzt ihm einen Stoß, und so geht es weiter, bis er erst einmal, dann noch einmal strauchelt und schließlich sitzen bleibt. Er ist blind; seine beiden Lichter sind von den vielen Schnabelstößen zugequollen. Noch einmal rafft er sich auf und hoppelt mühselig weiter und fällt bei der nächsten Schneewehe hin. Aber noch einmal und abermals versucht er zu flüchten, aber dann ist es aus mit ihm; er bleibt liegen und verschwindet unter dem Geflatter der schwarzen Fittiche, und gellend klingt sein Todesquäken in den Wald. Mit Gezank und Geschimpf pflücken die Krähen an ihm herum, eine der anderen keinen Bissen gönnend. Und so geht es noch drei Hasen, die anscheinend gesund aus dem Kessel kamen, und einen, der eben verendet ist, findet der Bussard vor dem Holze liegen und kröpft sich daran voll bis zum Platzen, und zwei finden des Nachts die Füchse, und einen, der mit zerschossenen Keulen sich unter die Brücke steckte, reißt der Iltis, und einen anderen, der in das Holz entkam mit zerfetzten Weichen, den beschleicht der Baummarder, und einen anderen greift am anderen Morgen ein Hund, der seinen Herrn in das Feld begleitet. Aber zweihundertvierzig nehmen die Jäger mit nach der Stadt.

Es ist recht still geworden in der Jagd. Nicht halb so viele Hasenspuren führen mehr zu den Kohlgärten des Dorfes, und der Ortswilddieb muß oft vergeblich kuren, bis er einen Hasen umlegt, und seine Schlingen in den Hecken sind oft leer. Aber wenn es kein allzu

schlechtes Frühjahr wird, dann wird es im nächsten Herbste doch wieder genug Hasen geben, obschon der Jagdpächter noch einige Male wiederkam und sich einen Küchenhasen auf der Suche vor dem Hunde schoß. Denn seit dem großen Schneesturm blieb das Wetter gut, und jetzt, wo der Januar zu Ende geht, sind die Hasen eifrig dabei, dafür zu sorgen, daß ihr Geschlecht erhalten bleibt. Die Morgensonne scheint so schön warm in den Wald. Alle Meisen pfeifen, der Dompfaff lockt, der Häher quarrt, die Krähen stechen sich, Eichkätzchen klettern von Ast zu Ast, über den Schnee springen die Waldmäuse, und die Rehe ziehen im raumen Holze umher und plätzen nach Mast. Die alte Ricke hebt den Kopf und äugt nach dem Stangenorte, denn dort bricht und raschelt es, und ihre beiden Kitze machen es ihr nach. Ein Hase taucht auf, hoppelt hochläufig auf die Lichtung, sichert, hoppelt weiter, scharrt den Schnee fort, mümmelt halbwelkes Gras und läßt sich von der Sonne bescheinen. Jetzt richtet er sich hoch auf und äugt nach den Rehen hin, und dann äst er sich weiter. Noch einmal macht er einen Kegel und äugt nach dem Stangenorte zurück. Da taucht noch ein Hase auf, der, die Nase am Boden, eilig auf der Spur des ersten Hasen angerückt kommt. Es ist dies ein Rammler, der die Häsin schon seit zwei Stunden treibt. Die Häsin hoppelt weiter, zwischen der Ricke und den Kitzen hindurch und in das Altholz hinein. Der Rammler bleibt auf ihrer Spur; eilig hoppelt er hinter ihr her, immer die Nase über dem Boden, und in seinem Liebeskoller gewahrt er die Rehe erst, als er dicht vor der Ricke anlangt und diese ärgerlich aufstampft. Aber unbekümmert hoppelt er weiter. Im Stangenorte erscheint ein dritter Hase und hält die Spur des zweiten. Jetzt hat der erste Rammler die Häsin vor sich. Eilig rückt er ihr nahe, aber sie weicht im Bogen aus und stößt auf den zweiten Rammler, der ihr so heftig zu Leibe geht, daß ihr die Wolle von den Keulen fliegt. Schon ist aber der erste Rammler bei ihm und backpfeift ihn, daß Haar fliegt. Eine ganze Weile geht der sonderbare Zweikampf vor sich, dem die Rehe mit langen Hälsen zuäugen, und dann besinnen sich die beiden Kämpen, daß sie nicht ausgezogen, um sich Schmarren zu holen,



Junghäschen

Phot. Karl Soffel



sondern aus einem viel angenehmeren Grunde, und beide hasten hin und her, bis sie die Spur der Häsin wieder in der Nase haben, und zehn Schritte hintereinander suchen sie darauf entlang, über den Kahlschlag, durch die Dickung, zurück zum Altholze, in die Buchenjugend hinein, wieder heraus und in das Feld. Dort machen sie beide Kegel, denn im Felde treibt ein dritter Rammler ihre Häsin. Fünf Minuten später ist ein Tanzquartett im Gange. Vorn flüchtet die Häsin, hinter ihr drein die drei Rammler. Bald hat sie dieser am Wickel, bald kriegt sie der zu fassen, und wenn sich die zwei verwackeln, dann muß sie sich des dritten erwehren. Es hilft ihr nichts, daß sie sich in das Holz flüchtet, sie wird die drei nicht los, und es ist schon längst Mittag, als der Spitz des Bauern, der sich sein Holz besah, sie auseinanderjagt und die arme Häsin mit halb kahlgekratzten Keulen sich ein Lager suchen kann.

Vier Wochen später macht sich die Satzhäsin viel bei der großen, vergessenen, mit Fallaub halb zugewehten Reisigwelle zu schaffen, die von der einen Seite durch den Abzugsgraben, von der anderen durch einen mächtigen Weißdornbusch gut versichert ist. Ein Zaunkönig, der dort zu schlafen pflegt, schlägt jedesmal großen Lärm, wenn die alte Häsin dort herumkrebst, aber schließlich gewöhnt er sich daran. Aber als er plötzlich bei der Spinnenjagd vier kleine wollige Tiere herumkrabbeln sieht, da lärmt er wieder ganz gewaltig, so sehr, daß eine Krähe, die oben in der Kiefer sitzt, einen langen Hals macht und von Ast zu Ast hüpft, bis sie über dem Dornbusche steht. Sie dreht den Kopf nach rechts, sie dreht ihn nach links, sie renkt sich bald den Hals aus, aber sie sieht da unten wirklich keine Maus, und sie weiß, wenn der Zaunkönig zetert, dann ist da irgendetwas nicht in Ordnung. Mit einem Male sieht sie, daß sich da ein braunes, schmales Blatt so absonderlich bewegt, und schärfer späht sie hinab. Und dann bemerkt sie einen pechschwarzen, glänzenden Punkt, und sie erkennt ein Junghäschen. Im nächsten Augenblick ist sie dabei und hackt darauf los. Jämmerlich quietscht der Kleine, so schrill, daß seine Mutter, die ein halbes Hundert Schritte weiter an einem Aste nagt, wie ein Un=

gewitter angepoltert kommt, so daß die Krähe gar nicht so schnell ausweichen kann. Hageldicht fallen die Hiebe der erbosten Häsin auf die auf dem Rücken liegende Krähe, bis es dieser endlich gelingt, arg zerschunden und mit bös zerknickten Fittichfedern, loszukommen.

Der alte Hase hat viele Feinde, der junge noch einmal so viele. Da sind Fuchs und Marder und Dachs und Iltis und Wiesel, sind Habicht und Sperber und Waldkauz und Bussard und Storch und Krähe und Elster, da sind stromernde Köter und strolchende Katzen, und an die frisch gesetzten Junghasen wagt sich sogar der Igel und der Maulwurf heran, und selbst die große schwarze Wegeschnecke ist imstande, die hilflosen Tierchen zu Tode zu nagen. Das allerschlimmste ist aber das Wetter; ein kalter Februarguß oder Schlackschnee vernichtet Hunderte von ihnen im Felde. Die vier Junghäschen im Walde sitzen aber warm und trocken. Von dem Abzugsgraben bis zum Felde steht Dornbusch an Dornbusch, dazwischen verschränken Fichten und Stechpalmen ihr Gezweige, und dazwischen stehen so viele trockne Halme und Stengel und liegt so viel Dürrholz, daß selbst Reineke, der Schleicher, dort so gut wie nichts ausrichten kann. So wachsen die vier denn munter heran, und wie der März da ist, wagen sie sich schon allein an die Feldkante, die so warm unter der Sonne liegt, und äsen sich an der jungen Saat. Aber wenn nur der Schatten eines Vogels über das Feld fliegt, legen sie die Löffel an und huschen in die Dornen. Aber auch auf dem Erdboden gibt es Feinde. Die vier Junghasen spielen in der Morgensonne, kriechen in der grünen Saat. Da taucht ein langes, dünnes, braun und weiß geschecktes Ding an dem Graben auf, wird steif wie ein Stück Holz, krümmt sich wie eine Schlange, drückt sich in die Ackerfurche, rennt darin entlang, guckt ab und zu daraus hervor, und jetzt, wo es in gleicher Höhe mit den Häschen ist, schlüpft es in die Saat. Gerade will das erste Häschen an ihm vorbei, da schnellt es empor und hängt ihm an der Kehle. Das Häschen strampelt und strampelt und quietscht jammervoll, aber die Geschwister sitzen schon längst im Dorngebüsch, die Mutter feiert zum zweiten Male dort hinten im Felde Hochzeit. Aber

eine andere Häsin, die im Walde im Lager saß, hört das Quäken, stürmt herbei und trommelt auf das Hermelin los. Es ist aber schon zu spät; dem Häschen ist die Schlagader aufgerissen, und es verendet zuckend. Die Häsin hoppelt davon, und gleich darauf ist das Hermelin wieder da, sichert eine Weile aus dem Steinhaufen heraus und zerrt und zieht dann seine Beute in seine Höhle hinein.

Lauter und lustiger wird es im Walde. Allerlei Gras sprießt, helle Blüten erscheinen im braunen Laube. Die drei Junghäschen sind schon ganz stattliche Burschen geworden, die sich gut in acht zu nehmen wissen und sich tief in das Feld hinein trauen, aber nur dorthin, wo ein Dornbusch steht. Fällt der Schatten einer Krähe auf den Boden, dann sinken die drei in sich zusammen, legen die Löffel an und sehen wie alte Maulwurfshaufen oder graue Steine aus. Es ist jetzt zu herrlich auf der Welt. Überall wachsen bessere Kräuter, der Klee treibt schon, an allen Büschen quellen leckere Knospen, und die Saat wird von Tag zu Tag höher und dichter. Einerseits ist das gut, anderseits nicht, denn der Fuchs hat nun auch mehr Deckung, und den Hund gewahrt man manchmal reichlich spät. Das war vorgestern, da griff der Fuchs, als die Sonne hinter dem Dorfe fortging, das eine Häschen und trug es zum Bau, und wäre die Entwässerungsröhre nicht so dicht dabei gewesen, da faßte gestern der Hund des Bauern das andere; so aber fuhr es noch in das Rohr und saß dort eine volle Stunde lang im Dunkeln und machte dann, daß es in das Holz kam. Da drückt es sich unter einen Busch und verschläft die Nacht. Am andern Morgen aber hat es alle Angst vergessen und nur etwas Vorsicht mehr behalten, und darum meidet es das Feld und hoppelt nach der großen Blöße, wo so viele gute Kräuter wachsen, und wo es auch sein letztes Geschwister wieder trifft. Es sieht es zum letzten Male. In die Eiche geduckt, sitzt an der Kante der Wiese ein großer Vogel mit gelben Augen und quergestreifter Brust. Blitzschnell und lautlos streicht der an der Dickung entlang, reckt über dem fröhlich mümmelnden Häschen die gelben Griffe aus, schlägt es und entführt das zappelnde in den Wald hinein.

Ihrer viere waren es; eins blieb nur übrig. Aber allein bleibt es nicht; überall trifft es Gespielen an und vergnügt sich mit ihnen in der Dämmerung auf dem Klee oder in der Wiese. Denn es ist sehr vorsichtig geworden und traut dem Tage nicht mehr, seitdem es ein Hund eine ganze Zeit hin und her hetzte, ehe es ihm gelang, die Dornenhecke zu gewinnen. Es wartet, bis es ganz dämmerig wird, und dann sichert es so lange an der Holzkante, bis der erste Althase in das Feld rückt, und dann huscht es auch in das Feld hinein. Da es ein Rammler ist, sieht er den alten Rammlern alle ihre Gewohnheiten ab. Es mümmelt nie, ohne scharf Obacht zu geben, ob nicht irgendwo ein verdächtiger Laut ertönt, und bricht nur ein dürrer Halm, dann macht es einen Kegel und horcht, das Kleeblatt zwischen den Zähnen haltend, so lange steif und starr, bis es sich davon überzeugt hat, daß nur eine Maus oder ein Frosch das Geräusch hervorbrachte. Es hat auch allmählich gelernt, Hund und Fuchs nur dann zu fürchten, wenn es nötig ist. Ist der Graben in der Nähe oder das Dorngestrüpp, dann läßt es Hund oder Fuchs auf fünfzig Schritte herankommen, und erst dann bringt es sich in Sicherheit. Und wenn es sich sein Lager scharrt, so sucht es immer einen Platz, um den recht viel Dornen oder dürre Stengel stehen, die entweder keinen Feind heranlassen oder mit Kneck und Knack vor ihm warnen, naht er sich. Außerdem hat es die Erfahrung gemacht, daß vier Löffel mehr vernehmen als zwei, und sechs dreimal so viel, und daß dort, wo ein alter Rammler ist, viel besser Äsung und mehr Sicherheit ist als dort, wo man keinen Hasen gewahr wird, und wenn die alten Rammler auch grobe Kerle sind, wenn sie gerade ihren schlechten Tag haben, es ist Verlaß auf sie, und man darf, ist einer davon in der Nähe, sich noch einmal so gemütlich am jungen Klee äsen.

Von diesen alten Herren kann man unglaublich viel lernen, wogegen die Setzhasen ziemlich dämlich sind. Denn sie sichern nicht erst lange im Holze, ehe sie ausrücken, und äsen sich dann gleich dicht an dem Holze; die alten Rammler aber nehmen sich Zeit und rücken erst an die Holzkante, wenn Himmel und Erde dicht beieinander sind, und

dann sichern sie noch eine ganze Weile, ehe sie den Holzgraben nehmen. Haben sie das getan, dann sichern sie wieder eine geraume Zeit, und dann fangen sie nicht an, sich zu äsen, sondern rücken tief in das Feld oder mitten in die Wiese hinein, wo sie weiten Ausblick haben. Es fällt ihnen auch gar nicht ein, gleich fortzulaufen, wenn in der Ferne ein Hund bellt oder ein Mensch ankommt, sondern sie warten erst, ob es sich lohnt. Sind die Menschen auf einem Wagen, oder reden sie laut, oder tragen sie etwas auf dem Rücken, dann kann der Hase getrost sitzen bleiben, und ist der Hund über dem Winde, dann hat es gar keinen Wert, Fersengeld zu geben, sondern dann tut man besser, man drückt sich, damit er einen nicht äugt. Jagt er einen aber, dann hat das blinde Darauflosrennen erst recht keinen Zweck, sondern es ist viel vernünftiger, man schlägt so lange Haken, bis der Hund ganz dumm im Kopfe wird und die Jagd aufgibt, oder man springt so lange über den Graben, bis er die Spur verloren hat. Es gibt mehrere Hunde im Dorfe, die gar nicht mehr auf Hasen jagen, weil sie von den alten Rammlern zu oft an der Nase herumgeführt sind.

Das alles kann man von den alten Rammlern lernen, aber noch viel mehr. Da hinten vor dem Walde liegt ein Sandberg. Wenn man noch so naß vom Tau geworden ist und rennt dort ein dutzendmal in dem weichen weißen Sande hin und her, dann spürt man die Nässe gar nicht mehr, denn der feine Sand saugt sie auf; scheint nachher die Sonne tüchtig, dann braucht man sich nur etwas zu putzen und ist sauber und trocken. Außerdem wissen die Rammler alle die stillen Stellen im Walde und die Ecken im Felde, wo etwas Gutes wächst. Sie rücken nachts bis in das Dorf hinein, wenn es ihnen gerade einfällt und der Wind gut steht, und äsen sich an den jungen Kohlpflanzen. Sie wissen genau, wo ein Loch in der Hecke ist, und wo in dem Zaune eine Latte fehlt, und sie kennen jeden Dornbusch im Felde und jedes Drainrohr. Wo recht viele Dornbüsche und trockene Stauden im Holze stehen, da treiben sie sich am hellichten Tage umher und äsen sich, und es fällt ihnen gar nicht ein, sich ihre Lager immer im dumpfen Walde zu scharren, sondern mit Vorliebe

roden sie sich auf den Sandhügeln vor dem Walde ein, trotzdem daß ein Weg darunter hinführt, denn der Sand trägt den Schall so gut, daß man es schon von weitem merkt, rückt einem ein Mensch auf den Balg. Außerdem ist es dort immer trocken, denn der Regen läuft leicht ab, und zwischen der Heide wächst allerlei, was zwar nicht fett macht, aber besser bekommt als der geile Klee, und nichts ist so angenehm, als in dem von der Sonne durchwärmten Sande zu liegen. Außerdem treibt sich dort immer der Dorndreher umher und warnt vor allem, was Gefahr bringen könnte.

Darum nimmt der Junghase immer mehr die Gewohnheiten der alten Rammler an, liegt bei schönem Wetter auf den heidwüchsigen Hügeln, entweder nach dem Felde hin, kommt der Wind aus dem Walde, oder an der anderen Seite, pfeift der Wind zu Holze, und wenn es stark regnet, hat er schon vorher den Wald aufgesucht und sich unter einer dichten Jungfichte seinen Pott gescharrt. Sitzt er auf seinem Sandhügel im Lager, so hebt er nur ein ganz wenig die Löffel, bricht es im Walde. Er weiß jedes Geräusch sehr genau anzusprechen und erkennt sofort, ob ein Igel dort herummurkst, oder ob ein Hase oder ein Reh heranwechselt. Ganz anders klingt es, wenn eine Waldmaus hastig über das Fallaub hüpft, oder wenn eine Amsel darin herumstochert, oder ein Maulwurf unter der Laubdecke wühlt; das klingt sehr gefährlich, aber der Hase weiß Bescheid und kümmert sich nicht darum. Aber wenn Meister Reineke leise und vorsichtig heranschleicht, dann paßt der Hase scharf auf, ohne die Flucht zu ergreifen, und wenn der Fuchs auch ziemlich nahe ist, und mehr wie einmal ist es vorgekommen, daß der Fuchs ihm auf zwanzig Schritte gegenüberstand, ohne daß es dem Hasen einfiel, von dannen zu rennen. Auch den Bussard kennt er ganz genau und weiß, daß der ihm ebensowenig anhaben kann wie die Krähe oder der Storch, und er läßt sich durch sie nicht beim Äsen stören, selbst wenn sie ganz dicht bei ihm sind. Als Junghase war er viel mehr gefährdet als jetzt, wo er schon ein strammer Dreiläufer ist, der im Umsehen eine Menge Feld zwischen sich und den Verfolger bringen kann und die Kunst des Hakenschlagens

und der Widergänge so gut beherrscht wie der älteste Rammler. Wie oft begibt es sich nicht, daß irgend so ein dummer Dorfköter auf der Spur des Hasen umhersucht und laut hechelnd auf einem Flecke in die Runde rennt, weil die Spur mit einem Male ein Ende nimmt, und dabei liegt der Hase zehn Schritte davon im Lager unter dem Winde und läßt den Hund suchen, bis es diesem langweilig wird und er abtrollt. Nur ein Hund im Dorfe versteht die Sache besser; der hält die Spur, und wenn sie aufhört, schlägt er Bogen auf Bogen, bis er sie wieder hat, und dann heißt es, aufstehen und Fersengeld geben und zusehen, daß man an den Bach oder an den Abzugsgraben kommt und den so oft nimmt, bis der Hund auf eine falsche Spur gerät.

Der Hase hat sehr viele Feinde, aber der schlimmste ist der Mensch. Je lauter sich ein Mensch benimmt, um so unverdächtiger ist er, aber je heimlicher er ist, um so mehr hat sich der Hase vor ihm zu hüten. Zum Glück hat der Hase aber auch viele Freunde, die ihn vor dem Menschen warnen. Wenn der Zaunkönig zetert oder die Graudrossel scharrt, muß man die Löffel steifhalten, und ebenso, wenn der Häher warnt oder die Amsel schimpft; auch Laubvogel und Rotkehlchen melden den Feind, und nicht minder Buntspecht und Krähe. Solange der Würger auf der krüppligen Eiche sitzt, ist die Luft rein; sobald er aber warnt, ist irgendetwas los. Umgekehrt ist es mit den Hänflingen; solange sie singend auf den Wacholderbüschen sitzen, ist nichts zu befürchten; stieben sie aber zwitschernd ab, so heißt es, Obacht geben. Auf die Goldammer hingegen ist kein bißchen Verlaß, denn die bleibt noch am Singen, wenn der Mensch schon dicht bei ihr ist; die Elster hinwieder warnt viel zu früh, und wer sich auf sie verläßt, kommt überhaupt nicht zur Ruhe. Sehr zuverlässig sind die Rehe; solange sie sich vertraut äsen, darf der Hase das auch; heben sie aber die Köpfe auf, dann empfiehlt es sich, einen Kegel zu machen und Umschau zu halten, und flüchten sie zu Holze, so tut man gut, ihnen nachzufolgen. Auf ihr Schrecken ist dagegen weniger zu geben, denn das tun sie oft aus Mutwillen, oder wenn das Wetter umschlagen will, vorzüglich die Ricken und Kitze; schreckt der alte Bock aber, der

erst dann austritt, wenn es halbe Nacht geworden ist, dann liegt ein triftiger Grund vor und man muß aufmerksam sein.

Alles das hat der Dreiläufer so nach und nach den Sommer über gelernt, und so ging es ihm gut, obwohl ihn eines Morgens der Wilddieb beinahe erwischt hätte. Der Hase hoppelte auf seinem gewohnten Wechsel zu Holze, denn der Wind stand ihm zu sehr gegen den Anberg. Als er zwanzig Schritte vor dem Holzgraben war, war es ihm so, als ob sich dort etwas bewege. Schnell wurde er ganz flach und schlug einen Haken, gerade noch früh genug, daß die meisten Schrote über ihn fortpfiffen; nur eins durchschlug ihm den linken Löffel. Seitdem rückte er schon vom Felde zum Holze, wenn es noch ganz grau war. Ein anderes Mal lag er ruhig in seinem Lager unter dem Heidkraut, als ein Mensch, laut pfeifend, den Fußweg entlang ging, wie es jeden Tag vorkam. Plötzlich bemerkte der Hase, daß der Mann eine auffällige Bewegung machte, und er fuhr so schnell aus dem Lager, daß der kurze, dicke, an eine lange Schnur gebundene Knüppel wohl das Lager, aber nicht mehr den traf, der eben darin gesessen hatte. Seitdem scharrte er sich sein Lager nicht mehr so nahe bei dem Fußwege, sondern mehr oben am Hügel. Acht Tage später hatte er, weil draußen der Wind zu sehr ging, den Tag über im Walde geschlafen, und als es schon stark schummerte, rückte er zu Felde. Als er dicht vor dem Holzgraben war, sicherte er erst lange Zeit und überzeugte sich davon, daß draußen die Luft rein war, und dann setzte er über den Graben. In demselben Augenblicke merkte er, daß sich links von seinem Wechsel etwas rührte, und eiligst fuhr er wieder in das Holz hinein. Gleich darauf hoppelte eine Häsin an ihm vorüber, und kaum war sie im Felde, da blitzte und donnerte es, und dann ging ein Mensch fort. In der Nacht, als der Dreiläufer dort vorbeikam, witterte er dicht an dem Graben, daß dort einer seinesgleichen den Tod gefunden habe, er mied den Wechsel in den Klee und rückte dort in das Feld, wo der Hafer dicht an das Grabengestrüpp stieß, und dann schlüpfte er durch den Hafer, steckte nur den Kopf daraus hervor und äste sich am Rande der Kleebreite.

Solange das Getreide auf dem Felde steht, hat es der Hase überhaupt gut, findet er. Selbst wenn der Tau noch so tief geschlagen hat, bleiben die Gänge, die die Rehe getreten haben, offen, und so kann der Hase, ohne sich zu zeigen, vom Walde tief in das Feld und wieder zu Holze rücken. Es ist so schön still im Felde, daß er oft tagelang den Wald vergißt und in der Feldmark bleibt. Aber es naht ein Tag, der ihm das Feld verleidet. Laute Stimmen poltern heran, ein häßlicher Ton hebt an, der weithin schallt, und rauscht unheimlich und schrecklich. Der Hase macht, daß er fortkommt. Als er nachts über das Feld hoppelt und seinen gewohnten Steig durch die Gerste einschlagen will, ist das ganze Gerstenstück verschwunden. Vierzehn Tage später fällt der Roggen und von früh bis spät ist ein Lärm von Menschen und Pferden, und Maschinen und Hunden in der Feldmark, daß es dem Hasen weder dort noch auf den Sandbergen mehr behagt und er den Wald vorzieht, trotzdem die Kartoffeln und die Rüben im Felde noch Deckung genug bieten. Einmal bleibt er noch im Felde liegen, aber die Jäger, die hinter den Hühnern her sind, verleiden es ihm völlig, und so bleibt er dem Walde und seinen Wiesen treu und rückt nur in der Mitte der Nacht zu Felde, um sich am Klee zu äsen, wo es von Tag zu Tag kahler wird. Aber auch im Walde ist es lange nicht mehr so schön wie vordem; die Äsung läßt von Woche zu Woche an Frische nach, und mehr und mehr gilben die Blätter. Und es kommt auch hier der Tag, da es dem Hasen im Holze gar nicht gefällt; der Laubriß beginnt; Tag um Tag tanzen knisternde Blätter zu Boden, wo sie der Wind fängt und dahinjagt, daß es rauscht und rasselt. Der ganze Wald ist erfüllt von vielen Geräuschen, und der Hase wird davon so dumm, daß er sich in das Feld flüchtet. Dort ist es aber erst recht laut, denn die Bauern roden die Kartoffeln, und überall wimmeln Hunde umher und schnüffeln jede Hasenspur entlang.

Eines Tages hetzt ein Jagdhund den Hasen so tief in den Wald hinein, daß der arme Lampe vor Ärger aus der anderen Seite des Waldes herausfährt und in die Heide gerät. Hier gefällt es ihm;

rundum ist es still und stumm, enge Kieferndickungen stoßen an frische Kleewiesen, die in der hohen Heide liegen, eine Kette von Sandbergen, wie der Hase sie liebt, ziehen sich dahinter entlang, an deren Flanken mächtige alte Brombeerbüsche dichte Verhaue bilden, und hinter den Hügeln beginnt das weite, breite Moor, durchzogen von Dämmen und Gräben, wie geschaffen für einen Hasen, der es versteht, einen Wassergraben zu benutzen, um die Hunde von seiner Spur abzubringen. In drei Tagen hat sich der Hase eingelebt; er weiß, daß der eine Moordamm in das Wasser, die beiden rechts und links davon aber zu Querdämmen führen, daß vor dem dritten Heidberge Serradella und dahinter Spergel steht, daß an den Dämmen Himbeer- und Brombeersträucher in Menge wachsen, daß hinter dem Moore ein Hof liegt, auf dem nur ein Hund ist, der aber nie den Hof verläßt, daß die Birkhühner mit ihrem Flügelgepolter und der Raubwürger mit seinem Trillerpfiff es anzeigen, wenn der Fuchs dort umherschleicht, und daß er nicht der einzige Hase ist, der hier lebt. Denn schon am ersten Tage findet er viel frische Losung und mehrere Sassen. Und als es Abend wird, kommen auf allen Dämmen Hasen in die Wiese und nach dem Spergel und zu der Serradella angerückt, meistens Rammler, alte Burschen, die mit allen Hunden gehetzt sind. In der Dämmerung äsen sie sich vor dem Moore, aber nachts rücken sie in den Wald und von da nach dem Felde, teils des Klees, teils der Setzhasen wegen; doch bevor es im Osten hell wird, machen sie alle, daß sie wieder in ihr Moor kommen.

Der Dreiläufer lernt ihnen alle ihre Schliche ab, und er steht sich gut dabei, denn wie im Felde die Jäger mit ihren Hunden hinter den Hasen herumsuchen und es in einem fort knallt, da bleibt es ganz still im Moore, und ungestört können die Heidhasen ihre Tage verbringen, bei schönem Wetter den Tag im weißen Sande oder braunen Torfmull, geschützt von den dornigen Ranken der Brombeeren, verträumen, an nassen Tagen sich in den Kieferndickungen bergend, die so dicht sind, daß der Regen nicht bis zum Boden durchschlägt. Zwar kommt, als der erste Schnee fällt, der Jagdpächter

auf den Gedanken, das Moor und die Dickungen treiben zu lassen, aber es lohnt sich nicht; die vielen Torfstiche und Abzugsgräben im Moore verhindern die Bildung einer geschlossenen Treiberwehr, so daß die meisten Hasen unbeschossen davonkommen, und aus den engen Kieferndickungen sind die Hasen mit Gewalt nicht herauszubringen, und die Treiber murren, als sie zum zweiten Male treiben sollen, denn bis unter die Arme hat sie der tauende Schneebehang durchweicht. So haben die Moorhasen denn den ganzen Winter über Ruhe, und selbst bei hohem Schneefall bietet ihnen die lange Heide und allerlei Weichholz genügend und bessere Äsung als die Feldmark, wo die Feldhasen sich am gefrorenen Futterkohl verderben und elend eingehen. Auch die Moorhasen rücken fast allnächtlich zu Felde, aber sie trauen sich nicht bis vor das Dorf, denn sie sind die menschliche Witterung so wenig mehr gewöhnt, daß sie vor jeder frischen Menschenspur zurückprallen. Aber die Landstraße, die vor dem Dorfe herführt, ist mit Obstbäumen besetzt, die jetzt ausgeästet werden, und das in den Gräben liegende Astwerk ist es, das die Moorhasen in die Feldmark zieht, und säuberlich nagen sie alle Knospen und jedes Fetzchen Rinde von den Zweigen, und bei ihrer mageren Äsung werden sie ebenso feist wie die Feldhasen.

Wie der Januar zu Ende geht, da ist es aber noch etwas anderes, das die Moorhasen in die Feldmark treibt. Fast alle die Hasen, die im Moore leben, sind Rammler, und Ende Januar erwacht ungestüm in ihnen die Liebe wieder, die erst im Herbste aufhört. Und das ist gut; denn wäre es nicht so, und setzte die Häsin nur einmal im Jahre und nicht drei- oder gar viermal, kein Hase lebte mehr auf der Welt, denn seiner Feinde sind allzu viele, weil sein Wildbret zu fein ist.



Die Raben- und die Nebelkrähe

Einen ganzen Tag und eine volle Nacht hat es geschneit. Einen Fuß hoch liegt der Schnee auf dem Lande.

Die Zeit der schweren Not brach herein für viele Tiere. Für alle, die am Boden ihre Nahrung suchen, ist Hans Magerkohl Küchenmeister geworden.

Feldmaus und Wühlratte haben zu leben; die eine führt zwischen Schnee und Land ihre Gänge über die Raine und Kleestücke und nährt sich mehr schlecht als recht von Wurzeln, Sämereien und Gewürm, und der anderen ist der Schnee nicht unlieb, denn er schützt die Erde vor dem Hartfroste und gestattet ihr ein bequemes Wühlen. Auch Spitzmaus und Maulwurf leiden nicht unter dem Schnee; im faulen Waldlaube findet die eine, tief in der Erde, wohin der Frost nicht langt, der andere Fraß genug. Schlimmer geht es schon dem Hasen; wo der Wind den Schnee abtrieb, kann der Hase an die Saat gelangen; wo der Schnee aber hoch liegt, da muß der Hase sich mit der Rinde der Bäume und Sträucher behelfen, und auch das Kaninchen muß sich auf diese Art durchhelfen und ähnlich das Reh, das sich an Zweigspitzen äst.

Für die Finken, Ammern und Haubenlerchen sieht es böse aus; hier und da ragt dürres Kraut über den Schnee hinaus und schüttet seinen Samen auf die Schneedecke, aber das ist eine magere Kost, und wenn auf den Landstraßen die Pferde nicht für Futter sorgten und bei dem Dreschen nicht allerlei abfiele, so ginge es Buchfink, Hänfling, Bergfink und Grünling, Goldammer und Haubenlerche fast so schlecht wie den nordischen Ringeltauben, die weiter nichts zu fressen haben als Futterkohl heute und Futterkohl morgen und übermorgen noch einmal Futterkohl, der ihnen auf die Dauer ebenso schlecht bekommt wie dem Hasen.

Würde der Mensch nicht ein Einsehen haben, so mancher Vogel erläge dem Hunger. Aber überall in den Gärten und vor den Fenstern haben gutherzige Leute Futterplätze errichtet, und in allen An-

lagen stehen Futterhäuschen, wo sich die hungrigen Schnäbel atzen können. Da kommen sie alle zusammen, sowohl die, die bittere Not leiden, und auch die, denen es noch ganz gut geht, wie die Meisen, Baumläufer und Spechte, deren Tisch immer gedeckt ist, mit Ausnahme der Tage, an denen Rauhfrost Baum und Busch in starre Krusten hüllt. Alle finden sie unter den bedeckten Futterhäuschen Nahrung, Fink und Spatz und Meise, Häher und Amsel, Kernbeißer und Goldammer und mit ihnen Waldmaus und Zwergmaus.

Noch in anderer Weise sorgt der Mensch für die darbenden Vögel. An der Kante der Stadt liegen gewaltige Schuttplätze, auf denen Reihen grauer Wagen den Hauskehricht ausschütten. Ganze Berge von Asche und Schlacken häufen sich dort jeden Tag auf, und zwischen dem Müll, den Scherben, dem zerbrochenen Geschirr, den Emailletöpfen und Konservendosen, Lumpen, Schirmgerüsten, Hüten und Papierfetzen liegen Knochen, Fischreste, Eingeweide, Hühnerköpfe, Brotrinden, Obstkröpfe, Gemüsestücke, Hanfkörner, Wurstpellen, Margarinebröckchen, Kuchenkrümel und hunderterlei Dinge, die der Mensch nicht achtet und in den Abfallkasten wirft, die aber Tausenden von Vögeln in der bitteren Zeit das Leben fristen.

Vor allem sind es die Krähen, die sich hier zusammenfinden. Sobald es hell wird, verlassen sie ihre Schlafplätze in den Wäldern; in gewaltigen, bald geschlossenen, bald aufgelockerten Flügen, Hunderte oder Tausende von Stücken umfassend, kommen sie herangestrichen, die Wintermorgenstille mit ihrem Gequarre und Gekrächze belebend und die graue Luft mit einem Wirbel schwarzer Flecke erfüllend. Das wogt auf und ab, flutet hin und her, ballt sich zusammen, reißt auseinander, fällt herunter, flattert empor, bis schließlich der ganze weite Schuttplatz von den schwarzen und grauen Vögeln übersät ist.

Wagengeknarre und Peitschengeknall klingt heran, laute Stimmen kommen näher. Alle Krähen machen lange Hälse, einige flattern empor, aber bald senken sie sich wieder herab, denn die meisten von ihnen kennen die Müllwagen und warten der guten Dinge, die sie

bringen. Wagen auf Wagen wird ausgestürzt, und sobald einer seinen Inhalt entleert hat, flattert das Krähenvolk heran und sucht nach Beute. Hunderte von schwarzen Schnäbeln stochern und hacken und zerren in dem Müll umher, Hunderte von Schwingen sind in Bewegung, denn ist auch Nahrung für alle da, keine Krähe gönnt der anderen einen Bissen. Sobald eine eine Wursthaut oder einen Knochen erwischt hat, spreizt sie schon die Flügel über ihren Fund und sucht sich damit abzustehlen, aber vier, fünf, sechs ihrer Genossinnen setzen ihr nach und stechen heiser krächzend nach ihr, bis sie zur Erde taumelt, den Raub in die Krallen nimmt und so lange mit dem scharfen Schnabel verteidigt, bis die neidische Gesellschaft abstreicht.

Vielerlei Arten von Krähenvögeln sind es, die sich hier auf dem großen Kummerplatze vor der Stadt zusammengefunden haben. Die kleinsten, aber frechsten und gewandtesten sind die Dohlen, deren helle Augen listig umherspähen, und sowie sich ein guter Brocken zeigt, schlüpft die Dohle herbei, faßt ihn und ehe sich die Krähen besonnen haben, ist der Spitzbube fort und läßt von ferne sein gellendes Hohnlachen ertönen. Am unbeholfensten stellen sich die blanken Saatkrähen an. Obgleich ihre Schnäbel spitzer und länger sind als die der anderen Krähen, so sind die Saatkrähen längst nicht so frech wie die Raben- und Nebelkrähen und müssen sich mit den kleinen Abfällen begnügen, denn jeden guten Bissen jagen ihnen die anderen Krähen ab, vor allem die Nebelkrähen, die frechsten von allen, deren Unverschämtheit alle Grenzen überschreitet.

Der Winter trieb sie aus den Wäldern Rußlands und den Steppen Sibiriens westwärts. Zu Hunterttausenden kamen sie angerückt, überschwemmten Preußen, Pommern, Mecklenburg, Posen und die Mark, drängten immer weiter nach dem Westen, überflogen die Elbe und fielen hungrig in das Brutgebiet der Rabenkrähe ein. Ist es Frechheit oder ist es Dummheit, daß sie so unverschämt sind? Die Rabenkrähe, den Menschen und seine Tücke kennend, flieht die geschlossene Ortschaft und kommt nur bis an ihre Ränder; die Nebelkrähe aber spazeirt in den Höfen der Dörfer umher und läßt sich auf

den Dächern der Großstadt nieder, und erspäht sie tief unter sich etwas Gutes, dann schwebt sie herab und holt sich von der Straße den Happen. Sobald die Pause vorüber ist, läßt sie sich im Schulhofe nieder und sucht nach Brotrinden; sie lauert auf den Mauern des Schlachthofes, bis die Gehilfen den Rücken drehen, und dann stößt sie nieder und fliegt mit einem Fleischfetzen von dannen. Bevor das Leitungsnetz über den Städten entstand, übernachtete sie sogar zu Hunderten auf den Dächern, aber seitdem zieht sie den Wald vor. Sonst aber benehmen sie, die Vögel des einsamen Bruchwaldes und der menschenarmen Steppe, sich so, als wären sie, wie der Spatz, neben dem Menschen aufgewachsen, und nur die von ihnen, die im ostelbischen Deutschland und im europäischen Rußland brüten, sind weniger vertraut und verhalten sich so wie die Rabenkrähen.

Denn sie sind nicht weniger schlau als die Rabenkrähe. Sie wissen ganz genau, daß in der Stadt kein Gewehr losgeht, sie können den harmlosen Spaziergänger gut von dem Manne mit dem Gewehre unterscheiden. Bis auf zehn Schritte lassen sie in den Anlagen den Menschen herankommen, und die Hunde halten sie offensichtlich zum Narren. Bis auf zwei, drei Fuß halten sie den Hund aus, und erst dann fliegen sie auf, um sich bald wieder hinzusetzen und das Spiel so lange zu treiben, bis der Hund ärgerlich davonläuft. Das tut die Rabenkrähe niemals; sie ist viel übelnehmerischer und mißtrauischer und liebt es gar nicht, rückt ihr der Mensch nahe.

Sonst aber gleicht sie ihr bis auf die graue Färbung von Rumpf und Oberhals völlig. Die Maße der einen sind genau so wie die der anderen, ihre Lebensweise ist völlig die gleiche, die Eier haben dieselbe Farbe, die Nester unterscheiden sich in nichts voneinander, und die einzigen Unterschiede sind eine geringere Vergröberung der Stimme bei der Nebelkrähe und eine geringe Verschiedenheit in dem Aufbau der Eischale. Aber ein Unterschied zwischen beiden ist da, der ganz gewaltig in die Augen springt, ein Unterschied ganz eigener Art, darin bestehend, daß die Elbe in Deutschland die Grenze zwischen den beiden Färbungsformen bildet; westlich der Elbe herrscht allein die

schwarze, im Osten die graue Abart vor. Diese Tatsache steht einzig da in der Tierwelt Deutschlands. Wohl hat der Osten eine ganze Menge von Pflanzen und Tieren, die dem Westen fehlen, und das Umgekehrte ist auch wieder der Fall, daß aber eine Tierart durch einen Fluß in zwei getrennte Unterarten geteilt wird, die sich bis auf die Färbung in nichts unterscheiden, das ist eine Tatsache, der man als Gegenstück höchstens die Verbreitung des schwarzen Rehes beigesellen kann, das im Gegensatz zu der roten Stammform ein ausgesprochenes Tier der Ebene ist und das Hügel- und Bergland meidet.

Im deutschen Vaterlande leben viele eigenartige Vögel, ausgezeichnet durch Farbe, Gestalt, Nestbau und Lebensweise; der interessanteste von allen aber ist die Krähe. Wohl ist der Dompfaff des Ostens viel größer als der des Westens, der östliche Raubwürger besitzt im Gegensatze zu der westlichen Form einen kleineren Flügelspiegel und behält einen Rest der Jugendzeichnung auf der Brust, das Moorrebhuhn ist kleiner und düsterer als das der Getreidesteppe, Garten- und Weidenmeise, so ähnlich sie auf den ersten Blick erscheinen, sind nach Stimme, Maßen, Gefiederbeschaffenheit und Nistweise völlig verschiedene Vögel. Aber hier handelt es sich um Fälle, die erklärbar sind, für die wir Gegenstücke genug haben, während für den Grund der örtlichen Benennung der beiden Formen der echten Krähe jede Erklärung fehlt. Und so nennt der eine Forscher jede eine Art, der andere verbindet sie zu einer Art, der dritte nennt die Nebelkrähe, der vierte die Rabenkrähe als Stammform, und schließlich ist das ganze Ergebnis das, daß jeder ebensoviel Recht wie der andere oder ebensowenig hat, und daß die Natur einmal wieder beweist, daß der Artbegriff ein Notbehelf, Systematik eine Eselsbrücke ist.

Lebte östlich der Elbe und in ganz Asien nur die graue Krähenform, so wäre ein Schluß einfach. Die freilebende Dachratte von Südeuropa, Vorderasien und Südafrika ist bräunlich und weißbäuchig, die ihr anatomisch und morphologisch fast gleiche Hausratte, ein Gebäudetier, ist einfarbig schieferschwarz. Die Haubenmeise von

Nordostdeutschland ist heller als die westliche Form. Liegt es nicht nahe, danach anzunehmen, daß der Westen die dunkeln Formen begünstige, entweder wegen seines mehr insularen Klimas oder wegen irgendwelcher schwer feststellbaren Kultureinflüsse? Aber da kommt die Zoogeographie mit der unbequemen Tatsache, daß wohl die Graukrähe über Ostelbien, Schottland, Skandinavien, Rußland und Sibirien fast unumschränkt herrscht, daß sie aber weiter östlich, hinter Tomsk, ihre Herrschaft mit der Rabenkrähe teilen und am Jenissei ganz an sie abtreten muß, so daß in der Mongolei und in China und Japan wieder Schwarz allein herrscht.

Mit der Theorie von dem Einflusse des westlichen Klimas ist es also nichts; und da das Unerklärliche das Interessante im zoologischen Sinne ist, so darf man dreist behaupten: unsere Krähe, nämlich die Rabenkrähe, Corvus corone L. und die Nebelkrähe, C. cornix L., oder die Raben- und Nebelkrähe, C. corone = cornix, oder schlechthin, die echte Krähe, ist der interessanteste deutsche Vogel, vom morphologischen und zoogeographischen Standpunkte aus vielleicht überhaupt der interessanteste der bekannten Vögel. Mögen auch dort, wo die Grenzen beider Formen zusammenstoßen, an der hannöversch-märkischen Grenze oder an andern Stellen des Elbgebietes oder sonstwo in Europa und Asien, Mischehen und Übergänge vorkommen, so daß man bei vielen Museumsstücken nicht sagen kann, ob man eine Raben- oder eine Nebelkrähe vor sich habe, das ändert die Sache nicht, denn im großen und ganzen heißt es überall: hüben Schwarz, drüben Grau, und die unerklärliche Tatsache, daß es von einer Tierart zwei Formen gibt, die auf verschiedene, im Grunde dieselben Lebensbedingungen gewährende Gebiete beschränkt sind, bleibt bestehen.

Aus der Abneigung, die die Graukrähe gegen das Gebirge zeigt, so daß sie als Wintergast bei uns so gut wie ganz dem Berglande fernbleibt und höchstens durch Schneestürme dorthin verschlagen wird, kann man auch nur auf sie selber den Schluß ziehen, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich ein reines Steppentier ist,

aber das wäre ein zu waghalsiger Gedankensprung, schlösse man daraus, daß die Rabenkrähe eine umgewandelte Hügel- und Berglandsform der Graukrähe sei. Nur das eine steht fest: der Linnäussche Artbegriff versagt hier ebensosehr wie die von dem alten Brehm schon begründete, heute aber erst planmäßig vorwärtsschreitende Subtilformenforschung.

„Ob grau, ob schwarz, es ist derselbe Vogel. Unter den Hunderten von Stücken, die auf dem großen Schuttplatze umherspazieren, sind einzelne Übergänge zu finden, aber nicht zwei Stücke, die in den Maßen oder in den anatomischen Verhältnissen so voneinander abweichen, daß man Artunterschiede darauf begründen könnte. In der Stimme, in den Bewegungen, im Flugbilde, in der gesamten Lebensweise ist nicht der geringste Unterschied zu finden. Ob die Krähe im Emslande oder am Ob, in den finnischen Schären oder in den Klippenwäldern Dalmatiens horstet, ob sie hoch auf Bäumen im deutschen Walde, auf niederem Gebüsch in der Tundra baut oder gar in der baumlosen Steppe zum Erdbrüter wird, ob schwarz oder grau, die eine lebt und benimmt sich wie die andere, die eine wie die andere ist eben: die Krähe. Wer die Krähe Westfalens kennt, der kennt auch die von Ostpreußen, und wer die russische Krähe beobachtete, wird die der Alpen nicht anders finden.

* * *

Der März geht zu Ende, das Land ist längst schneefrei; Fink und Ammer, Amsel und Haubenlerche leiden keine Not mehr. Die Sonne hat schon Macht bekommen und lockt allerlei Gewürm aus Fallaub und Stammritze.

Der große Schuttplatz vor der Stadt hat aber immer noch seine Gäste. Dünner sind die Flüge der Krähen geworden; die Rückwanderung der Graukrähen hat schon begonnen, und auch von den Rabenkrähen fand sich manche zu ihrem Brutgebiete zurück.

Ein Teil aber blieb dem Schuttplatze noch treu. Jeden Morgen stellen sich die Flüge ein, jeden Abend streichen sie nach ihrem Schlafwalde zurück, den rosenroten Himmel mit schwarzen Flecken bedeckend

und mit heiserem Gekrächze die Lieder der Singdrosseln unter sich in den Wäldern überschreiend.

Über Mittag aber, wenn die Sonne am wärmsten ist, kommen sie auf zärtliche Gedanken. Auf einem alten Blecheimer sitzt eine Nebelkrähe, streckt den Hals lang nach vorne, sträubt die Kehlfedern, reißt den Schnabel auf und ruft gurgelnd: „Gulak, Gulak, Gulak!“

Zwei Rabenkrähen taumeln wie betrunken in der Luft umher, rufen „Kru“ und „Kru“ und stechen sich, als wenn es um einen besonders fleischreichen Knochen ginge, aber es ist nicht Futterneid, sondern Zärtlichkeit, das sie dazu bringt, sich so unklug zu benehmen.

Überall klingt es: „Terr, Err, Kerr“, und dann wieder „Arr, Karr, Harr“, und hinterher: „Kra, Krah, Harrah“, und hier und da und dort wirbelt ein Paar in der Luft umher, steigt, fällt, schießt dahin, schwebt im Minnefluge.

Im freien Felde liegt ein Teich, und um ihn erheben sich sechs hohe Schwarzpappeln. In jeder von ihnen sitzen Krähen. Eine Rabenkrähe balzt: „Gulk, gulk, gulk“. Eine Nebelkrähe fällt mit tiefem „Gulak, Gulak“ ein. Eine andere Rabenkrähe steckt bald den Schnabel in die Luft, bald nach der Erde hin, legt den Kopf jetzt auf den Rücken, nun auf die Seite, ihn bald öffnend, bald schließend.

Sie singt. Ihr Gesang ist nicht so schön wie der der Graudrossel, der vom Walde herüberschallt, nicht so gut wie der der Amsel dort in dem Baumgarten, ja noch lange nicht so gut wie der des Finken, der unter ihr in der Pappel aus Leibeskräften seine Strophe schmettert, aber für eine Krähe ist es eine ganz gute Leistung. Wenn nicht allzu viele Schnarr- und Schluchzlaute darin wären und etwas mehr Kunstpausen, als gerade nötig sind, und wenn nicht einige Töne darunter wären, von denen man nicht weiß, ob sie mehr an einen Bauchredner oder an einen Menschen, dem äußerst schlecht geworden ist, erinnern, so könnte man es wirklich beinahe einen Gesang nennen.

So aber ist es doch wohl mehr ein Schnalzen in der Art, wie es Häher und Pfingstvogel und die Würger lieben, ein formloses Ge-

misch quirlender, schnalzender, krähender, rasselnder Laute, so leise, so bescheiden, daß der, der es noch nie hörte, nicht auf den Gedanken kommt, daß eine Krähe der Sänger sei. Aber schon schließt die Sängerin mit einem lauten Krächzrufe und streicht ab, ihr Weibchen mit sich nehmend. Die große Gesellschaft paßt ihnen nicht mehr; sie haben das Bedürfnis, allein zu sein.

Drei Meilen von der Stadt entfernt liegt ein gewaltiger Wald, von einem breiten Bache durchflossen, an der einen Seite von Ackerland, an der anderen von Wiesen, Weiden und Moor begrenzt, reich an Blößen und Kulturen, von mächtigen Schneisen zerschnitten, alte und junge, Laub- und Nadelbestände aufweisend, zum Teil flach, zum Teil hügelig, von tiefen und flachen Gräben durchsetzt, sandige Höhen und bruchige Senkungen bergend, bunt an Pflanzen- und Tierleben.

Auf den Wiesen tummeln sich Kiebitz und Bekassine, an den quelligen Stellen wurmt die Schnepfe. Das Gelächter des Schwarzspechtes und das Gekicher des Turmfalken übertönt das Knurren des Taubers und das vielstimmige Konzert unterschiedlicher Singvögel, in der Dickung stehen die Rehe, an Hasen mangelt es nicht, und Kaninchen sind auch da, und an Fröschen und Käfern ist Überfluß. Da kann ein Krähenpaar es schon aushalten und auch mehrere.

Gerade auf den Wald streicht das Krähenpaar zu, aber hundert Schritte davor biegt die eine ab, stößt einen Warnruf aus und steigt empor, und die andere macht ihr das alles nach. Höher, immer höher steigt das Paar, schwebt über den Wald hin und äugt unter sich. Und dann stoßen beide gellende Warnelaute aus und rudern hastig weiter, denn an der Waldkante entlang geht der Hegemeister mit seinem Schweißhunde.

Bei einem großen Windbruche baumen die Krähen auf. Sie weiß es bestimmt, das Weibchen, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Denn die alte Samenfichte, in der sie drei Jahre hintereinander gehorstet hat, steht wohl noch da, aber ringsumher ist es kahl geworden. Einige Wurfböden liegen noch umher und allerlei Astholz, aber der Bestand selbst ist bis auf einige Überhälter verschwunden.

Also wird man einen neuen Horstbaum suchen müssen, denn mitten auf der blanken Blöße zu brüten, das ist doch zu gefährlich.

Vorläufig eilt das aber noch nicht. Deshalb erst einmal nach dem Bache hin, wo es allerlei gute Dinge gibt. Sieh da, sieh da, auch heute ist da etwas. Ein dreipfündiger Hecht ist mit dem Hochwasser in den Graben geschwommen und zappelt nun hinter dem Verhau, das angeschwemmtes Astwerk und Genist bildet, elend umher. Rechts und links von dem Graben fußen die Krähen auf den Zweigen und äugen mit langen Hälsen hinunter. Platsch! Der Hecht macht einen Satz, daß der Schlamm laut quatscht. Die Krähen flattern entsetzt fort, denn sie erschraken zu sehr. Aber schon sind sie wieder da. Eine fliegt an den Grabenbord. Hops, macht der Hecht einen Sprung in die Höhe und die Krähe einen zur Seite.

Jetzt kommt auch die andere. Mit viel Kopfverrenkungen und Halsverdrehungen gehen sie bis an das schlammige Wasser. Der Hecht liegt wie tot da, ab und zu nach Luft schnappend. Ob ich es wage? denkt die eine Krähe und schreitet in das Wasser hinein. Einen fürchterlichen Hieb läßt sie auf das Genick des Fisches herniedersausen und fährt sofort zurück, aber doch nicht so weit, daß sie nicht ein gutes Teil von der rostbraunen Brühe abbekäme, die der Schwanz des Fisches umherstreut.

Aber jetzt liegt er still. Die andere Krähe wackelt heran. Das saß! Mitten in das eine Auge fuhr ihr Schnabel. Hoch wirft sich der unglückliche Fisch empor, und die Krähen weichen zurück, aber sobald er wieder liegt, trifft ein Schnabelhieb sein linkes Auge, daß er geblendet ist. Er schießt nach rechts, er fährt nach links, und jedesmal, wenn er an das Ufer kommt, trifft ihn ein sicherer Hieb. Jetzt bleibt er auf der Seite liegen und öffnet verendend den Rachen. Es regnet Schnabelhiebe. Noch ein Sprung, ein wildes Plätschern, und dann dreht er den weißen Bauch nach oben.

So, das wäre gemacht! Aber bei der schweren Arbeit hat man ganz vergessen, aufzupassen, ob die Luft rein ist. Das Krähenmännchen schwingt sich in die Eiche und späht umher, fliegt dann auf die

Spitze der Fichte gegenüber, äugt rechts und links den Bach hinauf und hinab, steigt empor und übersieht die Gestelle und taucht wieder in das Astgewirr hinab. Da unten ist das Weibchen schon mitten in der Arbeit. Es hat so lange unter der Kiemenspalte herumgehackt und -gezerrt, bis die Haut zerriß. Leber ist das feinste, was es auf der Welt gibt, aber das allerfeinste ist doch Hechtleber, vorausgesetzt, daß es keine Quappenleber gibt, denn das ist die Höhe der Gefühle.

„Therr", sagt das Männchen leise, und das heißt: „Laß mir auch etwas übrig!" Das Weibchen hat dazu keine Lust und besieht für seine Happigkeit einen Schnabelhieb. Nun langt das Männchen in die Bruströffnung und zerrt die Leber hervor, und das Weibchen reißt das Herz heraus, verschlingt es, flattert empor, um nachzusehen, ob nicht unterdessen der Hegemeister mit seinem Schießgewehre nähergekommen ist. Aber weit und breit ist nichts zu sehen als der alte Bock, der sein Bastgehörn spazieren führt, und auf dem Ende der Schneise der Hase, der da junges Gras mümmelt. Und wenn auf dem einen Ende des Gestelles ein Reh und auf dem anderen ein Hase sich vertraut äsen, dann ist dazwischen alles in Ordnung. Man kann also getrost weiter vespern.

Hecht ist ganz entschieden besser als ein alter Knochen mit wenig daran und viel Asche darum und Dutzenden von neidischen Schnäbeln in der Nähe, ganz entschieden ist er besser. Es ist nur schade, daß er bloß eine Leber und ein Herz hat. Aber das Rückenfleisch ist auch nicht zu verachten, obgleich das Bauchfleisch noch zarter ist. Ganz vorzüglich aber ist das Gehirn; viel gibt es davon nicht, aber der Geschmack ist fast so gut als der von halbbebrüteten Kiebitzeiern oder nackten Jungmäusen.

Aber was war das da eben? Das klang ja beinahe, als wenn der Häher warnte. Tatsächlich, es ist der Häher; er warnt gefährlich. Darum von der Erde weg auf einen sicheren Ast. Hier ist irgendetwas nicht in Ordnung. Der Bock hat mit dem Äsen aufgehört und tritt in den Bestand, der Hase macht einen Kegel, und jetzt setzt er über den Graben. Aber der Förster ist nirgendwo zu sehen. Was mag

nur los sein, daß der Häher so fürchterlich schimpft? Ach so, Reineke Rotvoß, der Schleicher, ist es? Da taucht er auf der Brücke auf und prüft den Wind, und jetzt schnürt er unter dem Winde gerade auf den Hecht los.

Das geht nicht, geht auf keinen Fall! Das wäre ja noch schöner. Erst quält man sich eine volle Stunde mit dem Fische ab, und nun soll man ihn loswerden? „Karr“ und „Kerr“ erschallt es über dem Fuchse. Verdutzt bleibt er stehen und äugt falsch nach oben. Dann schnürt er weiter. Und wieder krächzt es und, ehe er es sich versieht, hat er einen Stich weg und jetzt wieder einen, und während er wild nach links schnappt, hat er rechts noch einen Schmiß fort und das Gekrächze wird immer schlimmer, denn nun sind es schon vier Krähen, und wer weiß, ob nicht bald sechs oder acht da sind. Mit einer mächtigen Flucht taucht der Fuchs in der Dickung unter.

Die vier Krähen sitzen rechts und links von der Schneise auf den Ästen und verpusten sich. Dann stiebt das eine Paar ab, und das andere kehrt zu dem Hechte zurück. Im Holze fällt ein Schuß, und wütendes Krähengeschrei folgt darauf. Das Krähenpaar steigt über den Wald und kreist. Da unten im Bruche kreist ein Krähenmännchen und kreischt jämmerlich, und durch das Bruch geht der grüne Mann mit seinem roten Hunde, und an seinem Rucksacke baumelt etwas Blankes, Schwarzes hin und her. Hoch über ihm kreist schrecklich krächzend das Männchen.

Langsam rudernd folgt das Krähenpaar bis an die Waldkante nach und baumt dort auf. Der Mann und der Hund verschwinden in der großen Wiese, hinter der das Dorf liegt. Da fliegt das Paar zurück. Das verwitwete Männchen gesellt sich zu ihm. Es tut anfangs so, als läge ihm nur an der Gesellschaft etwas, aber das andere Männchen weiß, mit welchen Plänen es umgeht, und sobald es nahekommt, sticht es nach ihm. Das Gequarre ist bald hier, bald da im Walde, bald über den Kronen, bald im Geäste, jetzt auf der Wiese und nun im Bruche. Schon hat der Kauz gerufen, die Graudrossel stellte ihr Singen ein, kein Rotkehlchen tickt mehr im Unterholze, die Himmels-

ziegen meckern schon über der Wiese, der Mond steht auf dem Walde, und immer noch geben die Krähen keine Ruhe. Das rechtmäßige Männchen jagt sein Weibchen vor sich her und in den dicksten Fichtenbestand hinein, aber er wird den Nebenbuhler nicht los, und so müde es auch ist, es muß ihn immer abwehren. Erst als Wolken über den Mond steigen, hört der Lärm auf.

Ein grauer Morgen kommt herauf; die Luft ist weich und warm. Morkend und pfuitzend streicht eine Schnepfe über die Blöße. Langsam ziehen die Rehe das Gestell entlang. Laut heult der Kauz. Irgendwo in den hohen Föhren schläft das Krähenpaar, aber der Krähenwitwer ist schon wach. Er sitzt auf dem Wipfel der Eiche und hält Umschau nach dem Paare, denn er denkt den Kampf um das Weibchen fortzusetzen. Es wird heller und heller. Die Rotkehlchen ticken überall, die erste Drossel pfeift, die Himmelsziegen hören mit ihrem Gemecker auf. Dem Krähenwitwer wird das Warten zu langweilig. Er streckt den Kopf vor, bläst die Kehle auf und wirft seinen hohlen Balzruf in die Stille. Ein sanftes „Arr“ und ein wütendes „Err“ antwortet ihm aus den hohen Föhren. Er wirft sich von seinem Aste und schwebt über die Lichtung. Noch ist er nicht in der Mitte, da löst sich ein brauner Wisch aus der Eiche und flattert hinter ihm her. Ein jämmerliches Angstgeplärre stößt er aus, denn er fühlt die acht Krallen des Habichtes in seinen Weichen. Sein Angstruf findet doppelten Widerhall. Fort ist alle Eifersucht, aller Haß bei dem Krähenmännchen, sausenden Fluges, laut um Hilfe schreiend, streicht es heran und hinter ihm her folgt das Weibchen. Mit todhaßwütendem Quarren hassen beide auf den Habicht und hetzen ihn durch den Wald. Von der Wiese, von dem Moore, von den Weiden kommt Zuzug; alle die Krähen, die in dem Walde schliefen und auf der Fahrt nach dem großen Schuttplatze vor der Stadt waren, wenden um und eilen herbei. Aus hundert schwarzen Schnäbeln klingt das haßerfüllte Arr, Err und Orr, und laut tönt das Sausen und Brausen der vielen Schwingen über dem Forste.

Dem Habicht wird schwül. Er flattert niedrig über den Boden

im Altholze hin und sucht ein Versteck. Wo die vier jungen Fichten sich eng aneinander drängen, fällt er ein und schlüpft unter, die tote Krähe fest im Griffe haltend. Aber den Krähen entgeht er nicht. Err, klingt es hier, Arr, tönt es da, und rund um den Busch krächzt und quarrt und saust es hundertfach. Eine kleine Weile hält er den Lärm aus, dann aber fällt er ihm auf die Nerven, und plötzlich bricht er hervor und stiebt der Kieferndickung zu. Aber ein Dutzend Krähen verlegen ihm den Weg und zwingen ihn umzukehren, und dort ist wieder ein Dutzend und dort noch eins. Am Fuße der alten Eiche flattert er nieder, immer noch die Krähe im Fange haltend. Sein krummer Schnabel ist weit offen, seine bunte Brust geht auf und ab, seine Flügel sind gespreizt, sein Stoß weit gefächert. Err, da hast du eins! Arr, und noch eins! Orr, und das von mir! Kerr, und eins von mir dazu! Dicht über seinen Kopf hin saust es unaufhörlich, und seine gelben Augen gewahren nichts als ein betäubendes Geflatter von schwarzen, gespreizten Schwingen und einen Wirbel blanker Leiber. Überall Krähen, in der Luft, am Boden, auf den Bäumen, und in jedem Augenblicke werden es mehr.

Er sieht es ein, hier hilft ihm nur die Flucht. Mit jähem Rucke schwingt er sich auf und streicht erst niedrig über den Boden hin, steigt dann und sucht die dichte Fichte zu gewinnen. Aber vier Krähen kommen ihm entgegen, und er macht einen Bogen nach der Föhrendickung. Aber auch dort geht es ihm nicht besser, und wieder muß er herunter und an dem Stamme der Fichte Rückendeckung nehmen. Drei, vier, fünf, ein ganzes Dutzend der schwarzen Rächer sitzen um ihn herum auf dem Boden und in den Zweigen und schreien ihn mit heiseren Stimmen an, und über ihm schreit und saust und hinter ihm kreischt und braust es. Da läßt er seine Beute fahren, schwankt im Zickzack um die Stämme und stürzt sich in das krause Astwerk einer Föhre, um in demselben Augenblicke im Donner des Schusses herabzustürzen. Er war dem Hegemeister gerade vor das Rohr gekommen. Der hörte die wilde Jagd herankommen und drückte sich hinter einen Stamm.

Mit Entsetzensgeschrei stiebt das Krähenvolk auseinander, kreist lärmend noch einige Zeit über dem Forste und verteilt sich. Das eine Paar aber strebt dem Bache zu, um den Rest des Hechtes zu verzehren. Aber es ist nichts mehr zu finden; über Nacht war der Iltis da und hat blanken Tisch gemacht. So geht es denn nach den Wiesen. Da gibt es Mäuse und Maulwürfe, und wenn die nicht zu finden sind, Frösche. Die Tümpel sind voll von laichenden Taufröschen. Ruhig und besonnen spazieren die beiden Schwarzröcke in der Wiese umher. Da ist eine Raupe und hier ein Käfer und dort ein Wurm und da wieder einer, und da hüpft ein junges Moorfroschmännchen, den Kopf voll von Liebesgedanken; sie alle sterben einen schnellen Tod. Aber was ist da? Bewegte sich dort nicht Erde? Ganz vorsichtig und doch schnell geht die Krähe näher, bis sie dicht an dem Maulwurfshaufen ist. Mit schrägem Kopfe steht sie da und lauert. Jetzt bewegt sich die Erde wieder, der Haufen vergrößert sich, und mitten darin taucht ein rosenrotes Schnäuzchen auf. Gerade als es verschwinden will, hackt der spitze Schnabel zu und reißt den Maulwurf heraus. Heftig strampelt er, aber es hilft ihm nichts. Die Klauen der Krähe greifen ihn, und drei sichere Hiebe mit dem Schnabel machen ihm den Garaus. Auf dem Aste der breitkronigen Eiche wird er verspeist.

Die andere Krähe wackelt an dem Waldgraben entlang. Ein halbwüchsiges Waldmäuschen hat schon daran glauben müssen und nach ihm eine junge Waldeidechse, die heute zum ersten Male nach langem Winterschlafe die Sonne sah. Aber was ist das da in dem welken Laube unter dem Weißdornbusche? Ein graubraunes Wollklümpchen, sogar zwei! Hick hack, hick hack, ist die Krähe beim bösen Werke. Ein jämmerliches Quietschen ertönt, und sofort ist die zweite Krähe auch da. Hick hack, hick hack. Aus ist es mit den beiden frischgesetzten Junghäschen. Gestern Fisch, heute Hasenbraten. Ach ja, es läßt sich hier schon ganz gut leben. Noch acht Tage, dann legen die Kiebitze. Sie machen freilich einen schrecklichen Lärm, nimmt man ihnen die Eier fort, aber das wird man allmählich gewöhnt.

Und was noch sonst alles im Walde brütet! Da ist die Singdrossel und die Amsel und der Fink und die Ammer, und im Moore sind Pieper und Bekassine und, nicht zu vergessen, das Birkhuhn und die Kriekente. Und im Walde gibt es Blindschleichen, Glattnattern und Kreuzottern, die alle ganz gut schmecken, und wenn im Bache die dummen Neunaugen laichen, ist es ein Hauptspaß, sie samt dem Steinchen, an dem sie festsitzen, an das Ufer zu zerren. Auch Schmetterlinge gibt es mit Leibern so dick, wie eine junge Maus, und Käfer, fett wie Schnecken, und unterschiedliche Arten von Mäusen. Ja, es ist ein vorzüglicher Wald, dieser Wald hier, ein wahrer Prachtwald. Nur vor dem Förster muß man sich zu wahren wissen, denn der ist noch gefährlicher als Fuchs und Habicht.

Aber dafür ist er auch meist so unvernünftig grünspangrün angezogen, daß eine halbwegs geweckte Krähe ihn schon von weitem äugt. Und auch dann, wenn er Walduniform anhat, kennt man ihn leicht, denn sein Gesicht leuchtet weithin im Walde, und seine Flinte blitzt noch weiter in der Sonne. Das aber, was da ankommt, das ist einer von den Menschen, die keiner Krähe etwas tun, denn er geht schnell und flötet dabei. Und der große Raubvogel, der dort angesegelt kommt, ist ein ganz ungefährlicher Bussard. Aber deswegen kann man ihn doch fortjagen. Laut quarrend hassen die Krähen auf den Mäusejäger, treiben ihn über die Wiese und kehren dann zurück. Es war nur einer von den Späßen, die sie sich gern erlauben. Auch der Hund, der da herumbummelt, hat dort nichts zu suchen. Also: Auf ihn! Schon macht er, daß er nach dem Dorfe kommt.

Sieh, sieh, also darum schnüffelte Spitz dort umher! Er hat ein Junghäschen gewittert. Nun, das können Krähen besser noch gebrauchen als ein Hund. Aber es kann schon hübsch laufen und drückt sich in das Eichengestrüpp. Hick, hack! Es geht ja schwer, die Schnäbel durch das Gezweig zu bringen, aber Ausdauer führt zum Ziele. So, der Hieb saß! Jämmerlich klagt der Kleine. Aber was ist das da, was da angestoben kommt? Wahrhaftig, die Alte! Nun wird der Fall verwickelt, denn so eine Hasenmutter versteht nieder-

trächtig zu trommeln. Da fliegt schon eine Feder und da noch eine. Tatsächlich, es ist keine Möglichkeit, an den Junghasen heranzukommen, einmal der Zweige wegen und dann, weil die Alte ihn deckt. Aber horch, klagt drüben an dem Teiche nicht noch ein Junghase? Es ist so. Also dahin! Halt, halt, zurück, es ist der Grünrock! Aber da donnert der Schuß schon, wie ein schwarzer Lappen fällt das Krähenmännchen auf die Wiese, und das Weibchen fuchtelt mit Angstgetöse von dannen.

„Gelichter!" brummt der Förster, hängt die Krähe in den Hühnergalgen und geht heim. Abends ist er wieder draußen mit seinen Söhnen und baut sich aus Fichtenzweigen einen dichten Schirm um vier Pfähle, und am Morgen sitzt er darin und davor auf der Juhle, mit den bernsteingelben Glotzaugen um sich spähend, Hans, der Uhu. Ein Häher flattert über die Wiese, äugt die Eule, baumt in der Eiche auf und schimpft mörderisch. Endlich streicht er ab. Ein Brachvogelpaar kommt flötend angeschwebt, haßt auf den Uhu und zieht weiter. Ein Krähenpaar rudert in hoher Luft dahin, wendet, kreist, krächzt Mord und Brand, stößt auf den Uhu und baumt auf. Ein Doppelschuß erdröhnt, und beide stürzen in die Wiese. Eine einzelne Krähe streicht vorüber, äugt den Uhu, stößt ein Angstgekreische aus und macht, daß sie fortkommt. Der Förster lacht in seinen Bart hinein; er weiß, daß es eine alte Standkrähe ist, die ganz genau Bescheid weiß, daß der Uhu schießen kann. Aber jetzt kommt ein Krähenpaar angestrichen und stößt auf den Uhu. Die eine fällt im Feuer, die andere verliert zwei Schwanzfedern und rettet sich mit Angstgekrächze in den Wald.

Es ist das Weibchen, das vorgestern den Hecht und gestern die Junghasen entdeckte. Zwei Tage bleibt es ledig, am dritten hat es ein Männchen. Es ist keine Rabenkrähe, dafür hat es am Rumpfe zu viel Grau, und es ist auch keine Nebelkrähe, denn das Grau ist zu trübe. Es ist ein Bastard. Seine Mutter war eine Rabenkrähe, sein Vater eine Nebelkrähe, die aus irgendeinem Grunde diesseits der Elbe blieb und sich eine schwarze Gefährtin suchte.

Das Bastardmännchen ist ein Oberschlauberger. Seine Frechheit ist geradeso groß wie seine Vorsicht. Es stiehlt dem Oberholzhauer sein Butterbrot und geht schon auf tausend Schritte ab, wenn der grüne Rock des Försters auftaucht, aber es geht zwei Fuß hinter dem pflügenden Knechte her und liest die Engerlinge, Drahtwürmer und die Eulenpuppen auf, die die Pflugschar zutage bringt. Es belästigt den Habicht so lange, bis der es vorzieht, nicht mehr in dieser Ecke zu jagen, und es paßt scharf auf die Kiebitze auf, und ehe sie es sich versehen, hat es das Gelege gefunden und frißt die Eier aus. Selbst beim scheußlichsten Regenwetter und beim eisigen Ostwinde weiß es Nahrung zu finden.

So paßt es gut zu dem schwarzen Weibchen, das sehr klug veranlagt, aber ein Jahr jünger und darum unerfahrener ist, und wenn auch zwei Rabenkrähenmännchen es ihm eine ganze Woche lang streitig machen, seine Unverschämtheit treibt sie schließlich in die Flucht. Nun gibt es gegen Mittag ein seltsames Leben in dem sumpfigen Erlenbestande bei dem Bache. Quarrend und schnalzend treibt die graue Krähe die schwarze, bis sie sich gibt, und dann gaukelt das Männchen um sie herum, schnalzt ihr seinen sonderbaren Singsang vor und macht sich mit Schnabelklappen und Schwingengeschwirre so niedlich, wie es nur kann.

Der alte Bock, der hier seinen Stand hat, äugte erst ganz verdutzt, als das Geflügel und Geflatter über ihm losging, aber er gewöhnte sich schnell daran. Etwas unheimlicher aber wird es ihm, als es einige Tage darauf immer knick, knick geht, gerade als wenn ein Menschenfuß beim leisen Pürschen ab und zu einen dürren Stengel abträte. Das sind die beiden Krähen, die von Baum zu Baum fliegen und bald hier, bald da einen Zweig abbrechen. Das machen sie so heimlich und geräuschlos, als handele es sich um ein schweres Verbrechen, und es sind doch nur wertlose Erlen- und Birkenreiser und keine Tragreiser von Edelobst, wie sie die Krähe, wo sie sie haben kann, mit Vorliebe zum Unterbau für ihren Horst nimmt. Aber auch an das leise Abknicken gewöhnte sich der Bock sehr bald, und in

wenigen Tagen fand er heraus, daß die neue Nachbarschaft für ihn von Nutzen sei. Es ist ja der Zaunkönig da, das Rotkehlchen, der Laubvogel, die Weidenmeise, die Singdrossel, die Amsel und der Häher, die ihm alle jeden Menschen anzeigen, aber auf keinen von ihnen ist so viel Verlaß wie auf die Krähen. Da ist nichts auf eine Viertelmeile im Umkreise, das ihnen entgeht, und das sie nicht vermelden. Jeden Menschen, der sich blicken läßt, verkündigen sie, aber auf unterschiedliche Art. Die Waldarbeiter und die Kinder, die Dürrholz lesen, werden anders angesagt als der Käfersammler, denn er ist den Krähen fremd, und anders ist der Ruf, der den Gendarm offenbart, der ab und zu durch den Wald geritten kommt. In dem Arr oder Krah, mit dem diese Leute gemeldet werden, liegt weiter nichts als die Feststellung einer mehr oder minder bemerkenswerten Tatsache; läßt sich dagegen der Forstläufer blicken oder der Hegemeister oder gar der Forstmeister, der schon seit drei Jahren den alten Bock weidwerkt, dann klingt der Warnruf so gellend, daß der Bock sofort Bescheid weiß. Aber die Krähen haben auch wieder von dem Bocke Nutzen, denn er hat einen Sinn mehr als sie, die Nase, und wenn der Hegemeister sich auch noch so vorsichtig unter dem dichten Gezweige der Fichten heranpürscht, um zu sehen, ob er nicht die Krähen beschleichen kann, die ihm das Fasanengelege plünderten, des Bockes dröhnender Baß verrät ihn. Außerdem sind noch die hellsichtigen Tauben da, die mit klatschendem Flügelschlage abreiten, naht sich irgendetwas Verdächtiges dem Bruche.

So können die Krähen in Muße in der hochschäftigen, dichtkronigen Kiefer, die sich zwischen den Erlen und Birken erhebt, ihren Horst bauen und ungestört ihre Eier ausbrüten und in Frieden ihre Jungen großziehen, zumal es an Futter nicht gebricht. In dem Bruche selbst und an den Rändern der Gräben wimmelt es von grünen und braunen Fröschen, da schlüpfen mehrere Arten Mäuse, auf den Gestellen sind vielerlei Heuschrecken und Käfer, und das Unterholz birgt eine Menge von Nestern mit leckeren Eiern und fetten Jungvögelchen. Die Felder, Wiesen und Weiden vor dem Forst wimmeln von aller-

hand Getier, und in den Brüchen und Mooren ist noch mehr davon zu finden. Das Krähenpaar hat es leicht, seine Jungen satt zu bekommen, und fortwährend fliegen die Alten auf und ab und schleppen Atzung heran, den Mistkäfer wie die Maus, die Eidechse und die Kreuzotter, den jungen Kiebitz und die eben ausgeschlüpfte Kriekente, und die Jungen wachsen und gedeihen und sind in wenigen Wochen so groß, daß sie den Nestrand ganz plattgetreten haben. Noch einige Wochen später sitzen sie schon in den Zweigen der Kiefer und flattern bald den Alten etwas entgegen, bis der Tag kommt, wo sie den Horst verlassen und mit unsicheren Flügelschlägen in schrägem Fluge über das Bruch hinflattern. Für zwei von ihnen ist der erste Flug der letzte; das eine schlägt der Habicht, das andere reißt der Fuchs. Die drei anderen aber, eine schwarzgraue, wie der Vater, und zwei kohlschwarze, wie die Mutter, kommen glücklich davon.

Nun hebt ein herrliches Leben an. Den Morgen und den Vormittag lernen die Jungen unter Führung der Eltern auf den Wegen und Wiesen sich ihre Nahrung suchen. Anfangs ist das recht schwer, denn der Heuhüpfer kann mächtig springen, die Frösche sind scheußlich flink, und die Maus ist immer gerade da gewesen, wo der Schnabel eben hinhackt, die Blindschleiche hält sich im Grase schrecklich fest und die Eidechse ist schon längst verschwunden, ehe man sie recht gewahrt hat. Manche Dinge sieht man überhaupt nicht. Da liegen in einem runden Loche im Grase fünf kleine, runde, buntgesprenkelte Steine. Steine schmecken nicht, also läßt man sie liegen. Aber die Mutter holt einen hervor, beißt ihn durch, und siehe da, es ist etwas Weiches darin, das ganz ausgezeichnet schmeckt. Dann liegt da auf dem Sandwege ein hartes, rundes, schwarzes Ding, das sich gar nicht bewegt. Wer kann es wissen, daß es ein Pillenkäfer ist? Der Vater, und nun wissen es die Jungen auch. Und Eidechsen fangen, das ist gar nicht so schwer. Man wartet, bis sie in ihr Sandloch geschlüpft ist, und dann stellt man sich so, daß man seinen eigenen Schatten hinter sich hat, und rückt und rührt sich nicht, und wenn es eine Viertelstunde dauert. Sobald sie aber herauskommt, wupps,

zugehackt, und man hat sie. Ebenso ist es mit der Maus, und mit dem Maulwurf ist es ähnlich, nur daß man bei diesem darauf achten muß, wo sich das Fallaub oder die Erde bewegt. Anders ist es wieder mit den jungen Lerchen, Piepern, Bekassinen und Kiebitzen. Die sind auf einmal verschwunden, als wären sie in die Erde gekrochen. Aber wenn man genau zusieht, dann liegt hier ein Ding, das sieht wie ein verschimmeltes Stück Schafdung aus, und faßt man zu, dann hat man einen Jungvogel.

Noch vielerlei gibt es, was die Jungen lernen müssen. Die großen Tiere, die auf zwei Beinen gehen, sind sehr gefährlich, denn das sind Menschen. Manche sind harmlos, aber so genau kann man das nie wissen. Wenn sie beim Gehen Lärm machen oder auf Wagen sitzen, sind sie meist unschädlich, und auch alle die, die unten breiter als oben sind, und von deren Beinen man nur kleine Stücke sieht, haben nichts zu bedeuten. Man tut aber immer gut, sie nicht auf mehr als auf hundert Flügelschläge herankommen zu lassen. Die einzigen Menschen, denen man trauen kann, das sind die, die hinter zwei Pferden das Feld auf und ab gehen und den Boden wund machen, so daß allerlei Getier zum Vorscheine kommt, und auch die, die im Walde graben oder Bäume umhacken, sind im allgemeinen nicht zu fürchten. Aber die, die grün aussehen und auf der linken Schulter etwas Blankes und hinter sich meist einen Hund haben, das sind die allerschlimmsten, und jede anständige Krähe hat die Pflicht, es weit und breit anzusagen, wenn ein grünröckiger Mensch in Sicht kommt. Man ist nie vor ihnen sicher, und wo irgendein Busch oder ein Strauch oder ein Graben ist, da muß man, wenn man beim Mausen oder Nestersuchen ist oder sonst etwas vorhat, ab und zu in die Höhe fliegen und spähen, ob nicht in dem Graben oder hinter dem Busche ein solcher Mensch ankommt. Außerdem hat man sorgfältig auf das Benehmen aller klugen Tiere acht zu geben. Solange der Bock sich äst und der Hase rund ist, ist die Luft rein; wenn aber der Bock aufwirft und der Hase lang wird, ist irgendetwas nicht in Ordnung. Da, wo die Grille zirpt oder der Frosch quarrt, ist keine

Gefahr; wenn aber die Tauben sehr laut abstreichen, wenn ein Vogel warnt, oder der Häher oder der Specht oder der Kiebitz Lärm schlägt, dann ist irgendetwas in Unordnung, und wenn der Hase oder der Bock plötzlich wegläuft, oder der Bock laut schimpft, dann ist die Sache sehr bedenklich.

Es ist unglaublich viel, was eine junge Krähe alles lernen muß, ehe sie ohne die Eltern in der Welt fertig werden kann. Es ist zum Beispiel ganz ungefährlich, um die Zeit, wenn die Bauern alle auf der Wiese beim Heuen sind, zwischen ihnen herumzugehen und nach Jungmäusen und Käfern zu suchen. Dagegen muß man, wenn man im Dorfe Kirschen holen will, sich sehr dabei vorsehen. Manchmal steht ein Mensch auf dem Felde und rührt sich nicht; dann ist es gar kein Mensch, sondern eine Vogelscheuche, aber man tut doch gut, alles, was ungefähr wie ein Mensch aussieht, erst lange Zeit zu beobachten. Wenn ein Mensch sich auf dem Felde zu schaffen macht und fortgeht, und man findet dort nachher ein Stück Fleisch, das ist immer hochverdächtig. Findet man im Walde eine Eule, so darf man sie so viel plagen, wie man will; sitzt aber auf freiem Felde die große Eule auf einem Pfahle, so ist die Sache faul, denn diese Eule kann schießen. Wenn man zu mehreren ist, muß man den Habicht fortjagen; ist man allein, so tut man gut, sich zu verstecken.

Das alles und noch viel mehr lernten die jungen Krähen den Sommer über unter Führung der Alten. Sie lehrten sie, im Bogenfluge am Rande des Roggenfeldes entlang zu fliegen, eine Ähre zu haschen und abzureißen und sie, wenn ein bis zwei der milchigen Körner herausgepickt waren, fortzuwerfen und sich eine neue zu holen. Sie lehrten sie die Stellen unter den Brücken zu finden, wo selbst um die Mittagszeit das Wasser kühl ist, und zeigten ihnen die Buchten im Flusse, wo die abgestandenen Fische und die ertränkten jungen Hunde und Katzen antreiben. Sie wiesen ihnen die blauen Fliegen und rot und schwarz gestreiften Käfer, die unfehlbar anzeigen, wo ein totes Tier oder ein Wildgescheide liegt, und machten es ihnen klar, wie man aus dem Benehmen eines Hasen oder eines Vogels erkennt,

wo er seine Jungen oder seine Eier hat, und wie man es macht, dorthin, wo ein Schuß fällt, vorsichtig heranzustreichen und aufzupassen, ob man nicht ein Stück Wild findet, das dem Jäger entgangen ist. Wenn der Wind kalt von Osten kommt, ist auf dem Moore wenig zu finden, um so mehr aber, ist die Luft still, und scheint die Sonne sehr warm. Wenn ein Hase klagt, kann man nie wissen, ob es ein Hase oder ein Mensch ist, der Krähen schießen will; deshalb muß man vorsichtig von hinten und in guter Deckung heranstreichen. Findet man ein größeres Tier, das krank ist, so hackt man ihm zuerst die Augen aus, damit es nicht fortlaufen kann. Der schlimmste Fehler für die Krähe ist die Einseitigkeit. Ist in Wald und Moor noch so viel Futter, so muß man doch ab und zu zu Felde fliegen oder bei dem Dorfe herumstöbern, damit man sich in der kargen Zeit dort zurecht findet. Wenn es irgend geht, soll sich die Krähe Gesellschaft suchen; vier Augen sehen doppelt soviel als zwei, und je mehr da sind, um so besser ist es.

Der Sommer geht hin, der Herbst zieht in das Land; die einzelnen Krähenfamilien schlagen sich zu Flügen zusammen und treiben sich, bald sich für sich haltend, bald mit Dohlen und Saatkrähen gemischt, im Lande umher, heute in den Marschen, morgen auf den Stoppeln der Geest, übermorgen auf den Rübenfeldern des Lehmlandes, ungeheure Mengen von Drahtwürmern, Engerlingen und Mäusen vertilgend und Massen verwesender Stoffe forträumend, auch manches angeschossene Rebhuhn, manchen kümmernden Hasen überfallend und tötend. Sinkt der Abend über das Gefilde, färbt sich der Himmel rosig, dann ziehen sie, geführt von den ortskundigen Stücken, krächzend und quarrend nach einem fernen Walde, ihn noch eine Stunde lang mit dem Getöse ihrer rauhen Stimmen und dem Rauschen ihrer harten Schwingen erfüllend, bis der letzte Rosenschein am Himmelsrande erlischt und die Nacht hereinbricht. Jeder Morgen bringt dem Fluge neuen Zuzug; und um das Dreifache nimmt er zu, als Ostelbien, Skandinavien, Rußland und Nordasien die zahllosen Mengen von Nebelkrähen in das Land der Rabenkrähen

schickt. Da wird allmählich das Futter spärlich in Feld und Wiese, Moor und Heide, und immer mehr drängen die Scharen nach den Siedlungen der Menschen, erst nach den Dörfern, dann nach den Landstädten und zuletzt zu den Großstädten, wo die Rieselfelder und Schuttplätze liegen, die allwinterlich die Tausende und Abertausende und Aberabertausende von Krähen ernähren müssen.

* . *

Es ist viel über den Nutzen und Schaden der Krähen gestritten worden. In der Jagdpresse, die sich bis vor kurzem noch auf einem ganz einseitigen Standpunkte befand, wird die Raben- und Nebelkrähe als ein Vogel hingestellt, der jagdlich nur Schaden stiftet. Es ist selbstverständlich, daß ein so starker und kluger Vogel allerlei Schaden in jagdlicher Hinsicht anrichtet. Auf weiter, buschloser Strecke ist ein Nebelkrähenpaar imstande, einen kümmernden Hasen zu Tode zu hetzen, auch wird es einem Krähenpaare nicht allzu schwer fallen, ein frischgesetztes Rehkitz zu meucheln. Der eben gesetzte Junghase, das Feldhuhn-, Fasanen-, Wachtel- und Entengelege, das die scharfen Augen der Krähen erspähen, ist verloren, und so manches Junghuhn, so manches Fasanenkücken, so manche Jungente findet den Tod durch ihre Schnäbel.

Das ist die eine Seite der Sache. Bedenkt man aber, daß der Krähe in erster Reihe kümmerndes, angeschossenes und krankes Wild zum Opfer fällt, so kann man von einem Nutzen sprechen, beseitigt sie solche sowieso verlorenen Stücke, die zum Teil als Seuchenverschlepper dem Jagdinhaber schweren Schaden stiften. Wenn ferner ein Feldhuhn, eine Fasanenhenne, eine Wildente so dumm baut, daß das Gelege von den Krähen erspäht wird, so ist es vielleicht auch gut, daß die Krähe dafür sorgt, daß sich die Dummheit der Mutter nicht vererbe. Im allgemeinen bieten die Satz- und Hegezeit der Krähe so viel Kleingetier als Futter, daß sie nur verhältnismäßig selten nach Wild suchen wird, und sie wird in der Hauptsache von

solcher Beute leben, die ihr, wie Insekten, Mäuse usw., am bequemsten zugänglich ist. So wird dort, wo die Krähen nicht gerade in zu großer Anzahl auftreten, was bei der Raben- und Nebelkrähe kaum irgendwo der Fall ist, ihr jagdlicher Schaden durchschnittlich geringer sein, als man annimmt.

Nachweislich stiftet sie aber auch in anderer Hinsicht Unheil. Sie bricht zum Bau ihres Nestes mit Vorliebe die brüchigen Tragreiser von Obstbäumen ab, tritt außerdem, besonders an Landstraßen, an Obstbäumen sehr viel die Pfropfreiser ab, plündert auch vielfach in ziemlich erheblicher Weise die Obstbäume, besonders die Kirschen, reißt bei der Würmersuche die Saatbüschel heraus und pflückt milchige Getreideähren in solchen Mengen ab, daß sie dadurch ganz erheblichen Schaden stiftet, plündert auch die Erbsen- und Bohnenfelder. Entgegen steht aber der sehr große Nutzen, den sie in landwirtschaftlicher Beziehung durch die Vertilgung von Engerlingen, Drahtwürmern, Maikäfern, Brachkäfern und Mäusen stiftet. Somit dürfte Regierungsrat Prof. Dr. G. Rörig von der Versuchsanstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem, der Tausende von Krähen auf ihren Mageninhalt untersuchte und die Ergebnisse veröffentlichte, recht haben, wenn er behauptet, daß, von Sonderfällen und Sonderverhältnissen, wie sie für Fasanerien in Frage kommen, abgesehen, die Raben- und Nebelkrähen in der Hauptsache mehr Nutzen als Schaden anrichten.

Bei der Bewertung der Krähe darf aber nicht allein ihr unmittelbarer Nutzen in Frage kommen. Es ist auch zu bedenken, wie schwer die Krähen dem Fuchs, dem Marder und dem Habichte ihr Handwerk machen. Außerdem, und das ist auch ein wichtiger Punkt, ist der ästhetische Wert der Krähen von großer Bedeutung. Ein blankes Krähenpaar auf der grünen Aprilsaat, der gelben Auguststoppel oder dem weißen Schneefelde, ein Krähenflug, der unter dem graublau und rosenrot getönten Abendhimmel dahinzieht, der zärtliche Balzruf der Krähe im kahlen Vorfrühlingswalde, ihr Krächzen im sturmzerzausten Herbstwalde, das alles gehört zu der deutschen Landschaft.

Darum: schadet sie auch hier und da, so soll der Jäger oder der Landwirt sich ihrer erwehren, wie er kann; aber behalten wollen wir sie in der Landschaft, die blanke, kluge Krähe, Deutschlands interessantesten Großvogel.



Die Zwergmaus

Quer durch die wohlbestellte Feldmark, welche die Talmulde zwischen den waldgekrönten Hügeln ausfüllt, fließt ein Bach. Hier und da beschattet ein Baum seine klare Flut, und wo die Ufer steile Wände haben, bollwerkt dichtes Buschwerk, von Hopfen überklettert, von Winden durchwirkt, und bietet vielerlei Getier Unterschlupf und Schutz. Grasmücken und Sumpfrohrsänger, Laubvogel und Goldammer, Hänfling und Zaunkönig bauen dort ihre Nester.

Mitten in dem Gewirre, das die Stengel des Baldrians, die Halme des Bandgrases, die Stiele von Klette und Distel und das Rankenwerk von Hopfen, Klebkraut und Winde bilden, hängt ein Nestchen von Mannesfaustgröße, eirund in der Form, mit dem Schlupfloche seitwärts, locker aus Grasblättern gewirkt und leicht an Halmen und Stengeln befestigt. Wie eins jener Spielnester sieht es aus, die unbeweibt gebliebene, überzählige Zaunkönigmännchen sich bauen, nur ist es lockerer.

Es war kein Vogel, der diese luftige Schaukel webte, die Zwergmaus flocht es sich als Nachtherberge und Kinderwiege. Im Mai, als das Ufergestrüpp sich belaubt hatte und die Stauden ihr Blattwerk entfalteten, kletterte eine winzige, fuchsrote Maus eifrig in dem Gewirr umher, flocht hier zwei Grasblätter zusammen, drehte dort ein anderes um einen Halm, zog noch welche heran, kletterte, das Grasblatt im Mäulchen haltend, einige Male um einen Stengel, bis das Blatt festgewickelt war, zog und zerrte, bis ein Halm knickte, ein Stengel sich senkte, und schließlich war das Gebälk des Nestes

fertig. Dann verschwand das Mäuschen, erschien mit einem welken Grasblatt, fügte es dem Nestgerüste ein und trieb das so lange, bis das Nest fertig war. Zum Beschlusse polsterte es die Höhle mit fein zerschlitzten, watteweichen Hälmchen aus.

Nicht den ganzen Tag arbeitete es an dem Kunstwerke herum, meist in der Morgenfrische und in der Abendkühle, wenn die Blätter geschmeidig waren. Unter Mittag war die Maus verschwunden. In dem Stamme der alten Kopfweide war ein enger Spalt, der sich zu einer kleinen Höhle erweiterte; dort verschlief sie die heißen Stunden. Nachmittags aber und späterhin kletterte sie von Halm zu Halm, von Stengel zu Stengel, hier einen Käfer greifend und ihn mit den scharfen Zähnchen zerraspelnd, dort ein Räupchen hinuntermümmelnd oder ein keimendes Samenkorn zernagend. Die Graseule, die aus der Puppe schliefte, wurde als fetter Bissen mitgenommen, und das Heupferd, das ihr mit jähem Sprunge vor das ewig schnuppernde Näschen fiel, wurde gefaßt und verschwand in den hastig arbeitenden Nagezähnen.

Manchmal kam auch Besuch. Eine andere Zwergmaus, noch viel hübscher und roter als sie und bedeutend schlanker, kletterte ihr schnüffelnd und zwitschernd nach, und dann gab es ein eindringliches Beschnüffeln und Beschnuppern, dem ein zärtliches Betatzeln folgte. Aber wenn das Mausemännchen zu frech wurde, wupps, stürzte sich das dicke Weibchen kopfüber in das Blattgewirr. Hinter ihm her plumpste das Männchen, und es entstand dann am Boden im welken Vorjahrslaube und zwischen den blühenden Taubnesseln ein gewaltiges Geschrille und Geraschel, so daß der Zaunkönig ein erbostes Gezeter erhub. Bei einer solchen verliebten Jagd geschah es dann, daß ein braunes, langes, dünnes Tier unter dem Schwarzdornbusch hervorschoß, das Männchen beim Nackenfelle faßte und mit ihm ebenso schnell verschwand, wie es erschienen war.

Aber am folgenden Tage war schon ein anderes verliebtes Männchen für das, welches das Wiesel gefaßt hatte, da, und das Geruschel und Gequieke nahm kein Ende, bis das Käuzchen, das dem

scherzhaften Spiele aus der Kopfweide schon lange mit unheildrohenden Blicken zugesehen hatte, das dicke Mäuschen abermals zur Witwe machte. Aber es hatte schnell wieder einen Genossen, mit dem es sich vergnügte; doch als das Pärchen sich einmal zu unbesonnen in dem Gestrüppe über dem Kolke jagte, ließen sich beide in Todesängsten in den Bach fallen, als der Sperber nach ihnen griff. Das Weibchen rettete sich mit Mühe und Not aus der schnellen Flut. Das Männchen riß die Strömung fort, so sehr es auch kämpfte, und als es der Strudel durch das Stauwerk trieb, blitzte es silbern auf, klatschte und spritzte es, und unten zwischen dem Gebälk stand, mit dem Kopfe gegen die Strömung gerichtet und langsam die Schwanzflosse bewegend, die alte, zweipfündige Forelle und lauerte auf weitere Beute, während die dreifache Mausewitwe naß und frierend unter einem großen Pestwurzblatte saß und sich den Balg trocken leckte.

Von dieser Zeit ab gingen ihm die Freier aus dem Wege, denn sie merkten, daß es keine Zeit mehr für ein fröhliches Minnespiel im Gras und Buschwerk hatte. So schlüpfte es denn für sich allein umher, bald am Boden, im Moose und Gekräut Räupchen, Käfer und Schnecken, Knospen und Sämereien suchend, bald in den Saubohnen umhersteigend und süße Blattläuse in Menge vertilgend, oder im Weizen auf die großen, grünen Heuschrecken pirschend, oder im Gebüsch die Blüten nach Käfern nachsehend. Mit jedem Tage wurde es dicker und bequemer, aber auch hungriger und frecher, und der goldene Laufkäfer konnte noch so böse seinen stinkenden Mundsaft um sich speien, es half ihm nichts, er mußte den ehrlich erbeuteten Maikäfer fahren lassen und eines seiner roten Beine dazu.

Dann war es einen ganzen Tag verschwunden, und als es wieder zum Vorschein kam, sah es recht schlank und elend aus. In dem Nestchen aber lagern acht winzige, nackte, rosenrote, blinde, mopsköpfige Mäuschen, die fein und dünn zirpten. Die Mutter wurde nun noch gieriger und frecher. Sie biß die viel größere Brandmaus keck von der erbeuteten Wasserjungfer ab, fing dem Frosch die

Motte vor dem Rachen fort, plünderte das Hummelnest und meuchelte den jungen Hänfling, der aus dem Neste gefallen war, trotz des Gezeters der Alten. Aber sie konnte fressen, soviel sie wollte, dicker wurde sie nicht, denn acht Junge wollten gestillt sein.

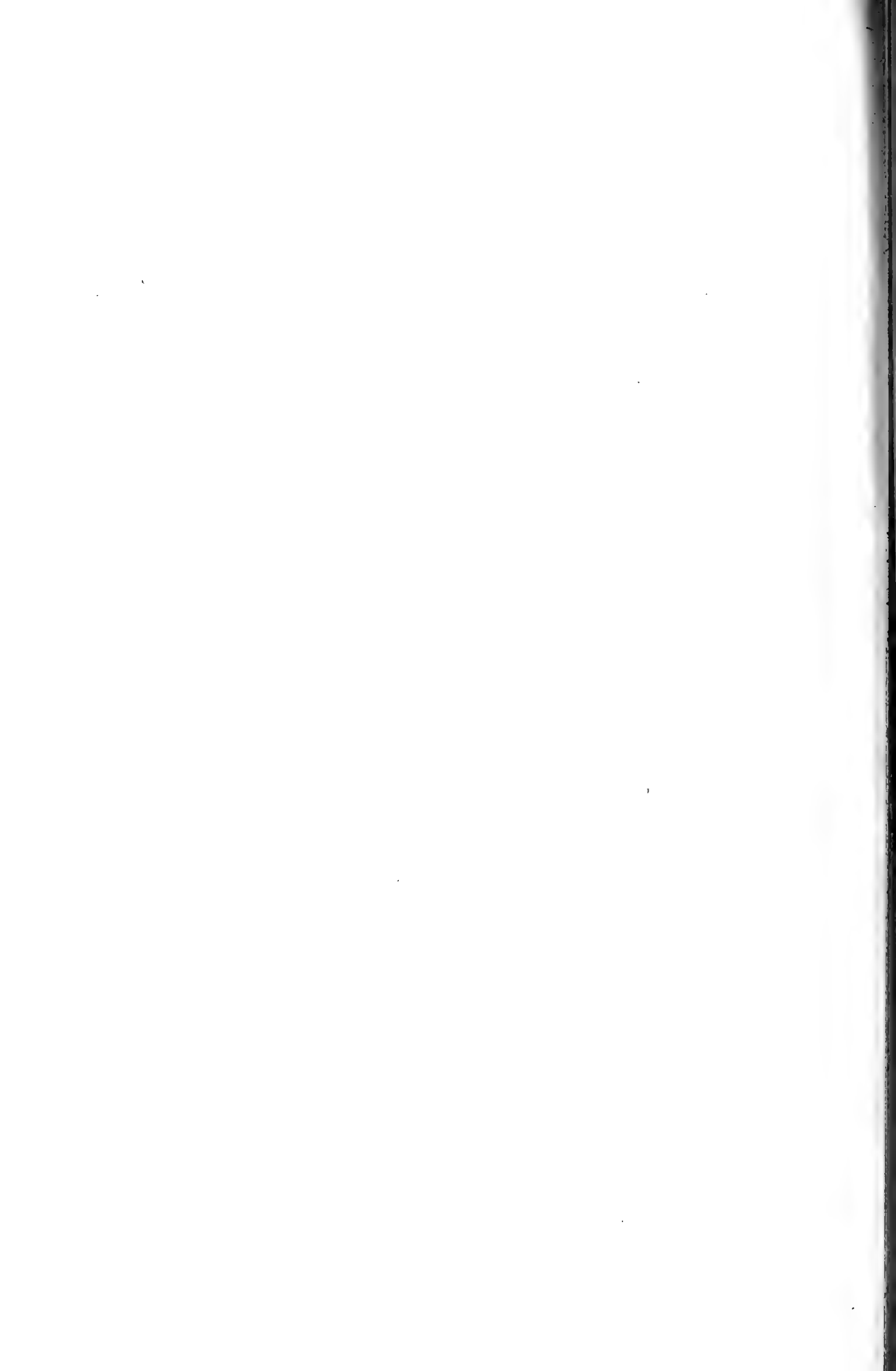
Sie gediehen aber auch prächtig, die Kleinen, und bald kletterten sie am Neste herum. Der Jüngste fiel dabei gerade dem dicken grünen Frosch vor die Nase und verschwand in dessen großem, rosenrotem Rachen. Späterhin, als die Kleinen sich im Weizen erlustigten, erwischte das Käuzchen eins davon und brachte es seinen wolligen Jungen nach der hohlen Kopfweide. Ein drittes erlitt einen schändlichen Martertod, denn der Dorndreher griff es und spießte es trotz seines Gequiekes auf den Schlehbusch, wo schon sechs Mistkäfer und zwei blanke Laufkäfer zappelten. Das vierte fing der Igel. Die anderen vier aber wuchsen und gediehen, und als der Mohn im Felde sein rotes Banner entrollte, da waren die jungen Zwergmäuse schon großjährig und liebten und ließen sich liebhaben, während ihre Mutter es nicht anders trieb und bald darauf einem zweiten Gehecke das Leben gab. Nur fünf Junge waren es dieses Mal, und nur eines davon blieb am Leben. Das eine turnte so unvorsichtig auf dem Stauwerke entlang, daß die alte Forelle es sich langte; ein anderes meuchelte nächtlicherweile der Maulwurf, als er im Klee nach Raupen suchte; ein drittes hackte die Elster tot, und das vorletzte fiel der Krähe zum Opfer. Das letzte aber fing ein Mann und nahm es mit nach seinem Hause, wo er es zu einer wunderhübschen halbwüchsigen Brandmaus setzte. Als er am anderen Morgen seine Gefangenen füttern wollte, saß die Zwergmaus dick und fett in der Ecke, und die Brandmaus war zum Drittel aufgefressen.

Die anderen Zwergmäuse draußen zwischen Bach und Feld lebten gute Tage. Um Nahrung brauchten sie keine Sorge zu haben; Hafer und Gerste reiften, Weizen und Roggen bekamen Milch in die Körner, und überall krimmelte und wimmelte es von fettem Geziefer. Als dann die Sense im Felde klang, war es zwar nicht mehr so herrlich, dort zu leben, denn zu schön hatte es sich in den gelben



Leichtes Volk

Phot. Douglas English



Halmen geturnt, aber zu knabbern gab es immer noch reichlich, denn das Feld war bestreut mit Körnern, und trotz der Feldmäuse blieb für die Zwergmäuse noch genügend davon übrig, und im Uferdickicht war jetzt ein Überfluß von Früchten und Sämereien jeglicher Art.

Eines Tages aber brach das Unheil herein. Es regnete und regnete oben in den Bergen, und über Nacht schwoll der Bach, ließ seine Ufer unter sich, stieg hoch in dem Gestrüpp empor und nahm viel Feld ein. Da ging es den Zwergmäusen schlimm. Viele riß die Flut fort, und die Forellen schluckten, bis sie nicht mehr konnten. Die Mäuse, die sich an das Land retteten, griffen der Storch und die Krähe, die Eule und der Sperber, und nur die, die rechtzeitig in die Spitzen der Büsche und in die Kronen der Kopfweiden geklettert waren, kamen mit dem Leben davon, wenn sie nicht der Sturm in das Wasser warf oder die Kälte ihnen den Tod brachte.

Sowie das Hochwasser ablief, flohen alle Zwergmäuse das gefährliche Ufer. Viele eilten nach der großen Dieme, andere suchten in der Feldscheune Unterkunft, wo es von Brand- und Waldmäusen wimmelte, und wo auch allerlei Spitzmäuse umherhuschten, wo aber auch Iltis und Igel hausten und die Schleiereule allabendlich umflog. Sonst war es aber dort auszuhalten. Hafer und Roggen lag dort in Garben, Rübensaat und Klee, und vielerlei Ungeziefer kroch in den Winkeln herum oder lag halberstarrt im Mulm. Dort verlebten die Zwergmäuse den Winter, nicht so angenehm wie den Sommer, aber doch ohne Nahrungssorge. Manche von ihnen griff das Raubgetier, andere erlagen der Mäusepest, ein großer Bestand aber hielt sich noch bis zu jenem schrecklichen Tage im Vorfrühling, der den meisten den Tod brachte und die anderen in das rauhe Märzwetter hineintrieb.

Ein gewaltiger Wagen rumpelte heran, grobe Stimmen wurden laut, alle Türen flogen auf, kalte Luft zog durch die Garben. Immer lauter wurde es in der Scheune, immer kälter zog es in die Verstecke. Dann ging ein Keuchen, Brummen und Summen los, ein Klappern und Rattern. Und mit jeder Stunde wurde es weniger

geheuer. Hierhin und dahin flüchteten die Mäuse, um bei Hallo und Geschrei ihr Leben unter genagelten Stiefeln, schweren Holzpantoffeln und Stockstreichen zu lassen oder unter den Zähnen der Hunde, die wie toll hin- und herliefen, um alles, was vier Beine und einen Schwanz hatte, totzubeißen.

Als dann die Garben alle leergedroschen waren und die Scheune blank war, lagen Hunderte von erschlagenen Mäusen im nassen Rasen, Brandmäuse, Waldmäuse, einige Hausmäuse, Zwergmäuse, Haus- und Feldspitzmäuse, auch einige Wanderratten und sogar ein halbes Dutzend Feldmäuse, die sich vor dem letzten Regen in die Scheune geflüchtet hatten; die Krähen konnten eine Woche lang fett leben, und der Fuchs kam jeden Abend hier heruntergeschlichen.

Im Ufergestrüppe des Baches, in der Feldhecke, in der Fasanerie und wo sonst Buschwerk war, fristeten die ausgetriebenen Mäuse mühsam ihr bißchen Leben, bis der Mai ihnen wieder bessere Tage brachte und sie sich daran machten, ihre Nester zu bauen und dafür zu sorgen, daß ihr Geschlecht erhalten bleibe.



Das Feldhuhn

Viel zu lange hält der Winter in diesem Jahre an. Am ersten November trat er die Herrschaft an und hielt das Zepter in harten Händen.

Unerbittlich war er; kaum einmal erlaubte er der Sonne, die Schneedecke von dem Felde fortzunehmen, und wenn es geschah, dann blies der Frostwind den nächsten Tag, und eine Eiskruste bildete sich auf dem Acker.

Erbärmlich ging es den beiden Völkern Feldhühner, die im Herbste übriggeblieben waren. Das eine war stark beschossen worden; zwölf Stück zählte es, mit der Hälfte ging es in den Winter. Ein halbes Dutzend Gelthühner, denen im Mai die Gelege ausgemäht

waren, schlug sich dazu und wurde nach mancher Beißerei endlich in das Volk aufgenommen, aber jetzt zählt das Volk nur noch fünf Stück, und die meisten davon sind Althühner; die jährigen Hühner sind bis auf einen jungen Hahn verschwunden.

Denn zu bitter war der Winter und zu lang. Wochenlang war die Schneedecke so hoch und so hart ihre Kruste, daß kein Scharren und Picken half. An den Hecken und an den Rainen, wo ein Halm und ein Stengel den Schnee durchbrach, suchten die Hühner halbverhungert nach Samenkörnchen im Schnee oder pickten springend und flatternd die Früchte von den Rispen, mit den Spatzen, Haubenlerchen und Goldammern lungerten sie auf der Landstraße, den Pferdemist durchstöbernd, in der Morgendämmerung strichen sie bis vor die Scheunen, wo der Ausputz lag, der vom Dreschen übrigblieb, und krochen am hellichten Tage mitten in den Gärten des Dorfes umher.

Eine Junghenne, die vor Hunger so schwach war, daß sie die Flügel nicht mehr trugen, riß der Fuchs über Nacht; eine andere, deren Schwingen Glatteis verklebt hatte, griff ein halbverhungerter Bussard, ihr den Hungertod ersparend. Einen Junghahn packte im Bauerngarten die Katze, als er, vor Hunger und Schwäche blind, gegen das Backhaus anstrich und matt in den Schnee flatterte. Ein anderer fror fest und wurde von den Krähen totgehackt. Eine Henne blieb unter den Zähnen des Hermelins, einen Hahn nahm der Iltis mit, und den siebenten griff der Sperber. Nicht besser ging es dem starken Volke; mit dreiundzwanzig Köpfen ging es in den Winter; zwölf Stück bestanden ihn.

Eine jammervolle Zeit war es. Hungrig strichen die Hühner hin und her; wo sich im Schnee ein dunkler Fleck zeigte, wo der Wind einen Fußbreit Boden blankgefegt hatte, fielen sie ein und füllten ihre Mägen mit dürrem Grase und welken Wurzeln. Den Mist, den der Bauer auf das Land fuhr, suchten sie ab, so schlecht ging es ihnen, auf dem Teiche pickten sie an den eingefrorenen Fischen und am Luderplatze an dem beinhart gefrorenen Pferdekadaver herum als wenn sie Krähen wären.

Aber am schlimmsten war es, wenn die Sonne eine Woche lang nicht zu sehen war, Tag für Tag der Wind heulte und den Schnee über die Felder blies, auch die letzten Unkrautstengel und Grashalme begrabend. Drei Tage lang lagen die Hühner dann, dicht aneinandergedrängt, unter dem Schnee, und verschnaufte der Wind, dann konnten sie hin und her streichen, soviel sie wollten, ohne etwas zu finden, das nicht weiß war, als den Pferdemist auf der Landstraße. Als dann im Hornung die Sonne mehr Gewalt bekam, wurde es auch noch nicht besser; wochenlang pfiff der Wind von Morgen und litt es nicht, daß die Sonne den Schnee auftaute. Wären die Hasen nicht gewesen, die hier und da gescharrt hatten, so daß die Hühner an die Saat konnten, und in deren Lagern sie sich zusammendrängten und vor dem Winde schützten, keins von ihnen wäre durch den Winter gekommen.

Erst spät im März fing es langsam an umzuschlagen. Auf den hohen Äckern ging der Schnee fort. Die Saat wurde frei, die Brache zeigte sich, und die Hühner fanden wenigstens etwas für ihre Schnäbel. Wenn über Mittag die Sonne stark schien, kroch hier und da schon am warm gelegenen Raine ein Käfer, krabbelte eine Fliege im Grase umher, ließ sich eine Larve aus dem Fallaube unter der Hecke hervorscharren, und allerlei Sämereien fanden sich in der angeweichten Erde. Nicht mehr so dünn und hungrig lockten nun abends und morgens die Hähne; Hoffnung und Zuversicht klang aus ihrem Rufe.

Von Tag zu Tag wurde der Ruf der Hähne lauter, und er bekam eine andere Färbung; Eifersucht lag darin. Der Streit um die Hennen begann. Steil aufgerichtet, das braune Schild zeigend, stand ein Junghahn in der Saat und rief im herrischsten Befehlshabertone. So lange rief er, bis eine Henne dem Befehl gehorchte und heranschnurrte. Liebestoll schwirrte er ihr entgegen, aber sie duckte sich und rannte leise glucksend davon, und als er gar zu stürmisch wurde, strich sie ab.

Der Hahn strich ihr nach, aber die Henne hatte sich gedrückt. So rief er wieder, ein Dutzend Male. Da konnte sie nicht wider-

stehen und gab ihm ein sanftes Echo, und als er weiterrief, trippelte sie ihm entgegen, denn zu hübsch sah er aus, wie er dastand, schlank und schnittig. Und dann, als er so verliebt nickte und mit gespreizten Flügeln und gefächertem Schwanze, der wie eine rote Flamme über der grünen Saat leuchtete, zärtlich knurrte, da kam sie noch näher. Aber da erscholl am Raine ein harter herrischer Ruf.

Hochaufgerichtet stand dort der alte Hahn. Die Sonne schien auf das tiefbraune, hellumrahmte Schild, und vornehm nahm sich die blaugraue Brust aus. Unwirsch rief er die Henne heran, aber sie gehorchte nicht, denn zornig befahl ihr der junge Hahn, bei ihm zu bleiben. Als der Althahn sah, daß sein Befehl unbefolgt blieb, strich er mit heiserem Ruf wütend heran und stob vor das Paar hin, daß die Ackerkrume pulverte.

Ängstlich duckte sich die Henne, der Junghahn aber hielt stand. „Gärräh“ schrie ihm der alte Hahn entgegen; „Girri“ antwortete er ihm. Ein Dutzend Male klang Ruf und Widerruf, und dann stürzte sich der alte Hahn auf den jungen, kreischend vor Wut. Zu einem grauen Federballe, der wild hin und her wirbelte, verschmolzen die beiden Hähne, trennten sich, standen hochaufgerichtet da, jappten, riefen wieder, stürzten sich abermals aufeinander, bissen und kratzten, daß Staub und Roggenblätter und Federn flogen, machten noch eine Pause, rannten wieder gegeneinander an, bis schließlich der junge Hahn, geschunden und zerkratzt und mit drei zerknickten Schwungfedern, das Feld räumte und abstrich.

Höhnisch rief ihm der alte Hahn seinen Siegesruf nach. Dann erquickte er sich an einigen Käfern und ging daran, sein Federkleid wieder in Ordnung zu bringen, das bei dem Kampfe ruppig und struppig geworden war. Gerade war er dabei, das braune Schild zu ordnen, da kam hinter den Weißdornbüschen am Grabenrande ein brauner Schatten angeschwenkt, strich dicht über die Saat, und ehe der Hahn zur Besinnung kam, hatte ihm der Habicht seine Krallen in den Rücken gedrückt und trug ihn hinweg. So war die Henne allein. Als dann am Abend der junge Hahn wieder Mut bekam

und seinen Liebesruf über das Feld klingen ließ, gesellte sie sich zu ihm und gab sich ihm zu eigen, und da die anderen Hähne sich inzwischen alle beweibt hatten, wurde das Paar nicht mehr auseinandergebracht.

Nur im Felde durfte es nicht bleiben, denn das behaupteten die alten Paare. So siedelte es sich am Rande des Feldes an, wo die Heide begann, und lebte lustig und fröhlich den April über, bald im Felde, bald in der Heide, auf deren Blößen es sich im weißen Sande badete, wenn die Federläuse zu arg kribbelten. Das Paar fand es bald heraus, daß es sich in der Heide besser lebte. An Nahrung gebrach es nicht, denn viel Gewürm und Sämereien gab es dort, es war ruhiger als im Felde, wo alle Augenblicke ein Mensch über die Koppelwege ging, oder ein Hund umherstöberte, und das hohe Heidkraut gab einen besseren Schutz vor Habicht und Fuchs als Saat und Klee.

Aber als die Henne fühlte, daß sie liegen mußte, da trieb es sie doch wieder zu Felde; alle ihre Ahnen hatten im Felde gebrütet. Das Kleestück gefiel ihr, da wo der Klee am geilsten stand, kratzte sie sich eine Delle, fütterte sie etwas mit alten Stengeln aus und begann zu legen. Schon lagen drei Eier im Neste, da kam der Bauer, mähte Kuhfutter, und als die Henne zurückkam, lagen die Eier blank und bloß da. So ungemütlich es ihr war, auf dem ausgemähten Gelege zu sitzen, so tat sie es doch, als sie aber wieder einmal von der Futtersuche zurückkehrte, fand sie nur noch die leeren Schalen vor; die Krähen hatten das Nest gefunden und die Eier ausgefressen.

Nun scharrte sie sich in der Wiese eine Nestmulde, aber kaum war sie damit fertig, da kam ein Mann an, warf die Maulwurfshaufen auseinander und schüttete eine Schaufel Erde über sie. Entsetzt stob sie ab und strich in die Heide, und da Legenot sie plagte, scharrte sie sich zwischen hohen Heidbüschen schnell eine kleine Vertiefung in den Mulm und legte dort. Der Hahn hielt sich meist in der Nähe, und wenn eine Gefahr drohte, warnte er und strich ab.

Gestört wurde die Henne nicht mehr, und bald hatte sie ihr Gelege vollzählig; es bestand nur aus sechs Eiern. Ende Mai schlüpften sechs gelblich-graue, schwarzgestriemte Kücken aus. Als die Mutter sie erwärmt und getrocknet hatte, führten die Eltern die Kleinen nach dem verwachsenen Altwege, wo das Pfeifengras dicht und hoch den anmoorigen Boden überragte.

Da war gut zu leben. Der Boden war besät mit Grassamen und Heidkrautfrüchten, unzählige Käfer, Spinnen, Fliegen und Räupchen lebten im Mulm und Moose, guten Schutz gab die hohe Heide und das dichte Brombeergebüsch am Grabenrande, und an sehr heißen Tagen bot die Wiese Kühlung. Einmal versuchte der Maulwurf eins der Jungen zu fassen, aber Hahn und Henne fielen über ihn her und setzten ihm mit ihren Schnäbeln so zu, daß er schleunigst in der Erde verschwand, und die Elster hatte auch kein Glück, denn so wie sie sich blicken ließ, warnten die alten Hühner, und die kleinen verschwanden spurlos im Heidkraute und unter den Brombeerranken, und als einst ein Spitz hinter ihnen herschnüffelte, stellte der Hahn sich lahm und lockte den Hund beiseite, und unterdessen führte die Henne die Jungen in die Heide hinein.

Als die Hühnchen schon etwas herangewachsen waren, zogen die Alten mit ihnen etwas weiter fort, wo vor dem Walde eine grasige Trift war, aus der sich vom Vieh verbissene, dichte Dornbüsche erhoben. Dort hatten die Rasenameisen in den Heidkrautbüschen und Grasbülten hohe Haufen gebaut, und die waren vollgestopft mit Larven und Puppen. Nur ein wenig Scharren war nötig, und sofort rieselten die weißen Larven und gelben Puppen heraus, und die Hühnchen pickten und schluckten, bis sie nicht mehr konnten. Außerdem fraß in den Eichen der Wickler, der Boden war besät mit Räupchen, die der Wind herabgeworfen hatte; das war auch ein gutes Futter, und überall im Grase lebte und webte es von Heuhüpfern und anderem Geziefer.

Habicht und Sperber ließen sich dort nicht blicken, denn in einer Ecke der Trift waren fast immer die Hütejungen mit dem Vieh; an

das Schreien und Peitschenklappen hatten die Hühner sich bald gewöhnt. Wenn sich ein Feind blicken ließ, so warnte die Amsel, der Dorndreher oder die Grasmücke; die Hühnchen rannten nach den Dornbüschen und verschwanden. Ihre liebste Stelle war der Waldrand. Da spreizten sich dichte Schlehdornbüsche über einen breiten Graben, auf dessen Sohle, die aus losem Sande bestand, gerade über Mittag die Sonne fiel. Da badete sich dann die ganze Familie; die kleinen Hühner scharrten den Sand auseinander, legten sich auf die Seite, schlugen mit den Flügelchen, bis sie ihr ganzes Gefieder eingestäubt hatten, blinzelten nach den Hummeln, die vorbeibrummten, aber wenn der Hahn, der derweilen auf dem Grabenborde Wache hielt, leise warnte, sprangen sie auf und schlüpften unter den Brombeerbusch, der seine zackigen Ranken über den Graben hängen ließ.

Durch das Leben auf der Trift gewöhnten sie sich allmählich an den Wald. Da gab es Fichten, deren Gezweig bis auf den Boden reichte und vor dem Platzregen Schutz bot; sehr viel Dorngebüsch wuchs dort, und im Fallaube und Grase war immer viel Kleingetier, selbst wenn draußen sich vor dem kalten Winde alles verkrochen hatte. So führten denn die alten Hühner ihre Brut gern in den Busch, soweit er licht war, denn vor dem geschlossenen Walde graulten sie sich; ob auch schon Jahrtausende darüber vergangen waren, seit ihre Urahnen aus den Steppen des Ostens in Hungerjahren, zu hundertköpfigen Flügen geschart, sich westlich der Weichsel angesiedelt hatten, noch immer war die Liebe zum offenen Lande wach, und zum Nachtschlafe suchten sie stets die freie Heide wieder auf.

Als die Jungen beflogen wurden, strich das Volk weiter; es trieb sich heute im Felde umher und wagte sich am anderen Tage bis auf das Moor, unfreundlich empfangen von dem Volke, das dort lebte. Das waren etwas kleinere und dunklere Hühner als die der Feldmark, denn seit langen Zeiten hatten sie sich, seitdem am Rande des Moores Äcker und Felder entstanden waren, unter sich fortgepflanzt und in der Färbung dem Untergrunde angepaßt. Aber so sehr gut bekam ihnen das Leben im Moore nicht; bei dem einen

Volke waren vier hellgelbe Stücke und bei dem anderen mehrere grau und weiß gescheckte und ein ganz weißes. Keins von ihnen wurde alt; alle schlug der Habicht, denn wenn sie sich auch drückten, die helle Farbe machte sie offenbar. Bei einem dritten Volke im Moor aber war der Hahn von oben bis unten dunkelbraun, und die Hälfte der Jungen geriet auch so; diese kamen gut weiter, denn die düstere Farbe, die genau so war wie die der Torfdämme, war ihnen ein vorzüglicher Schutz.

So ganz besonders gefiel es der Kette, die am Rande der Heide aufgekommen war, nicht im Moore, und die Heide war ihr auch mehr eine Zuflucht, denn ein Wohnort. Wo der Roggen, der Hafer und die Gerste in breiten Feldern standen, wo die Kartoffeln geschlossene Dickichte und die Erbsen ein undurchsichtiges Gewirr bildeten, wo der Klee bollwerkte, wo Lupine und Serradella blühten, da war ihre richtige Heimat, da fühlten sie sich, da lebten die Hühner. Nicht nur diese eine Kette war es, die in der Feldmark lag, sondern ein halbes Dutzend. Eine war darunter, die zählte zwanzig Köpfe. Der einen Henne, deren Hahn im Mai der Habicht geschlagen hatte, hatte ein zugewanderter, liebestoller Hahn, der keine Henne gefunden hatte, so zugesetzt, daß sie in ihrer Legenot in ein fremdes Nest legte, und die andere Henne brachte die fremden Eier mit aus. Aber soviel Ketten auch im Felde lagen, jede hielt sich für sich, und gelte Paare, denen die Gelege zum zweiten Male ausgemäht waren, wurden abgebissen, wollten sie sich zu einem Volke schlagen. So strichen sie hin und her, bis sie auf weitere Paare trafen, die ihre Gelege verloren hatten, und taten sich mit diesen zusammen, ein eigenes Volk bildend.

Herrlich war es im Felde, solange das Getreide stand, und als der Roggen fiel, war es immer noch schön, sogar noch schöner, denn auf der Stoppel lagen Unmengen von Unkrautsamen, und die Frucht gab noch Deckung genug. Auch als der Hafer und die Gerste fielen, konnten sich die Hühner noch genug bergen, denn die Kartoffeln, die Lupinen und die Serradella waren noch da. Aber dann kam der Tag, und es wurde gefährlich in der Feldmark. Ein großer, weiß-

bunter Hund stieß ein Volk heraus, und ein Doppelschuß sprengte es auseinander. Der Hund suchte Huhn auf Huhn; mochte es zuerst auch sich durch Laufen zu retten suchen, schließlich mußte es doch heraus, und wenn es aufstand, fiel es im Knall wie ein nasser Lappen auf die Stoppel oder rannte, war es geflügelt, zur nächsten Deckung und drückte sich, bis es der Hund fand und dem Jäger zubrachte.

An zwei Völker aber kam der Jäger nicht heran, an die Gelthühnerkette und an das Volk von der Heidkante. Die Gelthühner hielten den Hund nicht aus. Sie liefen in Deckung, bis sie außer Schußweite waren; dann standen sie auf und strichen so weit, daß der Jäger sie nicht im Auge behalten konnte. Es war ein alter Jäger, und er schüttelte den Kopf über die Klugheit der Hühner. In seiner Jugend, als er noch mit dem Vorderlader und dem kurz suchenden deutschen Vorstehhunde jagte, hatten die Hühner besser gehalten. Als die Hinterlader aufkamen und die weit suchenden englischen Hunde, die Pointer und Setter, sich einführten, dauerte es nicht lange, und die Hühner hielten nicht mehr so gut. Und nun waren die Repetiergewehre aufgekommen, die so weit schossen; binnen zwei Jahren hatten die Hühner den Unterschied herausgefunden und hielten zwei Tage nach Aufgang der Jagd nicht mehr.

Das Volk von der Heidkante hatte er nur einmal schußgerecht gehabt. Als es vor dem Hunde aufstand, hatte er die Flinte an den Kopf gerissen, aber gleich wieder abgesetzt und gemurmelt: „Gabelhühner!" Er hatte gesehen, daß die jungen Hühner noch keine vollentwickelten Mittelfedern in den Schwänzen hatten, also noch nicht schußreif waren. Als sie das aber waren, da bekam er sie nicht zu Schusse, denn sowie der Hund sie fand, dann liefen sie, was sie konnten, und standen sie auf, mochte es auch tief im Felde sein, immer schwenkten sie nach der Heide ab. Er suchte die halbe Heide ab, fand sie aber nicht. Als er müde und hungrig durch das Holz ging, hörte er den Hahn locken, und unwillig brummte er: „Holzböcke!"

Als die Jagd aufging und das Feld immer leerer und unruhiger wurde, hatte sich die Kette wieder der Trift und des Waldes erinnert.

In der Morgenfrühe und gegen Abend lag sie im Felde, und auch wohl um die Unterstunde, wenn die Bauern zu Mittag aßen und schliefen, fiel sie zu Felde; die übrige Zeit verbrachte sie in der Heide oder auf der Trift. Mehr als einmal suchte der Jäger sie, aber er bekam sie nie zu Schusse, weil sie den Hund nicht aushielt und jedesmal, wenn sie angerührt war, spurlos verschwand, denn seitdem der Hund sie auch im Busche gestört hatte, strich sie bis in das Moor. Sie zählte jetzt zwölf Köpfe, denn vier Junghühner, der Rest einer stark beschossenen Kette, hatten sich zu ihr geschlagen.

Vor Beginn des Oktobers war der Jäger es schon leid, hinter den Hühnern, die nicht halten wollten, herzulaufen, und als die Hasenjagd aufging, kümmerte er sich gar nicht mehr um sie. Da gewöhnten sich die Hühner wieder mehr zu Felde. Deckung boten noch die Kartoffeln, aber auch damit nahm es schließlich ein Ende. Der Kette von der Heidkante war das gleich; die Heide und der Busch boten ihr Deckung zur Genüge, wenn sie im Felde die Kröpfe mit Unkrautsamen und Gewürm gefüllt hatten. So standhaft wie den Sommer über waren die Hühner nicht mehr; eine seltsame Unruhe zwang sie, entlegene Feldmarken aufzusuchen, heute in der Heide zu liegen, morgen im Moore. Meilenweit riß sie die Wanderlust fort, in Gegenden, die sie gar nicht kannten, aber schließlich zwang es sie doch wieder nach der Feldmark vor der Heidkante zurück, wo sie aus den Eiern gefallen waren, und dort lebten sie wieder ihr altes, gemütliches Leben.

An einem schönen Nachmittage, als die Hühner, durch die Jäger, die im Felde auf Hasen gesucht hatten, vergrämt in der Heide lagen, richteten sie sich plötzlich alle auf einmal empor. Ein seltsames Geräusch trug der Wind zu ihnen heran; es war, als wenn unzählige Hühner auf einmal riefen. Näher und näher kam das seltsame Lärmen, immer deutlicher konnten die Hühner es vernehmen, daß dort viele, viele ihresgleichen riefen, und doch nicht ihresgleichen, denn etwas Wildfremdes, Ungehörtes lag in dem Ruf. Aber dabei hatte er wieder etwas an sich, das die zwölf Hühner, die steif wie

zwölf Pfähle im Heidkraute standen, im innersten Wesen ergriff, als wäre es ein Laut, den sie einstmals vernommen, aber ganz wieder vergessen hatten; und ihnen wurde zumute, als müßten sie dem Rufe folgen und wandern, soweit sie könnten, immer weiter und weiter.

Immer näher kam das Rufen, und es war von einem Schwirren begleitet, das immer stärker wurde. Viele goldig schimmernde Punkte strichen über die Stoppel, fielen auf ihr ein und liefen als graue Flecken weiter. Über sie hin aber strichen wieder goldene Punkte, senkten sich zu Boden und wurden zu grauen Klumpen. Jetzt schwirrte ein Flug bis zum Heidrand, fiel auf der Heide ein, und die Hühner sahen, daß es viele ihresgleichen waren, nur kleiner und grauer und unruhiger. Hastig pickten die vordersten und trippelten voran, und die hinter ihnen waren, schwirrten auf und strichen in die Heide hinein, und die anderen folgten ihnen. Ein neuer Trupp kam an, fiel bei der Standkette ein, aber keins der fremden Hühner kümmerte sich um die Heidhühner; hastig pickend trippelten die Wanderhühner an ihnen vorüber, bis sie sich aufnahmen und fortstrichen.

Bis in den späten Abend hinein zogen die fremden Völker vorüber, alle aus derselben Richtung kommend, alle nach derselben Richtung ziehend, alle einander gleich an Gestalt, Farbe und Schärfe des Rufes. Mitten im Felde standen die Jäger, schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen und schimpften, daß sie keine Patronen mit Hühnerhagel bei sich hatten; sie verschossen das grobe Zeug auf die fremden Hühner, die trotz des Schießens näherkamen und zusammenhielten, wenn auch die Schüsse mehrere Stücke aus einer der Ketten herausholten. Erst als es dunkler Abend war, gingen die Jäger zum Dorfe und konnten nicht genug erzählen von ihrem Erlebnisse, und kopfschüttelnd besahen sie die Hühner, die sie erbeutet hatten; es waren echte Rebhühner, und doch sahen sie so ganz anders aus als die Hühner, die in der Feldmark ausgelaufen waren.

Am anderen Morgen waren die Jäger wieder da und hatten noch sechs Schützen mitgebracht. Als sie durch die Felder gingen, horchten sie, ob sie nicht wieder, wie am Tage vorher, überall Hühner

rufen hörten, aber es war alles still. Sie nahmen Abstand und gingen mit den Hunden in langer Kette durch die Felder; sie suchten und suchten, aber sie fanden nur die Kette Gelthühner, und die hielt nicht; die fremden Hühner aber waren fort. Nach drei Tagen lasen die Jäger in der Zeitung, daß viele Meilen weiter die Wanderhühner aufgetaucht und in westlicher Richtung weitergezogen waren, überall die Jäger in Verwirrung setzend.

So, wie die wandernden Völker, waren vor grauen Zeiten große Scharen von Hühnern in dieser Gegend erschienen. Die Dürre hatte sie in dem einen Jahre, früher Schneefall im anderen aus den Steppen des fernen Ostens vertrieben und westwärts gejagt. Immer weiter wanderten sie, soweit sie offenes Land fanden. Sie kamen alle um; kein einziges fand sich wieder zurück. Aber dann kam wieder ein Hungerjahr, und wieder erschienen die Wanderhühner; sie gelangten in Gegenden, wo der Mensch schon Feldbau trieb, wo er eine künstliche Steppe in dem Urwaldlande geschaffen hatte, und sie blieben wohnen und mehrten sich. Bei jedem neuen Vorstoße blieben einige Paare hier, einige dort hängen, und je mehr die Getreidesteppe den Wald zurückdrängte, je offener das Land wurde, um so besser ging es den Hühnern, und im Laufe der Jahrhunderte nahmen sie so zu, daß sie im Herbste zu Tausenden und Abertausenden geschossen werden konnten.

Erst nahmen sie das fruchtbare Weizengelände in der Ebene ein, eroberten dann auch das Hügelland, drangen auf den Sand vor und bis zum Fuße der Berge, gewöhnten sich an den Sand und an das Moor, entwickelten verschiedene Rassen, auf dem fetten Boden es zu großen, bunt gemusterten Stücken bringend, im Moore klein und dunkel, im hungrigen Sandlande klein und grau bleibend.

Wenn dann in ihrer Urheimat ein Hungerjahr den Hühnern die Flügel löste, sie zu Hunderten westwärts trieb, wenn die fremden Hühner dann mit ihrem wilden Rufe auf den Stoppeln auftauchten, dann standen die deutschen Hühner erstaunt und erschrocken da; der Ruf kam ihnen bekannt vor, und doch war er ihnen fremd, es waren

Hühner wie sie selber und doch anderer Art, und erschrocken flüchteten sie vor ihnen, wie das Volk an der Heidkante vor ihnen geflüchtet war.

Der Mäusebussard

Südwestwind geigt in der breiten Krone der knorrigen Feldeiche, die unterhalb des Waldes auf dem Anberge steht.

Eine mächtige Lößschicht bedeckt dort den strengen Kalkboden; Heidkraut überzieht die Blößen, Sandrohr bildet dichte Horste vor der dicken Hecke aus Schlehen, Weißdorn und Rosen, die sich an dem Bache entlang zieht, und über den das Schlingwerk der Waldrebe tief hinabhängt.

Auf dem untersten Aste der Eiche sitzt der Bussard. Es ist einer seiner Hauptanstandsplätze, dieser Ast. Der Löß ist warm und trocken, in der Feldmark ist es kalt und naß; darum sind hier am Vorberge immer mehr Mäuse als im Felde, zumal es am Futter dort nie mangelt. Eicheln und Buchnüsse liegen dort im Heidkraut und die Samen des Sandrohres, auch Schlehen, Mehlfäßchen und Hagebutten, und die Heidnarbe fängt den Fichtensamen auf, den der Wind von der Waldkante hierher jagt.

An dem vermoosten Erlenstocke raschelt das fuchsrote Winterlaub des Farnbusches. Eine rötlichgraue, schwarzgestriemte Brandmaus huscht hervor, fährt wieder zurück und springt mit langen Sätzen in das Heidkraut. Dort huscht sie hin und her, und jetzt macht sie Halt; sie hat eine Eichel gefunden. Ritzeratz, raspeln die Nagezähne ein Loch in die Schale. Aber weiter kommt das Mäuschen bei dem Mahle nicht. Lautlos läßt sich der Bussard von dem Aste fallen, bis er dicht über der Maus ist, und dann lüftet er die Schwingen, wirft die Griffe nach vorne und faßt die bunte Maus. Ein feiner Pfiff ertönt, aber kein zweiter. Der Bussard langt sie mit dem Schnabel auf, schlingt sie hinab, schüttelt sich und nimmt wieder seinen Lauerplatz ein.

Es dauert nicht lange, da kommt von dem Stechpalmenbusche unter der dicken Buche eine Waldmaus angehopst. Sie will nach dem Bachufer; sie kommt aber nicht so weit. Wieder läßt sich der Bussard hinabfallen, und das Mäuschen verschwindet in seinem Rachen. Das geht noch mehrere Male so, und zwei Feldmäuse, eine Rötelmaus und eine Zwergmaus finden in den Krallen des Räubers ihren Tod. Dann aber erhebt er sein Gefieder und streicht zu Felde, um auf einem Grenzstein aufzublocken. Dort treibt er es ebenso wie am Vorberge, und noch manche von den wenigen Mäusen, die den nassen Herbst und den schlimmen Winter überdauerten, vertilgt er.

Es kommen wieder härtere Tage. Nordostwind pfeift, die Mäuse bleiben zu Hause. Da ist Schmalhans Tafeldecker. Hungrig streicht der Bussard im Felde umher. Am Wege findet er eine Wursthaut; die stillt seinen ärgsten Hunger. Sonst ist aber nichts zu finden. Traurig blockt er, den Kopf in die Rückenfedern gezogen, auf dem Stumpfe der vom Blitze zerschellten Pappel an der Bachbrücke. Ein Flug Wildtauben kreist über dem Felde und fällt auf der Brache ein. Plötzlich flattern sie empor und stieben fort. Sie versuchen, sich zu einer geschlossenen Schar zusammenzuballen, aber der Wanderfalke, der irgendwo dort oben am Walde gelauert hat, ist schneller, als sie. Laut kommt er angebraust, schlägt eine Taube, und da er sehr hungrig ist, versucht er sie zu kröpfen.

Eben ist er dabei, sie zu rupfen, da geht es über ihm: „Hiäh, hiäh", und er bekommt einen Puff, daß er die Taube fahren läßt und entsetzt zur Seite stiebt. Sofort ist der Bussard bei der Beute. Wütend schlägt er mit den breiten Schwingen und schreit dem Edelfalken seinen Katzenschrei entgegen. Zwei-, dreimal versucht der, ihn fortzutreiben, aber er ist es nicht gewohnt, zu Fuße zu fechten, und ärgerlich saust er davon. Der Bussard aber kröpft und kröpft, bis von der Taube nicht mehr viel übrig ist, und dann streicht er mit schwerem Kropfe träge rudernd dem Walde zu.

So lebt der Bussard heute wie morgen. Den einen Tag gibt es viel, den andern wenig, den dritten gar nichts. Dann kommt ein

Morgen, an dem er von seinem Lauerposten auf dem Grenzsteine einen alten Hasen erspäht, der mühsam den Graben entlang hoppelt. Wäre es ein gesunder Hase, so würde der Bussard sich nicht um ihn kümmern. Aber dieser hier ist krank. So mancher fiel über Winter und half dem Bussard über die mageren Tage hinweg. Zehn Schritte von dem Grenzsteine bricht der Hase zusammen, reißt sich aber noch einmal empor und hoppelt bis an den Graben. Er rückt nach rechts, er rückt nach links, dann gibt er sich einen Ruck, um den Graben zu nehmen, denn er will im Walde sterben, aber das bißchen Kraft langt nicht mehr dazu, und er kollert in den Graben hinein. Am Rande des Grabens sitzt der Bussard und wartet. Der Hase zappelt noch immer. Endlich hört das Zucken auf; der Raubvogel äugt umher und flattert in den Graben hinein. Es ist zwar nicht leicht, den Balg des Toten aufzureißen, aber es gelingt schließlich, und gierig zieht der Bussard Wildbretfetzen heraus. Da geht es über ihm: „Arr, Err, Orr", er bekommt einen Puff, flattert aus dem Graben, bekommt noch einen Puff und noch einen, es gibt immer mehr Gekrächze, es werden immer mehr Krähen, und da hilft ihm nicht Schnabel noch Kralle, er macht, daß er in den Wald kommt, und bekommt noch manchen Schmiß mit auf den Weg.

Dieses Abenteuer hat für heute ihm alle Lust genommen, im Felde zu bleiben. Er lauert im Walde, bis er eine Maus erwischt, macht einen vergeblichen Versuch, eine Eichkatze zu haschen, und duckt sich wieder auf einen tiefen Ast, um weiter auf Mäuse zu warten. Da knallt es nach dem Berge zu. Es ist nicht das erstemal, daß der Bussard es knallen hört, und er weiß, daß oft für ihn dabei etwas abfällt. Vorsichtig, immer in Deckung bleibend, streicht er bergauf und hakt am Rande des Altholzes auf. Unaufhörlich geht sein Kopf hin und her. Da oben am Hange taucht der Jäger auf; er geht dem Grunde zu. Sobald er dort unten ist, streicht der Bussard dem Kammwege zu. Von Baum zu Baum flatternd, kommt er bis zu der Blöße unter dem alten Buchenüberhälter. Unter der Buche liegt etwas Schwarzes, Blankes. Der Bussard reckt den Hals und späht

hinab. Endlich, nach einer Viertelstunde, schwingt er sich hinab und faßt bei der Krähe Fuß, die der Jäger aus der Buche herunterholte. Sie ist mager und trocken, aber immer besser als nichts, und so bleibt von ihr nicht viel übrig.

Allmählich gibt es bessere Tage. Über Mittag kriecht allerlei Gewürm, Schnecken und Raupen im Grase, der Mäuse werden immer mehr. Da treibt es den Bussard, über dem Walde Kreise zu ziehen und seinen Ruf in das Tal hineinzuschicken. Und als ihm hier keine Antwort wird, steigt er höher, und hoch über dem Kamme, hoch über dem Lugaus der Wanderfalken auf den grauen, zerborstenen Klippen, gellt sein schneidender Schrei. Von der Talflanke kommt ihm ein Widerhall; ein Bussardweibchen kreist dort. Bald steigen und fallen die beiden Bussarde über den rotbraunen Buchenkronen und über den dunkelgrünen Wipfeln der Fichten, über den roten Buchenjugenden und den grauen Klippen, und ihr Doppelschrei übertönt den Schlag des Finken und das Lied der Märzdrossel.

In dem Fichtenaltholze steht eine schlanke, hochschäftige Fichte. In ihrer äußersten Spitze droht ein dunkeler Klumpen. Ein Krähenpaar baute vor Jahren dort sein Nest. Im nächsten Jahre brütete der Habicht dort. Den schoß der Jäger ab, und seitdem horsten die Bussarde dort. Von Jahr zu Jahr ward der Horst breiter und tiefer, denn jeden April kam eine neue Schicht feiner Zweige dazu. Jetzt ist er so dicht, daß kein Schrot, keine Kugel ihn mehr durchbohren kann, und so tief ist die Nestmulde, daß die Eier und die Jungen sicher darin sind, und wenn der Sturm den Wipfel der Fichte auch noch so sehr schüttelt. Pfeift der Wind auch noch so arg, es stört das Bussardweibchen nicht. Fest sitzt sie auf den drei großen Eiern, von denen keins dem anderen gleicht; schwarzbraun ist das eine gefleckt, heller das andere gemustert, und das dritte, viel kleinere, hat fast gar keine Flecken.

Nur zwei Junge entschlüpfen den Eiern. Das eine ist taub, und die Alte wirft es über den Nestbord. Sie kann froh sein, daß sie nur zwei Gierhälse zu füttern hat. Hilft ihr auch das Männchen,

und versteht sie sich auf den Mauseanstand, den Maulwurfsfang und die Eidechsenjagd, es ist ein hartes Stück Arbeit, zwei hungrige Mägen zu füllen und dabei selbst bei Kräften zu bleiben. Von früh bis spät sind die beiden Alten unterwegs und schleppen alles, was sie erbeuten können, heran, Mäuse, Maulwürfe, Wiesel, halbwüchsige Eichkatzen, ab und zu auch einen Junghasen oder ein Fasanenkücken, und auch Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Heuschrecken, Maikäfer und Mistkäfer, und sogar eine junge Katze, die sich dummerweise in das Feld wagte, büßt ihren Vorwitz mit dem Tode.

In der Hauptsache aber müssen die Mäuse daran glauben, vor allem die Feldmäuse. Es gibt nicht viele in diesem Jahre, aber es ist unglaublich, was das Bussardpaar davon zu Holze trägt und selber kröpft. Zehn bis fünfzehn braucht jedes Junge, um halbwegs satt zu werden, und die Alten kommen mit weniger auch nicht aus. Nebenbei wird auch einmal im Walde eine Maus erbeutet oder im dämmerigen Stangenorte ein Siebenschläfer erwischt, und so mancher Hamster, der allzu verwegen die Deckung verließ, fällt den Bussarden zum Opfer, und wenn er auch noch so strampelt.

An der anderen Seite des Tales hat früher einmal ein leichtsinniger Jagdpächter, den Bauern zum Verdruß, Kaninchen ausgesetzt. Der hohe Lößboden ist so recht geeignet dazu, Baue darin zu scharren. Allerlei Felder liegen dort, das Gebüsch ist dicht, und trotzdem vermehren sich die Kaninchen dort nicht so wie an anderen Orten. Den alten Kaninchen können die Bussarde zwar nicht viel anhaben, aber manches Junge, das sich zu weit vom Bau fortwagte, verfällt ihren scharfen Griffen. Viertelstundenlang rüttelt der Bussard über der Kaninchensiedlung, und sobald ein Jungkaninchen in der Luzerne sitzt, saust der Räuber herab und schlägt es.

Aber auch die niedere Jagd ist ihm nicht zu gering. Gern spaziert er an dem Raine entlang und füllt den Kropf mit Heuhüpfern, Graseulenraupen, Käfern und Schnecken. Geduldig lauert er auf dem Grenzsteine, bis die Eidechse ihr Loch verläßt. Stößt irgendwo ein Maulwurf, so harrt er so lange, bis der schwarze Kerl

dicht unter der Oberfläche ist, und greift ihn durch die schwarze Erde hindurch. Auch auf dem Waldboden macht er sich zu schaffen, späht das Nest der Waldwühlmaus aus und verschlingt die Jungen, sammelt Käfer, sucht Raupen, liest Nachtschmetterlinge von der Rinde ab, und wenn ihm dabei eine tolpatschige Jungamsel oder ein aus dem Nest gestürzter junger Häher in den Wurf kommt, ihm ist es recht, er kann alles gebrauchen, was da kreucht und fleucht.

So keck er bei seinen Raubzügen jetzt auch ist, unvorsichtig ist er nie. Der Jagdpächter dieses Reviers schont ihn ja, stellt auch keine Pfahleisen, weil er ein Weidmann und kein Schinder ist, aber trotzdem weicht ihm der Bussard aus. Knallt es aber, so streicht er vorsichtig heran, und so manchesmal lohnt sich die Mühe, denn es gibt dann eine Krähe und mitunter auch das Gescheide von einem Bocke, und daran sitzt immer noch genug, mit dem ein Bussard zufrieden ist, und wäre es weiter nichts als der geronnene Schweiß oder die Milz. Kommt dann nachts dem Fuchs die frische Wundwitterung in die Nase, so findet er nichts als die Därme.

Bietet der Wald nicht genug, so ist das Feld da und das Wiesenland hüben und drüben des Baches. Da huschen Mäuse und Spitzmäuse, da hüpfen grüne und braune Frösche, da kriecht die Ringelnatter und wirft sich die Forelle über die Schotterbank. Ehe sie das Tief gewinnt, hat sie sich der Bussard gelangt, und sie schmeckt ihm ebensogut wie die Ringelnatter, die sich verzweifelt sträubte und noch, als sie schon im Kropfe verschwunden war, sich wand und drehte. Aber am liebsten jagt der Bussard im Felde. Die Maus ist sein Hauptwild, alles andere nimmt er so nebenher; die Maus aber jagt er planmäßig, und auf hundert Mäuse, die er greift, kommt eine Eidechse oder ein Jungvogel, der im Grase herumflatterte und dem Sperber oder dem Wiesel verfallen wäre, hätte ihn nicht zufällig der Bussard gewahrt. Aber sehr geschickt ist er in solcher Jagd nicht, und nur zufällig fällt ihm ein Vögelchen zur Beute.

Der Sommer kommt heran, die Bussardbrut ist beflogen. Noch lange wird sie von den Alten geführt, vorerst im Walde, wo sie sich

bergen und hüten kann. Ein lustiges Treiben herrscht dort vormittags. Die alten Vögel fliegen vorauf, und hinterdrein flattern, noch etwas ungeschickt, die Jungen. Greift eins beim Aufhaken vorbei und poltert zu Boden, so sind sofort die Alten dabei und ermuntern es, daß es einen zweiten Versuch macht, und mit der Zeit lernen die Jungen, ebenso geschickt zwischen den Stämmen hindurch zu streichen wie ihre Eltern und sich still abzustehlen, naht sich ein Mensch.

Damit ist auch die Zeit gekommen, daß die Alten die Brut zu Felde führen und ihr die Jagd beibringen. Auf der Brache, wo es die meisten Mäuse gibt, und auf der gemähten Luzerne wird der Anfang gemacht. Stumm und steif sitzt hier ein Altes mit einem Jungen vor einem Mauseloche. Das Junge weiß nicht, worauf es ankommt, aber als in den Laufröhren etwas Graues dahinhuscht und der Alte es mit schnellem Griffe erwischt, dämmert ihm ein Verständnis, und hastig faßt es zu, als auch bei ihm eine tapprige Jungmaus auftaucht. Es glückte, und froh ob des ersten Beutestückes, kröpft der junge Bussard die Maus hinab. Zwei Wochen dauert es noch, da weiß er auch den Maulwurf zu haschen und den Frosch zu fassen, und nach weiteren zwei Wochen gelingt es ihm sogar, aus dem Fluge heraus die Blindschleiche zu packen.

Damit lockert sich das Band zwischen den Alten und den Jungen und auch zwischen den Alten selber, und jedes geht seine eigenen Wege. Nicht sehr weit kommt das eine Junge. Jenseits des Berges in der Ebene steht eine Krähenhütte. Jeden freien Nachmittag im Frühherbste sitzt darin der Jagdpächter und donnert alles herunter, was auf den Uhu haßt, den reizenden Turmfalken wie den herrlichen Gabelweih, und auch jeden Bussard. Er hat nie ein wissenschaftliches Werk gelesen, er weiß nichts von den umfangreichen Magenuntersuchungen, die auf der Kaiserlichen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem angestellt wurden, und aus denen sich ergab, daß der Bussard sich größtenteils von Mäusen nährt; er donnert alles herunter, was einen krummen Schnabel und scharfe Griffe hat.

An einem hellen Septembermorgen sitzt der Massenmörder und

Naturverhunzer wieder in seiner Erdhütte. Vor ihm auf der Juhle blockt der Uhu. Von ferne krächzen Krähen. Sie kommen nicht heran, denn sie wissen Bescheid. Ein Turmfalke, der auf der Stoppel Mäuse gejagt hat, gewahrt die Großeule. Mit hellem „Kikikiki" streicht er heran und neckt den Dickkopf. Es kracht, und das allerliebste Räuberchen, das gesetzlich geschützt ist, liegt blutend und zuckend im Grase. Eine Viertelstunde vergeht, da deutet der Uhu wieder an, daß Besuch kommt. Es ist einer der Jungbussarde aus dem Forst. Solch Ungetüm, wie den Uhu da, hat er noch nie gesehen. Mit höhnischem „Hiäh" haßt er auf ihn. Der Schuß kracht, und mit zerschmettertem Flügel stürzt er auf den Anger. Frohlockend kriecht der Schießer aus seinem Loche, ergreift den Bussard und schmettert dessen Kopf gegen einen Stein.

O, es ist ein eifriger Heger, dieser Mann. An vielen Stellen im Felde hat er Pfähle aufgestellt und darauf Eisen gebunden. Wenn er gerade Zeit hat, sieht er sie nach und freut sich über alles, was er verendet oder noch lebend, aber mit von den Bügeln der Falle zerschmetterten Läufen darin findet. Meistens sind es Eulen, Waldohreulen, Waldkäuze, auch die allerliebsten Steinkäuzchen, alles nützliche Räuber, die zu fangen nach den Gesetze verboten ist. Aber was kümmert das den Schießer? Wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Und in einer solchen Falle fing sich der zweite Jungbussard. Zwei Tage hing er mit zersplitterten Läufen in den Bügeln und flatterte verzweifelt, bis er langsam unter schrecklichen Schmerzen verendete. Mit Befriedigung löste ihn der Jäger aus, und sehr froh war er, als er in dem Kropfe des Bussards ein Flöckchen Hasenwolle fand. Zu Hause setzte er sich hin und schrieb eine Postkarte folgenden Inhalts an seine Jagdzeitung: „Der scheinheilige Bussard. Gestern fing ich einen Mäusebussard im Pfahleisen, der Hasenwolle im Kropfe hatte. Da sieht man wieder, was es mit der vielgepriesenen Nützlichkeit der Bussarde auf sich hat. Bei mir wird fortan keiner pardoniert. Tod allem Raubzeug und Weidmannsheil allen Raubzeugfängern."

Der Bussard hätte keine Hasenwolle im Kropfe gehabt, wenn der Jäger besser nachgesucht hätte. Am Tage, bevor sich der arme Bussard fing, flickte der Jäger einen Hasen an. Sein schlecht abgeführter Hund verlor bald die Fährte, weil er hinter einem gesunden Hasen herumhetzte. Der angekratzte Hase ging bald ein, und der Bussard fand ihn und machte sich darüber her.

So liegt es fast immer, wenn ein Bussard Hasenwolle oder Huhn- oder Fasanenfedern inne hat. Aber es wird noch lange dauern, bis das Schießertum sich davon überzeugt, daß der Bussard der Jagd so gut wie gar nicht schadet und daß der Jäger, der einen Bussard fängt oder schießt, sich damit selbst als Dummkopf hinstellt.



Die Wasserspitzmaus

Da, wo der Mühlbach aus dem Walde hervortritt, hat ihn der Bauer geteilt und zur Hälfte nach den Wiesen abgeleitet.

Der Hauptbach ist wild und ungestüm und poltert dahin wie ein Berggewässer. In dem abgeteilten Arme fließt das Wasser langsamer, und so gedeihen alle Pflanzen üppig dort, hell- und dunkelblättriger Hahnenfuß, Merk und Laichkräuter.

Es wimmelt deshalb dort von allerlei Getier, von Schnecken, Egeln, Jungfer- und Schwimmkäferlarven, Köcherwürmern, Bachflohkrebsen und Ruderwanzen; auch huschen Elritzen hin und her und Stichlinge. Darum jagt der Eisvogel dort Tag für Tag und noch ein anderer kleiner Fischer.

Die Wasserspitzmaus ist es, ein seltsames Tierchen, gleicherweise gewandt zu Lande wie zu Wasser, ein Taucher und Schwimmer trotz dem Otter, ein keckes Räuberchen, das sich an alles Getier heranwagt, das schwächer ist, ein rastloses, unstetes, unruhiges Wesen, immer in Bewegung, immer auf Beute aus, denn es hat einen hungrigen Magen und eine schnelle Verdauung.

Ein schrilles Zwitschern erklingt am Bachborde. Unter dem Steilufer zieht sich ein glatter Streifen dicht über dem Wasser hin, hier und da von einem Binsenbusche verdeckt. Das ist der Jagdwechsel der Wasserspitzmaus. Da huscht sie hin und her, auf Kerbtiere Jagd machend. Dem Laufkäfer helfen seine wehrhaften Kneifzangen und sein ätzender Mundsaft wenig; die Spitzmaus ist schnell mit ihm fertig. Auch eine dicke, braune Graseulenraupe muß daran glauben, und eine Bernsteinschnecke findet ebenfalls ein schnelles Ende.

Unglaublich schnell trippelt der kleine Räuber auf seinem Passe entlang, ab und zu zwitschernd. Da plumpst es über ihm im Bache. Eine zweite Spitzmaus schwimmt auf die erste zu. Ein Männchen ist es, dem die Luft die Witterung des Weibchens zuwehte. Eine lustige Jagd beginnt, denn das Weibchen tut so, als läge ihm an dem ungestümen Bewerber gar nichts. Hin und her hetzt das Männchen das Weibchen, bis es sich in das Wasser rettet, darin untertaucht und auf der Bachsohle entlang rennt. Aber das Männchen folgt ihm und treibt es wieder an das Ufer.

Jetzt sind es auf einmal drei Stück geworden; ein zweites Männchen gesellte sich dem Paare zu. Nun wird die Sache ernst, denn die Tierchen haben ein hitziges Geblüt und sind ebenso verliebt wie eifersüchtig. Schon haben sich die beiden Männchen am Wickel und kugeln sich giftig zwitschernd am Bachrande umher, bis sie in das Wasser rollen. Das eine hat genug und flüchtet; das andere sucht die Spur des Weibchens und setzt aufs neue hinter ihm her.

Ein Weilchen ist es still am Bache. Die Eisvögel streichen mit scharfem Ruf über ihn hin, Finken und Ammern kommen und tränken sich, die Kuhstelze trippelt an ihm entlang und springt nach Fliegen, und hastig schießen die Wasserwanzen auf ihm hin und her. Da taucht eine Spitzmaus in ihm auf und noch eine, das Männchen und das Weibchen. Sie scheinen sich inzwischen geeinigt zu haben. Zärtlich zwitschernd rudern sie auf der Oberfläche umher. Ab und zu taucht die eine oder die andere unter und vertauscht ihre schwarze

Färbung mit einer silberweißen, weil das dichte, feine Haarkleid eine Menge Luft mit unter das Wasser nimmt. Zu sonderbar sieht es aus, wenn sie so auf dem Grunde des Baches umherrennt und bald mit einer Köcherfliegenlarve, bald mit einem Stichlinge zwischen den nadelscharfen Zähnchen am Ufer auftaucht und gierig zwitschernd die Beute verzehrt.

Kaum ist sie damit fertig, so geht es wieder auf die Jagd. In unaufhörlicher Bewegung ist das spitze Rüsselchen. Unter jedes Blatt, hinter jeden Halm, über allen Moospolstern schnüffelt es herum. Jetzt ist ein großer Fang gemacht: eine junge Zwergmaus tolpatscht der Spitzmaus gerade entgegen. Sofort ist sie an der Kehle gefaßt. Sie quietscht jämmerlich und hampelt und strampelt heftig. Aber nun ergibt sie sich und wird hinter den breiten Vorhang aus Lebermoos gezerrt, der hier den Spitzmauspaß überwölbt. Flugs begibt sich auch das Spitzmausweibchen dahin, und nun kommt es trotz der heißen Liebe zu einer bitterbösen Beißerei, denn der erste und oberste Spitzmausgrundsatz lautet: Selber essen macht fett.

Mißmutig pfeifend schlüpft das Weibchen von dannen, von dem Zaunkönig mit großem Gezeter begrüßt, denn er traut den Spitzmäusen nichts Gutes zu. Er hat auch recht, denn nestjunge Vögelchen sind vor ihnen nicht sicher. Aber die gibt es nicht alle Tage. So muß denn erst ein feister Grashüpfer daran glauben, und dann kommt eine große Wasserjungfer an die Reihe. Sie krümmt sich gewaltig und rasselt vor Angst mit den Flügeln. Einige Augenblicke später ist aber nicht viel mehr von ihr übrig, und der Bach entführt ihre silbernen Schwingen. Auch ein Maikäfer, der in das Wasser hineinschnurrte, teilt ihr Schicksal. Nur die dürren Wasserläufer bleiben verschont; es ist zu wenig an ihnen daran. Auch um die Taumelkäfer kümmert sich die Spitzmaus nicht; sie stinken ihr doch zu sehr.

Auf der anderen Seite des Baches liegt eine Viehkoppel, und darin ist ein Tränketeich, zur Hälfte mit Laichkraut bewachsen. Dort geht es noch lustiger zu als in dem Bache, denn da treibt eine Spitz-

mausmutter mit ihren vier halbwüchsigen Jungen ihr Wesen. Das ist ein Gekribbel und Gekrabbel, ein Geplumpse und Geplantsche und ein unaufhörliches Getrippel und Getrappel und ein fortwährendes Zwitschern und Piepsen. Bald hier, bald da wuselt eins der Jungen über die ledrigen Laichkrautblätter, oder paddelt in dem freien Wasser umher, oder rennt am Ufer entlang, Angst und Schrecken unter den Uferwanzen verbreitend, die nach allen Seiten von dannen hüpfen. Jetzt rennen alle Jungen dahin, wo die Alte eben rief. Sie hat eine lange, dicke Schwimmkäferlarve aus dem Teiche herausgeholt, die sich fürchterlich wehrt und ihre gefährlichen Giftzangen drohend spreizt. Aber die Spitzmaus zermalmt ihr den Kopf, die Jungen zerfleischen ihr den Leib und rächen die Kaulquappen, die dem Giftwurm zum Opfer fielen.

Gleich darauf glückt der Alten noch ein besserer Fang. Eine große grüne Heuschrecke, die eben einen Weißling griff, sprang zu kurz und fiel in das Moos. Aus ist es mit ihr, denn sofort packte die Spitzmaus zu. Ein wahrer Festschmaus ist das für die vier Jungen, denn die Heuschrecke ist dick und feist. Im Umsehen ist sie zerpflückt, und nur die dürren Beine, die Flügel und die Fühler bleiben von ihr übrig. Aber die Jungen sind noch lange nicht satt und wimmeln eilfertig bald zwischen den Binsen und dem Heidkraute, bald auf dem Laichkraut oder in dem Weidenbusche umher, oder tauchen der Alten nach, die alle Augenblicke mit neuer Beute hervorkommt und sie den Jungen zur Hälfte überläßt, um sofort wieder auf Jagd zu gehen.

So geht es von früh bis spät, und auch in der Nacht sind die Spitzmäuse im Gange, gerade als ob sie keinen Schlaf nötig hätten. Und auch im Winter, wenn Randeis den Bach einengt, stöbern sie Tag und Nacht nach Beute umher. So leicht ist dann die Ernährung nicht wie in der besseren Zeit; es fehlen die Heuhüpfer, die Raupen und Regenwürmer; Schnecken, Köcherfliegenlarven und im Moose versteckt schlafende Käfer und ab und zu ein Stichling und eine Elritze sind alles, was sich erbeuten läßt, oder ein Pferdeegel. Um diese Zeit ist die Wasserspitzmaus beinahe nur Fischerin.

Kommt aber die schöne Zeit wieder, dann jagt sie ebensoviel auf dem Lande, auf dem sie ebensogut Bescheid weiß wie unten im Bache oder auf dem Grunde des Teiches.



Der Hamster

Seit Wochen sind die Lerchen wieder da, aber es fiel noch keiner von ihnen ein, singend in die Luft zu steigen; höchstens stümperte, wenn die Sonne die grauen Wolkenklumpen zur Seite schob, eine etwas im Sitzen.

Jetzt aber steigt eine in die Höhe und singt so gut, als hätte sie nicht ein halbes Jahr lang Pause gemacht, und andere machen es ihr nach, und überall über den braunen Schollen und grünen Flächen singt und klingt es.

Nun geht es nicht anders, nun muß die Sonne scheinen, und wenn der Wind auch von Nordwest noch so viele schwarze und graue und weiße Wolken dahintreibt, daß die grüne Saat, die im Sonnenschein leuchtet, alle Augenblicke winterlich dunkel daliegt. Aber schließlich sind die Wolken alle fort, und nun kann die Sonne den Acker nach Gefallen anwärmen.

Wie das gleich überall kriecht und krabbelt, flirrt und schwirrt, summt und brummt! Die ganze Luft blitzt von silbernen Pünktchen, und über jeder Scholle funkelt und schimmert es von hastigen Tierchen. Um den blühenden Weidenbusch, der wie eine helle Flamme aussieht, brummeln die Hummeln, und da ist auch schon ein Pfauenauge, das sich auf dem Granitfindling sonnt, und über die lustiggrüne Saat taumelt ein fröhlich-gelber Zitronenfalter.

Die Sonne nimmt immer mehr an Kraft zu und tut Wunder über Wunder. Alle die Huflattichblüten, die bisher mürrisch ihre Köpfe hängen ließen, recken und strecken sich, und überall leuchten jetzt aus den fetten Schollen der Sonne ihre winzigen Abbilder entgegen, und sofort summst und brummst es am Boden von blanken

Erdbienen. Die Schachtelhalme, die gestern ihre sonderbaren Ähren noch ängstlich geschlossen hielten, öffnen sie jetzt, an den zwerghaften Ästchen des Ackerehrenpreises springen blaßblaue Blütchen auf, und neben ihnen leuchten des Hungerblümchens winzige Blümchen.

Aber nicht nur oben auf dem Acker, auch in ihm weckt die Sonne das schlafende Leben und lockt das, was sich vor der Kälte in der Tiefe barg, höher. Langsam wandern die Regenwürmer der Sonne entgegen, und ihnen nach folgt der Maulwurf, die Rasennarbe des Raines aufbrechend, und quiekend, fauchend und schnaufend balgen sich die Männchen um die Weibchen. Die Feldmäuse, die der Regen und der Wind in ihren Löchern hielt, wo sie zu Hunderten die Seuche dahinraffte, huschen aus dem Gestrüpp des Grabens in den Klee und aus dem Klee in das Gestrüpp und freuen sich, daß die böse Zeit endlich ein Ende hat.

Tief unter der Erde ist noch jemand, der sich darüber freut, daß die langweilige Zeit vorbei ist. Solange der Frost herrschte, war ihm alles, was da oben vorging, gleichgültig; denn er schlief Tag und Nacht, ohne aufzuwachen und so leise atmend, als wäre kaum Leben in ihm. Als dann aber im März die Sonne so heiß gegen den Acker schien, daß ihre Wärme bis tief in die Erde drang, da erwachte der Schläfer, grunzte und brummte, schüttelte sich, kratzte sich gehörig, putzte sich das Fell, strich sich den Bart, gähnte herzhaft des öfteren, überlegte lange und begab sich dann in seine Vorratskammern.

Er hatte sich im Spätsommer und Frühherbst gut versorgt. Hier liegen die großen Bohnen, da die Pferdebohnen, dort die Erbsen, daneben der Weizen, der Hafer, die Gerste, der Roggen, und dort sind geschrotete Zuckerrüben und Möhren, Klee- und Luzerne- und Esparsettewurzeln und noch andere gute Dinge, alles in allem wohl hundert Pfund. Das heißt, soviel waren es Ende Oktober; inzwischen ist es etwas weniger geworden. Im November gab es noch zwei warme Wochen, Ende Januar auch eine und im Februar sogar anderthalb; solange man schläft, meldet sich der Magen nicht, aber

wacht man auf, dann wird er munter und gibt nicht eher Ruhe, als bis er seinen Willen hat. Und so schmolz der Vorrat tüchtig zusammen, aber es ist doch noch so viel da, daß er reicht, und wenn es bis tief in den Mai hinein in einem Strich frieren sollte.

Deshalb tut sich der alte Hamster nicht den geringsten Zwang an, langt sich eine Bohne nach der anderen und knabbert sie auf, enthülst eine gute Portion Getreidekörner und beendigt sein Mahl mit einigen Stücken Wurzelwerk; dann kratzt er sich wieder ausgiebig, murrt zufrieden, streicht sich den Schnurrbart zurecht, kämmt sich das Haar und steigt in sein Ausgangsrohr hinein, das er gehörig mit Erde und Spreu verrammelt hat, damit Regen- und Tauwasser ihm nicht in die Schlafkammer und in die Keller laufen konnten. Er scharrt und buddelt und müht sich ab, verschnauft ab und zu, scharrt weiter, und jetzt bleibt er geraume Zeit mäuschenstill sitzen. Dann aber stößt er den letzten Rest Erde, der in dem Rohre steckt, hinaus.

Hm, die Luft ist, wenn auch noch ein wenig frisch, sehr angenehm und entschieden reiner als da unten in der Höhle, wo sie mit der Zeit mehr als muffig war. Und ganz still ist es ringsumher, bloß daß es dicht über der Erde krabbelt und brummt und hoch über dem Felde zwitschert und singt. Der Boden rührt sich nicht unter dem Tritte eines Menschen oder dem Rollen eines Wagens, und nirgendswo ertönt Gebell, und auch kein grober Schatten fällt auf die Saat. Und die ist wirklich gut gewachsen seit dem Februar, als man hier zum letzten Male umhertrippelte und das Glück hatte, daß einem eine recht fette Maus gerade in die gelben Zähne lief, eine höchst angenehme Abwechslung in der etwas einseitigen Winterbeköstigung.

Freilich nahm der Februarspaziergang fast ein trübes Ende. Da kam einer von diesen elenden Hunden, die den ganzen Tag blaffen und winseln, in der Wasserfurche entlang geschnüffelt. Es war ein wahrer Segen, daß er bloß einer von den jungen war, ein ganz dummer und ungeschickter Köter, der da glaubte, ein alter Hamster

von vier Jahren sei so leicht abzumurksen wie eine junge Maus. Mit einem Freudengeheul stürzte er auf ihn los, aber schnell sprang er zurück, denn der Hamster hatte einen Satz gemacht und ihn so angeschnarcht, daß ihm eine Weile ganz ängstlich zu Sinne wurde. So sprang er dann bellend und winzelnd um den Hamster herum, was diesem durchaus nicht paßte, denn er mußte sich fortwährend um sich selbst drehen und sich viel mehr Bewegung machen, als ihm angenehm war. Das wurde ihm schließlich zu dumm, und als der alberne Hund ihm wieder bis dicht vor die Zähne sprang, fuhr er empor und faßte ihn, und faßte ihn gut, denn er biß sich ihm in die Nase fest, und erst als der Hund sich wie wahnsinnig im Kreise umherdrehte und jaulte, daß man es über die ganze Feldmark hören konnte, ließ der Hamster los und flog in den Schlehenbusch, während der Hund, den Schwanz zwischen den Beinen, heulend den Koppelweg entlang fegte.

Heute aber ist die Luft rein, denkt der Hamster, und spaziert in den Klee. So eine frische Kleewurzel ist entschieden besser als die überjährigen in dem Keller, und das Beste dabei ist die Sonne. Er schüttelt sich vor Wonne und bleibt mit geschlossenen Augen sitzen, tief atmend und ab und zu dumpf schnarchend und murrend. Aber dann kratzt er sich langsam und bedächtig, denn die Sonne macht auch die zwickenden Gäste munter, die in seinem bunten Balge wohnen. Mitten in dieser Beschäftigung fährt er zusammen und reckt sich steil auf; hier in der Nähe ist irgend etwas nicht richtig! Haha, ach so! Da flattert ein Vogel alle Angenblicke empor und fällt piepsend wieder herab. Das wollen wir uns einmal aus der Nähe besehen! Hurtig trippelt der Hamster dahin. Die Lerche, die sich am Leitungsdrahte den Flügel zerbrach, flattert ängstlich auf, wie der bunte Bursche ihr näher rückt, und er muß mehr als einmal tüchtig rennen und oft vergeblich springen, aber dann quietscht sie auf, und er hat sie, und seelenvergnügt eilt er mit seiner Beute unter den runden Weißdornbusch, daß die Feldspatzen mit Wutgezeter von dannen stieben.

So eine Lerche ist entschieden etwas Feines! Das steht fest.

Maikäfer sind aber auch ein gutes Essen. Das ist eine alte Erfahrung. Dieser hier, den der Arbeiter, der gestern den Graben auswarf, an die Luft beförderte, und der nun in dem dürren Grase herumkrabbelt, kommt dem Hamster gerade recht. Schade, daß nicht mehr davon da sind. Nun, Drahtwürmer schmecken schließlich auch, aber der fette Engerling, der da hilflos auf der Erde liegt, noch viel besser. Nun aber ist es wohl Zeit, einmal die junge Saat zu kosten, die so dicht und hoch steht, daß es eine wahre Freude ist. Sie schmeckt ausgezeichnet, wenn auch etwas grün und fade. Der Löwenzahn dagegen, der ist herzhafter, und so ein junges Sauerampferblatt, das ist erst recht etwas Feines. Die Knollenwurzeln des Schachtelhalmes dagegen, die beim Grabenauswerfen zutage kamen, sind nicht zu genießen, wogegen die dürren Mehlfäßchen und Hagebutten, die der Sturm in das Gras warf, ganz hervorragend sind, wie denn auch lufttrockene Schlehen nicht zu verachten sind. Im Herbste gab es hier sogar noch Nüsse, jetzt leider nicht mehr. Doch, eine ist da noch. Das ist wirklich schön.

Was wollen Sie, Herr Zaunkönig, he? Glauben Sie, daß das Ihr Busch ist? Oder haben Sie es immer noch nicht vergessen, wer Ihnen im Sommer die Eier austrank? Ach so, Sie meinen mich nicht, sondern das, was da über den Weg kommt? Nun heißt es aber ausrücken! Furchtbar eilig trippelt der Hamster in der Richtung nach seinem Baue hin, aber die beiden Jungen haben ihn schon spitz und rennen hinter ihm drein. „Ein Meerschweinchen, ein wildes Meerschweinchen!“ rufen sie entzückt, denn sie sind aus der Stadt und kennen wohl den Ameisenigel, den Irbis und den Wickelbären, aber einen Hamster haben sie lebendig noch nicht gesehen. Der eine läuft rechts, der andere läuft links, und so schneiden sie dem armen Hamster den Paß ab. Der ist so satt, daß er nicht mehr laufen mag, und so bleibt er sitzen: „Ach, es ist ganz zahm,“ ruft der eine Junge, „es macht schon hübsch“, und er nähert sich ihm, grunzt freundlich und hält ihm ein Kleeblatt hin. „Verfluchtiges Biest“, ruft er und springt zurück, denn wütend schnarchend fuhr der Hamster auf ihn

los. Der andere Junge lacht und ruft: „Feigling!" und greift fest zu. „Gemeines Luder!" schreit er dann und zieht schnell seine Hand zurück, denn beinahe hätte ihn der Hamster gebissen. Sie halten Kriegsrat. Dann zieht der eine die Jacke aus, und während der andere mit einem dünnen Zweige den Hamster ärgert, wirft er die Jacke über ihn und sich darauf. „Ich hab'n, ich hab'n", schreit er. „Nun hol' ihn 'raus und faß' ihn ans Nackenfell." Das tut der andere auch, aber kreidebleich zieht er die Hand unter der Jacke hervor, steckt den Daumen in den Mund, tanzt von einem Beine auf das andere und heult dabei, daß ihm die blanken Tränen über das Gesicht laufen. Bestürzt springt sein Bruder auf. „Zeig' mal her", ruft er ängstlich und läßt sich den Daumen weisen. Schöne Bescherung, der Nagel ist glatt durchbissen, und das Blut läuft nur so heraus. Behutsam nimmt er seine Jacke mit dem Stöckchen auf, aber das Ungetüm ist verschwunden. Ganz begossen ziehen die beiden Jungen ab und erzählen zu Hause eine Mordsgeschichte von einem Tiere, so groß wie ein mittlerer Hund, mit Zähnen, ungelogen, so lang, und das brummte, wahrhaftig, wie ein Bär. Und der Vater schüttelt den Kopf und blättert den ganzen Brehm durch und meint: „Wenn es kein Dachs war, dann ist es wohl ein Vielfraß gewesen."

Der Hamster ist wütend nach Hause gegangen. Der Sonnenschein kommt ihm gar nicht mehr so hell und die Saat lange nicht mehr so grün vor wie vorher. Gleich beim ersten Ausgange und auf vollen Magen ein solches Abenteuer, das geht ihm wider den Strich, denn er liebt die Ruhe, und jede, auch die kleinste Aufregung ist ihm verhaßt. Wenn nur erst der Roggen so hoch wäre, daß er einem über den Rücken zusammenschlägt, das wäre gut. Es scheint wirklich ratsam zu sein, sich bei Tage nicht mehr sehen zu lassen. Aber die Nacht hat auch ihre Gefahren, und wer ein einziges Mal den Griff der Eule gefühlt hat, der verzichtet gern auf eine Wiederholung. Freilich, wenn eine Eule so dumm ist, daß sie sich an einem alten Hamster vergreift, und faßt ihn dabei noch ganz hinten, dann braucht

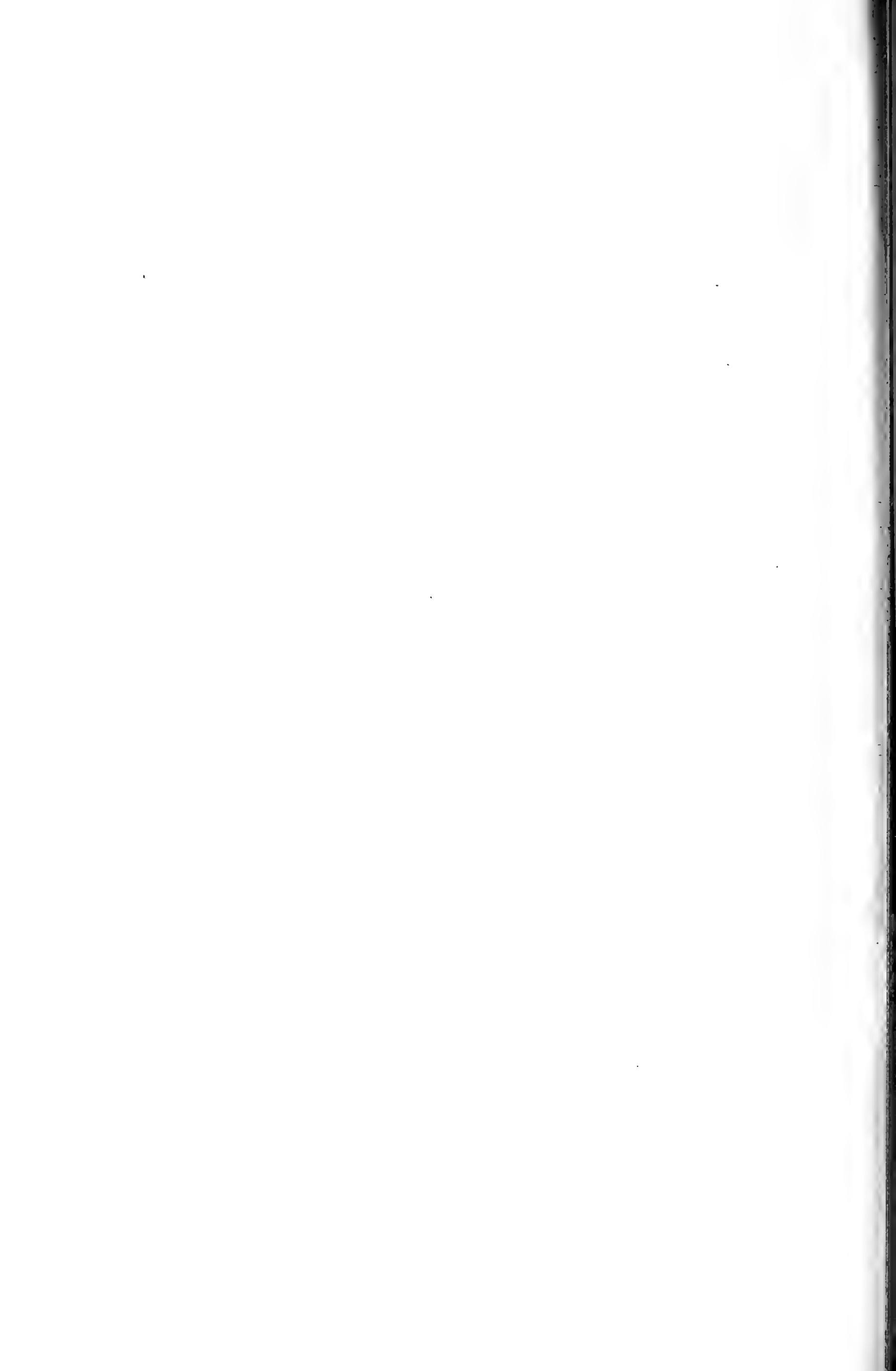
sie sich nicht zu wundern, daß sie fortan die Mäuse nur mit einem Fuße greifen muß, weil der andere für immer steif blieb, denn wo des Hamsters Zähne hinfassen, da krachen die Knochen. Das hat auch das Hermelin im Oktober erfahren müssen, als es den Dickkopf anfiel und ihm die Zähne in die Schlagader setzen wollte. Er aber zog den Kopf ein, und so faßte es vorbei, und es gab eine wilde Balgerei, daß der Turmfalke erstaunt in der Luft hängen blieb, und als das Wiesel abzog, schleppte es das Hinterteil auf der Erde hin, und zwei Tage später kamen die Totengräber und rodeten es ein.

Ach ja, das Leben ist nicht einfach, und am besten ist es, man bleibt zu Hause, so lange wenigstens, bis das Feld Deckung genug bietet. Wie schön ist es im Mai, wenn der Roggen wie eine Mauer bollwerkt und überall Nester mit Eiern und fette Raupen und dicke Käfer und junge Mäuse sitzen, zart und süß, und späterhin, wenn die Halme die Köpfe hängen lassen, und wenn die Bohnen so dicht stehen, daß die Sonne sich Mühe geben muß, will sie bis auf den Boden reichen, und wenn die Gerste erst Körner und der Hafer Milch hat, wenn der Roggen anreift und die Bohnen mehlig werden, dann ist doch die allerschönste Zeit. Dann ist der Tisch überall gedeckt, dann trägt jeder Halm Brot und jeder Stengel Zukost, und wo man hinsieht, sitzt ein knusperiger Grashüpfer oder eine saftige Heuschrecke, und junge Lerchen sind in Hülle und Fülle da. Mürrisch kriecht der Hamster in sein Ausgangsrohr, denn seine Fluchtröhre hat er noch nicht geöffnet. Er schüttelt sein Lager auf, ordnet die Grasblätter, dreht sich achtmal darin umher, rollt sich zusammen und will seinen Ärger verschlafen. Da ist ihm so, als wenn es hinter ihm ruschelt. Sollte da irgendein Eindringling bei seinen Vorräten sein? Ärgerlich schlüpft er in seine Vorratskammer hinein, sich so dick machend, daß er den Ausgang versperrt. Das fehlte noch gerade! Während er draußen Ärger und Unruhe hatte, sitzt hier eine Maus und frißt sich in aller Seelenruhe satt. Jetzt freilich fährt sie in voller Angst hin und her, denn das Schnarchen des Hamsters erschreckt sie zu sehr, und fährt so lange hin und her, bis sie nicht mehr kann und am



Freund Griesgram sonnt sich

Phot. Graf Münster



ganzen Leibe zitternd sitzen bleibt. Und da fährt der Eigentümer zu, und mit schrillem Piepsen gibt sie ihr Leben auf. Ärger zehrt, auch beim Hamster, und so frißt er die Maus auf, stopft sein Ausgangsrohr wieder notdürftig zu und verschläft die nächsten Tage, denn der Wind hat sich gedreht und bringt neuen Frost aus dem Osten. Und so schläft er, bis ihn der Hunger weckt, und schläft wieder und frißt sich abermals kugelrund und treibt das so lange, bis der östliche Wind samt dem Froste verschwinden und die Luft wieder weich und lau über dem Felde steht.

Jetzt ist es entschieden schon besser draußen als beim letzten Male. Wenn der Roggen wächst, dann wächst er auch gründlich, und der Klee schränkt sich schon. Das Feld ist nicht mehr so kahl, der Rain nicht mehr so fahl, das Gras im Graben ist nicht mehr so mager, und die Böschung ist fett von allerlei Kräutern. Der Tag war heiß, und der Abend ist warm, der Gundermann duftet, die Taubnessel blüht, es ist so herrlich auf der Welt, daß sogar ein alter Hamster sich nach Gesellschaft sehnt. Sonst liegt ihm nicht viel daran. Wo zwei Hamster sind, wollen zwei satt werden; ist nur einer da, behält er alles für sich. Was ruschelt denn dort in der Saat, was krabbelt denn hier in dem Klee? Was knabbert so heimlich und knuspert so verstohlen?

Eine Maus ist es nicht und keine Wühlratte. Wie geht der Wind? Der Hamster richtet sich auf und schnuppert, und dann schleicht er sich im Bogen nach links und schnuppert wieder, und dann wird er schneller, trippelt eiliger, und dann ist er bei dem Hamsterweibchen und wird zärtlich, und sie wird grob, und er wird zärtlicher, und sie wird gröber, und er wird immer zudringlicher, und wie ihr alle Grobheit nichts hilft, da rennt sie davon, und er eilt ihr nach, durch die grüne Saat, über den Klee, den Weg entlang, in den Graben hinein, daß das Käuzchen auf dem Grenzstein verwundert knixt und macht, daß es fortkommt, denn die beiden Liebesleute jagen ihm alle Mäuse fort.

Oder sind es drei? Ja, es sind drei, denn aus der Wasserfurche tauchte noch ein Hamster auf und ladet sich zu dem lustigen Spiele

ein. Das paßt dem alten Hamster aber gar nicht, und fauchend richtet er sich auf und erwartet den Nebenbuhler. Aber der hat Mut und bleibt hochaufgerichtet stehen, denn es ist auch ein altes Männchen. Und da fällt es dem ersteren ein, daß er das Weibchen gar nicht mehr hört, und eilig trippelt er auf dessen Spur weiter, und hinter ihm her schnauft der andere. Da ist das Weibchen! Es verspeist gerade eine junge Maus. Zwei Anbeter auf einmal, das ist einer zu viel. Wer ist wohl der Beste? Der zuerst da war, das ist ein Hamster, wie sie alle sind, jeder Fleck am rechten Orte. Der andere aber ist kohlschwarz von oben bis unten, und nur seine Kehle leuchtet silbern. Aber es wird sich schon von selber herausstellen, wer der Beste ist, denn jetzt haben sie es mit der Wut bekommen, sie schnarchen beträchtlich, murren erheblich, fauchen sich giftig an, springen gegeneinander an, fassen sich und wälzen sich in wildem Wirbel, daß das Käuzchen herbeifliegt, auf dem Wegweiser fußt und Lärm über die beiden Krakehler schlägt, die sich hier so ungesittet benehmen.

Aber der Kampf ist jetzt auch zu Ende; zerbissen und zerkratzt weicht das schwarze Männchen und schlüpft in seiner Bestürzung mit dem Winde die Wasserfurche entlang und rennt gerade der Füchsin in den Rachen, in dem schon zwölf Mäuse und zwei Junghasen baumeln. Das bunte Männchen aber hetzt sein Weibchen so lange im Kreise umher, bis es einsieht, daß alles Sträuben auf die Dauer doch keinen Zweck hat.

Am anderen Abend murkst das Männchen wieder allein im Felde umher. Wo das Weibchen von gestern Nacht ist, das weiß er nicht; es ist ihm auch ganz gleichgültig. Das erste Wort hat der Magen, und will das Herz sein Recht nun, Weibchen gibt es hier genug, alte und junge, gefällige und spröde, und ist es nicht das eine, so ist es ein anderes. Freilich gibt es auch Männchen genug, jährige, die sofort ausrücken, wenn der alte Hamster auftaucht, überjährige, die nur langsam das Feld räumen, dreijährige, die es auf eine kurze Rauferei ankommen lassen, und ganz alte, mit denen es eine ganz gehörige Katzbalgerei gibt, ehe sie Reißaus nehmen, wenn es nicht

umgekehrt ausgeht, was auch vorkommt. Da ist besonders ein ganz starkes Männchen, oben rein gelb, wie reifer Roggen, und unten silbergrau, wie das Blatt der Bohne; als das alte Männchen mit dem um ein hübsches junges Weibchen aneinander geriet, setzte es tüchtige Püffe und gehörige Schmisse, und das blonde Männchen behauptete den Platz und behielt das Weibchen. Dafür jagte das andere Männchen dann einem Junghamster ein altes Weibchen ab und kam so auch zu seinem Rechte.

Schließlich nahm diese aufregende Zeit ein Ende, und der Hamster war froh, daß es so war; die Rückenknochen standen ihm durch die Haut, sein Balg war zerzaust, seine Lippen zerbissen, seine Nase zerschunden, es war Zeit, daß er daran dachte, sich wieder herauszufuttern. Und das besorgte er auf das gründlichste.

Der Ärger zehrt, die Liebe aber noch mehr; der Ärger macht hungrig, die Liebe mager, und so strich er im Felde umher und füllte sein Ränzlein und setzte Speck an, bis ihm die Haut wieder stramm saß und sein Balg wieder glatt und blank wurde bis auf eine Schramme über der Nase, die ihm die Zähne des blonden Männchens rissen. Denn von Tag zu Tag läßt es sich jetzt besser leben; es gibt schon junge Wurzeln und frische Erbsen, wo man kratzt, sitzen Käfer, wo man schnüffelt, springen Heuhüpfer, die Lerchen haben Eier und die Mäuse Junge, die fetten, die saftigen Tage sind da! Pirscht auch der Fuchs die Koppelwege entlang, schleicht auch der Steinmarder den Rain hinauf, huscht auch der Iltis in der Wasserfurche, sie reißen nur die jüngeren Hamster, den alten bekommen sie nicht, denn wenn es irgend geht, hält er sich in dichter Deckung, und auch vor dem Habicht, der Weihe und dem Kauze weiß er sich zu wahren.

Der Rand des Ährenfeldes wird bunt, Tremse, Rade und Rittersporn blühen, die Sommergerste reift, der Roggen läßt die Ähren hängen, die Kartoffeln schmücken sich mit lichten Blumen; der alte Hamster denkt an den langen Winter. Jede reife Ähre hülst er sorgfältig aus und stopft mit den Körnern die Backentaschen voll, daß sie ihm weit vom Kopfe abstehen; dann trippelt er zum Bau,

stürzt sich kopfüber in das Fallrohr und leert in der Vorratskammer seine Backentaschen aus. Die halbe Nacht ist er damit im Gange, und schon am Nachmittage schleicht er im Halmdickicht umher, sucht sich die reifen Halme aus, beißt sie ab und beraubt sie der Frucht; überall zeugen kleine Spreuhäufchen von seiner emsigen Tätigkeit. Aber dann kommt noch einmal die Unruhe über ihn, die ihn im Frühling packte, und er setzt hinter dem Weibchen her und balgt sich mit den Männchen und wird wieder ruppig und struppig wie im Frühling. Aber er wird dieses Mal schneller wieder rund und glatt als damals, denn reicher ist sein Tisch gedeckt, und er braucht keine weiten Wege mehr zu machen, um Magen und Backentaschen vollzüstopfen, und wenn es jetzt auch überall von Junghamstern wimmelt, denn es ist schon der zweite trockene Sommer, und vielerlei Arten von Mäusen in Unmassen sind da, es trägt ja jeder Halm eine Ähre, jeder Bohnenstengel viele Schoten, und so gibt es Nahrung und Vorrat genug für sie alle. Der Bauer ist freilich anderer Ansicht; er füttert seine Katzen schon lange nicht mehr und gibt seinen Hunden nur halb satt, damit sie mausen gehen, und wo seine Söhne und der Knecht einen Hamsterbau finden, da stellen sie Schnappschlingen und legen Ratteneisen oder graben alte Töpfe davor ein, in die die jungen, dummen Hamster hineinfallen, und sie werfen Giftweizen in die Furchen, und mancher Hamster erliegt ihm.

Den alten Hamster bekommen sie aber nicht, denn er hat seinen Bau in der Mitte des großen Viehbohnenschlages, die so dicht stehen, daß kaum ein Feldhuhn zwischen den Stengeln durchschlüpfen kann. Sechs Fuß tief im harten Mergel liegt die Schlafhöhle; in regnerischen Zeiten, wenn der Boden weich war, grub der Hamster; jetzt ist der Boden dort wie Stein. Geräumig und sauber ist die Schlafhöhle und weich mit alten, zernagten Grasblättern gepolstert, und um sie her liegen vier große Vorratskammern, die über hundert Pfund Frucht fassen können. Eng sind die Eingänge zu ihnen, und ist der Hamster einmal in Gefahr, ausgegraben zu werden, so zieht er sich dahin zurück und verklüftet sich, bis die Luft wieder rein ist.

Vorläufig hat es damit noch keine Not, denn erst muß die Gerste fort und der Roggen, und dann fällt der Weizen und der Hafer, und zuletzt kommen die Bohnen an die Reihe, und dann hat der Bauer so viel zu tun, daß er an die Hamster kaum mehr denkt. Nur von den Hunden und Katzen droht dem Hamster jetzt Gefahr, aber am Tage, wenn die Hunde im Felde herumschnüffeln, steckt der Alte im dichtesten Ährenfelde, und die Katzen scheuen den Nachttau und halten sich mehr auf den Wegen. Eine begegnete ihm morgens früh, als er mit strotzend gefüllten Maultaschen nach seinem Bohnenstücke wollte, und sie verlegte ihm den Weg. Schnell richtete er sich auf die Keulen, schnarchte gefährlich, fuhr mit den Vorderpfoten an seinen Kopfseiten entlang und entleerte seine Backentaschen, und als die Katze näherkam, sprang er so wütend gegen sie an, daß sie entsetzt zurückfuhr, denn es war erst eine halbwüchsige, und da schlüpfte er schnell zwischen den Weizen und verschwand, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholt hatte.

Es nimmt aber alles einmal ein Ende, auch die stille Zeit, und es kommt der Tag, da die Sense nicht nur in der Frühe im Klee klingt, sondern den ganzen Tag im Gange ist. Wo die Gerste stand, glitzert die Stoppel, und der Bauer geht darüber und zeigt dem Kleinknecht die mit Spreu bedeckten Erdflecke, die die Hamsterbaue kenntlich machen, und der Knecht steckt Zweige daneben. Nachmittags fährt er die Wassertonne über das Feld, und wo ein Hamsterbau ist, da wird der Kran aufgedreht, und das Wasser pladdert in das Fallrohr, und ein pudelnasser Hamster oder eine Alte mit ihren Jungen kommen herausgestürzt und werden von den Hunden so langgezogen, daß kein Platz mehr für das Leben bleibt. Die Knechte freuen sich: gutes Hamsterjahr, gutes Groschenjahr, denn für jeden alten Hamster gibt es zehn Pfennig vom Bauer und für einen jungen die Hälfte, und den ganzen Sonntag sind sie mit dem Spaten und den Hunden auf der Stoppel. Heinrich, der Großknecht, versteht sich auf die Kunst; er nimmt zwei lange Enden dicken Drahtes mit, und die führt er in die Röhren, damit er diese beim Graben immer wieder findet, denn oft gehen sie im Bogen oder im Winkel, wenn der Boden

steinig oder die Mergelschicht zu hart ist. Das Geschäft lohnt sich allmählich; aus der Stadt kommen Teckel- und Terrierzüchter, helfen im Schweiße ihres Angesichts graben, und hinterher gibt es ein hübsches Trinkgeld von den Hundebesitzern, die froh sind, auf so bequeme Art ihre Hunde arbeiten lassen zu können. Außerdem findet sich noch ein Naturforscher ein, der von den toten Hamstern das Ungeziefer absucht und den Knechten erzählt, daß auf dem Hamster eine Milbe schmarotze, auf der wieder eine andere Milbe lebe, und er ist sehr vergnügt, daß er den sekundären Parasiten findet, und gibt dem Großknecht zwei und dem anderen eine Mark; und die danken schön und grinsen und denken von den Stadtleuten danach noch geringer als vorher.

Der Bauer ist kein Freund von neuen Moden, aber nachdem der Roggen und der Weizen herunter ist, sieht er ein, daß er mit Fallen, Spaten und Wasserfaß die Hamster nicht los wird, zumal die lange Trockenheit den Mergel so hartgebacken hat, daß er kaum mit der Spitzhacke zu brechen ist. So liest er denn dreimal langsam und bedächtig in der landwirtschaftlichen Zeitung den Aufsatz über Hamstervernichtung mit Schwefelkohlenstoff, holt sich mehrere Kannen von dem giftigen Zeug und geht mit seinen Leuten los. Alle alten Lumpen, die aufzutreiben sind, werden mitgenommen. Wo ein Hamsterbau ist, wird ein Lappen getränkt, mit einem dicken Draht tief in den Bau geschoben, dann wird ins Ausgangs- und Fallrohr Erde geschüttet und festgestampft, und es geht zum nächsten Bau, wo ebenso gearbeitet wird, und als siebenhundert Baue mit der Mordluft gefüllt sind, sagt der Bauer: „Dat hett battet! Nu sünd wi dat Untüg los!"

Das stimmte zum Teil; viele Hundert Hamster erstickten unter der Erde und faulen dort. Als die Bohnen eingefahren waren, goß es so abscheulich, daß die Knechte, die auch sonst Arbeit genug hatten, keine Lust mehr hatten, Hamster auszurotten, und als besseres Wetter wurde, hatte der Regen die Erdflecke und die Fährten der Hamsterbaue so verwischt, daß mancher übersehen wurde, und darunter auch der alte Hamster, der sechs Fuß tief unter der Erde bei seinen Vorräten liegt und schläft, bis daß die Lerchen wieder singen und der Huflattich blüht.

In Risch und Rohr

Die Rohrweihe

In den gewaltigen Schwarzpappeln an dem Wasserdurchlasse der Landstraße, deren Kronen, erfüllt von aufblühenden Kätzchen, wie eine purpurne Wolke vor dem Kiefernwalde stehen, pfeifen und schnalzen die Stare. Die graue Bachstelze trippelt über die gelbe Steinmauer und schnappt nach Mücken und Käferchen, im Weidengebüsch kichern die Sumpfmeisen, kräftig schlagen die Finken, und lustig singt der Baumläufer, den bunten Flechtenüberzug der rissigen Pappelstämme nach Spinnen und jungen Raupen absuchend.

Blank und glatt wie ein Spiegel liegt der See da. Hier und da quirlen die Ukleis, verwehte Fliegen von der Wasserfläche schlürfend, in der sumpfigen Bucht über den versunkenen Dickichten der Wasseraloe rudern murrend die Grasfrösche, und in dem Zuflusse schlagen die laichenden Hechte. Dort und da vor den gelben, vom Wintersturme zerzausten Rohrrändern zeigen sich die grünen Dolchspitzen der frischen Schosse, und zwischen ihnen rudert, kopfnickend und hin und wieder einen Jubelruf in die Weite schickend, ein Wasserhuhnpaar, während in der Mitte des Sees ein fischendes Haubentaucherpaar silberne Kringel auf dem klaren Spiegel hervorruft und ab und zu mit rauhem Jauchzen das Pfeifen der Stare durchbricht.

Warum schrie das Wasserhuhn eben so schrill auf und flattert eilig durch die Binsen in das Rohrdickicht? Weshalb taumeln die Kiebitze mit schneidendem Wehklagen über die Fledderwiesen am Ufer? Die Taucher versanken spurlos, die Enten, die im Schilf gründelten, sind fort, laut warnt der Buntspecht aus dem Kiefern-

forste, und heftig zetern die Meisen im Weidengebüsch, und die Bachstelze schwingt sich von dannen. Auch die Ukleis haben die Fliegensuche eingestellt, und sogar die Grasfrösche, die vor Liebeskoller verblödet sind, wimmeln ungeschickt durcheinander und zappeln in das Schilfgewirr.

Ein Schemen strich über das Rohr, ein Schatten fiel auf das Wasser, ein dünner Pfiff erscholl, ein klägliches Schreien erklang. Ein großer brauner Raubvogel streicht über die Fledderwiese, weht empor, schaukelt nieder, schwebt zurück, schwimmt über den Rohrwald, biegt um das Weidicht, hebt sich über die Birken, verschwindet bei den Schlehen, taucht in der Bucht wieder auf, rudert an dem Ufer entlang, klaftert über die Insel fort, ist fort, ist wieder da, hebt sich höher und höher, erlischt zum Fleckchen, kreist oben im Blau, zieht weite Ringe und kommt herabgeflattert, taumelt, als wären ihm die Schwingen zerschossen, überschlägt sich, stürzt fast bis auf die goldenen Kuhblumen in der Wiese, kreischt einen gellenden Katzenschrei, steigt mit angestrengten Flügelschlägen wieder empor, bis er fast auslischt in der Höhe, wird wieder hinabgeschleudert und steigt wieder empor, tief unten in den Wiesen abermals hinunterwirbelnd, nun hoch in der Luft und jetzt dicht über dem Boden das seltsame Spiel wiederholend, bis unter ihm ein zweiter großer Vogel dahinschaukelt.

Es ist wieder zurück von der Südlandsfahrt, das Rohrweiherpaar. Sie sind wieder da, der Enten Not, der Wasserhühner Tod, des Kiebitzes Angst, der Bekassine Schrecken, sind wieder angelangt in ihrer Jagd, das Entsetzen der Ralle, die Furcht des Wachtelkönigs, des Piepers Unglück und der Rohrammer Jammer, der Blindschleiche Verderben und des Frosches Greuel. Ein halbes Jahr lang wird wieder der Schatten ihrer Schwingen die Maus ängstigen und die Mooreidechse entsetzen, den Rohrsänger erschrecken und die gelbe Bachstelze erzittern lassen, ihr Pfiff wird das lustige Leben in das Röhricht jagen und ihr Schrei das frohe Treiben zur Tiefe scheuchen und heimlichen Tod und jähen Meuchelmord allem bringen, was



Der Sumpfniederung Schrecken

Phot. Fr. Moore



Schuppe und Feder und Haar und nackte Haut und Flügeldecken hat und es nicht versteht, rechtzeitig auf dem Grunde des Wassers oder im Wirrwarr des Schilfes zu verschwinden, oder zum Stein oder Erdkloße zu werden, bis der breite Schatten vorübergeschwenkt ist. Der Uferläufer wird seine bunten Eier nicht wiederfinden, kehrt er zum Neste zurück, der Regenpfeifer vergebens seine Jungen suchen, wo der braune Tod vorbeischwebte, und Jammer und Wehgeschrei wird sein Tag für Tag von diesem Märzmorgen bis zu einem Herbstabend, da die Gespenster verschwinden.

Durch das fahlgrüne Gras der Wiese stolpert in ungeschickten Sätzen ein Grasfrosch; stier blicken seine Augen, bläulicher Glast schillert in seinen Flanken; toll ist er vor Liebe und dumm vor Sehnsucht. Dort hinten in der Schilfbucht surrt und murrt, pladdert und quaddert es, wie das Summen aus einem riesigen Bienenschwarme tönt es von dort heran, und dahin zieht es den Frosch mit tödlicher Gewalt, treibt ihn mitten über die kahle Fläche, in der kein Tümpelchen, keine Wasserrinne Schutz bietet und kein Gestrüpp Unterschlupf. Da schwenkt es heran in geisterhaftem Fluge, schaukelt es lautlos hernieder, lange gelbe Griffe strecken sich vor, scharfe schwarze Krallen zucken zusammen, und aus ist es für den Frosch mit aller Liebessucht und allem Sehnsuchtsweh. Lang durch die Wiese zieht sich ein Graben, darin manscht und plantscht es. Ein liebestoller Junghecht ist auf der Wanderung im Schlamm gestrandet. Seine Hoffnung wird sich nicht erfüllen; er wird nicht bis dahin kommen, wo ein Weibchen ihn erwartet, nicht wird er sich an ihren bunten Seiten reiben und nicht das Zittern ihrer Flossen zu sich hinüberwellen fühlen, denn schon senkt sich das Wiesengespenst auf ihn herab und schlägt ihm die Krallen in den stahlgrauen Rücken. Am Uferabhange hebt sich der Sand; etwas Schwarzes wühlt sich heraus, rutscht herab, rast in das Gestrüpp, murkst dort umher, raschelt da herum, und quiekend und fauchend jagt es das Weibchen vor sich her, es nach der Wiese hin treibend. Aber wieder senkt sich das braune Unheil hernieder, und aus und alle ist es mit dem Minnegetändel des Maulwurfpaares.

Frühling, süßer Frühling, der du die Liebe bringst, den bitteren Tod hältst du in derselben Hand. Ihr beiden bunten Finkenhähne, die ihr den Waldrand von dem Doppelklange eures Geschmetters klingen ließet, warum fochtet ihr euren Strauß um das Weibchen nicht im Schutze der treuen Kiefernkronen aus, weshalb taumeltet ihr, verbissen und verkrallt, blind und taub in schrägem Geflatter auf das freie Land und sahet nicht den schmalen, breiten, braunen Strich mit dem gelben, blaugespitzten Flecke darin, der näher und näher schwamm und breiter und größer ward, aus runden, umschleierten Augen euch anstarrte und spitze Krallen in eure warmen Leiber schlug? Nun kleben euer beider Federn im braunen Treibholze und ziehen über den See, die Fische narrend. Und du, Eidechsenmännchen mit dem prächtig zimtroten Rücken und den herrlich smaragdgrünen Seiten, konntest du dein graues Liebchen nicht dort liebkosen, wo der Schlehdorn sein wehrhaftes Gezweige schützend über euch hält? Aber die Raserei der Liebe trieb dich, den eines Grashalmes Knistern sonst in das Erdloch jagt, auf den freien Sand, und das braune Unheil warf seinen Schatten über dich und die Deine und goß aus acht Krallen des Todes Bitternis in der Liebe Süßigkeit. Und was trieb dich, Otter mit dem Giftzahn, aus dem hohen Heidekraut heraus auf den Sandweg, und warum schlangst du dort deinen grauen Leib durch das lohbraune Geringel deines Weibchens, wo doch dicht bei euch durchwärmtes Sandrohrgewirr euch geschützt hätte vor dem düsteren Unheil, das mit kaltem Tod eure heiße Liebe kühlte?

Rechts und links am Seeufer entlang schweben die beiden Weihen, und ihrer Fittiche Schatten tötet. Bis daß auch in den beiden Mördern wieder das lebendig wird, was aus der Stare Pfeifen erklingt und dem Murren der Frösche sich entringt, sich das eine wieder turmhoch hinaufschraubt und keckernd und kreischend da hinabtaumelt, wo aus dem fahlen Röhricht das dünne Quieken ertönt, und jählings zappeln die Frösche zu Grunde, denn im raschelnden Rohre beginnt ein Schlagen von Schwingen und ein Knistern

von Stengeln, denn wenn die Liebe des Mörderpaares auch heimlich ist und sie ihre Lust im Verstecke hoher Halme und langer Blätter büßen, ihrer Schwingen Schlag zerbricht die dürren Stengel und zerfetzt das morsche Laub des hohen Ampfers, bis, satt des Mordes, müde der Liebe, das Paar des Tages Helle verdämmert.

Mit rotseidenem Tuche weist die Sonne dem Tage den Weg in die Nacht. Heller pfeifen die Stare, lauter murren die Frösche; nachdenklich wiegen die Kiefern die Kronen, das Rohr flüstert von heimlichen Dingen, und verstohlen schütteln die Nebelfrauen die verschleierten Häupter. Da erheben die Rohrweihen wieder ihr Gefieder und schaukeln über ihre Jagd, mit langsamen Flügelschlägen den Nebel zerteilend, plötzlich auftauchend aus dem milchgrauen Brodem und wieder darin verschwindend. Die dicke, schwarze Wühlratte, die eilig aus dem Schilfe hastet, um dem Weidicht zuzurennen, wird von dem Weihenmännchen ergriffen und gibt schrill quiekend ihr Leben auf. Das Weihenweibchen hat noch besseren Fraß gefunden. Es eräugte die Häsin, die aus dem Sandrohrgestrüpp hervorhoppelte; lautlos schwebte der Räuber heran und schlug die beiden hilflosen Junghäschen, die mit angelegten Lauschern, braunen Erdschollen ähnlich, in dem Gewirre der gelben Halme schliefen. Und jetzt, wo der Uferrasen mit den Resten des Mahles bedeckt ist und der leise Abendwind die grauen Flöckchen umherwirbelt, beginnt das Männchen wieder sein tolles Minnespiel, bis im Holze die Waldohreulen unken, im Röhricht die Dommel brummt und über dem See das Geklingel der streichenden Enten das Nahen der Nacht ankündigt, die den letzten hellen Schein von dem See fortwischt und Himmel und Erde zusammenspinnt.

Kaum, daß im Osten der Tag sein rotes Banner schwenkt, als noch der Nebel schwer und dicht über dem Seebecken liegt, alle Himmelsziegen noch meckern und die Eulen immer noch unken, schaukelt die Weihe schon wieder über das Wiesenland, greift den Pieper im taunassen Grase, schlägt die Spitzmaus im Röhricht und hebt das Froschpaar aus der Pfütze, und am Ufer des Sees entlang

schwebt ihr Genosse hin, nimmt am Rande des Ackers die Maulwurfsgrille auf, greift die Waldmaus, die hastig über den Sand springt, und meuchelt am Abhange die Heidlerche, bis das wilde Werben des Männchens, sein gellendes Kreischen und seines Balzfluges Gegaukel es wieder gefügig macht und es sich in das Rohrgewirre treiben läßt. Tag für Tag geht so das wilde, laute Minnespiel in dem Seebecken zwischen den Kiefernwäldern vor sich, und Tag für Tag jagt das Paar heimlichen Fluges am Strand entlang und über den Wiesen, alles schlagend, was schwächer ist als sie selber.

Wo der See sich in schwimmende Wiesen umgewandelt hat, die keinen Menschenfuß tragen, wo unter der schwankenden Grasnarbe die Moorhexe im tiefen, weichen Schlamme lauert, ragt ein wirres Gestrüpp von Schilf, Kalmus, Ampfer und Binsen. Dort bauen die Weihen ihren Horst. Weit und breit ist er und hoch, damit, wenn der Wind steif gegen die Bucht weht und das Wasser in die Höhe treibt, die Flut den Horst nicht durchweichen kann. Aus dürren Zweigen und toten Stengeln ist er locker aufgestapelt, als wäre es Genist, das die Welle anspülte und der Wind zerwirbelte. In der Nestmulde aus toten Grasblättern und Binsenhalmen liegen die grünlichweißen Eier; sie brauchen keine Schutzfarbe, denn hoch türmt sich das gelbe Gestrüpp über sie, und zudem deckt sie der braune Rücken des brütenden Weibchens, welches das Männchen, ab und zu seinen Raubzug unterbrechend, mit wildem Balzfluge unterhält, als müßte es heute noch um seine Gunst werben. Aber dann bersten die Schalen, sechs grauweiße, breitschnäblige, glotzäugige Wollklumpen, unbehilflich und plump, entschlüpfen ihnen, und nun ist es aus mit Minnegetändel und Balzgeflatter, denn von früh bis spät fällt den alten Weihen das hungrige Gepiepe ihrer Brut auf das Herz und treibt sie vom Lerchenstieg bis zur Uhlenflucht auf Raub. Nun wahrt euch, ihr Jungenten im Schilfe, und haltet euch in Deckung! Zwölfe waret ihr, sechs seid ihr noch; die Hälfte von euch verschwand im Rachen der Jungweihen. Hütet euch, ihr Kiebitze, sieh dich vor,

Rohrhuhn, habe acht, Ralle, und passe auf, Rebhuhn, daß dir der braune Tod nicht zum zweiten Male die Eier aussäuft, oder die letzten von deinen Jungen davonträgt. Verlasse dich nicht zu sehr auf deiner Eier Schutzfarbe, Heidlerche, und du, Brachpieper, baue nicht zu sehr darauf, daß deine Kinder wie schimmelige Kotballen aussehen, das Wiesengespenst hat Augen, die alles sehen. Was klagt der Triel auf der Sandblöße, warum wehklagt die Ammer im Dornbusche, weshalb jammert die Bekassine so kläglich? Wo sind die Blindschleichen geblieben, die sich so gern auf dem warmen Moose sonnten, wo stecken die Eidechsen, die sonst über das Renntiermoos huschten, warum verstummen die dicken grünen Frösche und verschwinden mit Angstgequieke, und warum geben die Fische ihr Werfen auf? Die Weihe war dort, die Weihe ist da, die Weihe naht heran, ihren Schatten hinter sich lassend und ihr Spiegelbild unter sich werfend. Die Rohrdrossel warnt, die Grasmücke schimpft, die Sumpfmeise zetert, der Uferläufer läßt seinen Notpfiff erklingen; wo die Weihe sich zeigt, verstummen die lustigen Lieder, hört das Hungergepiepe der Jungvögel auf, endet der Frösche Chorgesang im Röhricht und das Gezappel der laichenden Ukleis im Schilfe, und nur die Nacht allein gibt den Tieren der Seemulde Schutz vor dem Räuberpaare.

Der Juli ist da; überall, im Röhricht, in der Schilfdeckung, im Ufergebüsch, im Wiesengrase wimmelt es von Junggetier. Die Weihen leiden keinen Mangel. Ihrer sieben sind es jetzt; acht waren es, aber die eine achtete, als sie vor dem Rohre den abstehenden Brassen aufnehmen wollte, nicht darauf, daß dicht unter dem Wasserspiegel ein langer, breiter Kopf lauerte und zwei stiere Augen sie herannahen sahen. Und als sie die Krallen in den verendenden Fisch schlagen wollte, da öffnete sich das Wasser, ein riesiger Rachen faßte sie und zog sie herab, aber gleich darauf tauchte sie tot wieder empor, denn zu viel Federn hatte sie für den Geschmack des uralten Hechtes, dem manches Rohrhuhn, manche Jungente schon zum Opfer gefallen war. Die sieben anderen Weihen aber schaukeln jeden Morgen und jeden Abend am Ufer entlang und über die Wiesen hin und holen

sich ihren Zehnten von allem, was jung und unbeholfen, unachtsam oder verträumt ist. Die Altente, die ihr halbflügges Schof aus dem Bruche dem See zuführen will, flattert wild umher und quarrt jämmerlich, aber es hilft ihren Jungen nicht, daß sie sich drücken, zwei davon greifen die Weihen. Tag für Tag kreischen und schreien die Trauerseeschwalben über dem scharfen Blätterdickichte der Wasseraloe und stechen auf die Weihen, aber Tag für Tag rauben die dort. Der Flug von zwölf Kiebitzen, der über die Wiesen taumelt, besteht nur aus alten Stücken, denen die Weihen ihre Jungen nahmen. Der Wachtelkönig brachte zehn Kleine aus; drei davon sind noch am Leben. Das Zwergsumpfhuhn führte acht Dunenjunge; heute hat es nur noch zwei davon. Das Wasserhuhn zieht allein seine Brut auf, denn den Gatten nahm ihm die Weihe. Sieben Erpel sind Witwer geworden; ihr Weibchen schlug der braune Tod. Die Birkhenne im Bruche warnte vergebens, und nutzlos war des Wasserläufers Trillerpfiff, das Wiesengespenst fand das junge Birkwild zwischen den Wollgrasbülten und suchte die jungen Wasserläufer aus dem Riedgrase heraus.

Dann, eines Tages, ist Frieden in dem Seebecken. Fort sind die Weihen. Morgen oder übermorgen läßt sich Ersatz sehen, der aus den fernen Tundren zureiste, aber tags darauf ist er verschwunden. Zwar jagt der Habicht hier noch, raubt der Sperber, fliegen Gabelweih und Baumfalke auf Raub aus, aber nicht so planmäßig wie die Weihen suchen sie das Gelände, nicht Tag für Tag streifen sie das Ufer und die Wiesen ab.

So kann alles, was dem See treu blieb, sich seines Lebens freuen bis zu dem Frühlingstage, wenn die Stare pfeifen und die Frösche murren und von irgendwoher der braune Tod wieder auftaucht.



Die Sumpfhühnchen

Vom Herbste bis in den Frühling hinein steht das Luch unter Wasser, eine Zufluchtsstätte für allerlei gefiedertes Volk bildend, das auf der Südlandsfahrt oder auf der Nordlandsreise hier Rast macht, vom Schwan bis zur Tauchente, vom Seeadler bis zum Zwergfalken.

Späterhin trocknen Wind und Sonne es größtenteils aus, doch bleibt der Boden immer noch so lose und morastig, und so viele Lachen und Kolke stehen an den tiefen Stellen, und so viel Schlamm und Schlick bedecken es, daß der Mensch ihm ferne bleibt, zumal vom Mai bis in den Spätsommer hinein, wo das stechende Geschmeiß in hellen Haufen über ihn herfällt, und in den Weidichten die Luchhexe, das scheußliche Unweib, lauert, um ihn anzupusten und ihm das Wechselfieber mit auf den Heimweg zu geben.

Darum ist das unheimliche Luch eine heimliche Stätte für allerlei Getier, das dem Menschen gerne weit aus dem Wege geht. Dort hat der Otter seinen Bau, schleicht der Nerz noch umher, bergen sich Iltis und Fuchs. Die beiden Dommeln brüten dort noch, die Wildgans und der Kranich, dort fischen in dem braunen Wasser, das so müde und faul dahinschleicht, Reiher und Schwarzstorch, bauen auf den schwimmenden Inseln, die die Wasserschere auf den Kolken bildet, die Moorschwalben ihre Nester, schaukelt die Rohrmeise dahin, geistert die Mooreule umher, und bebt die Luft abends von dem Geplärre der Frösche, dem Geklingel der Enten und dem Gemecker der Himmelsziegen.

Mitten in dem Luche liegt ein unheimliches Gewässer, der Überrest eines gewaltigen Sees, der nach der Eiszeit die ganze Bodensenkung ausfüllte. Schwimmendes Grasland rahmt es ein, auf dem die Bülte von Riedgras, Binsen, Weidenbüsche und Erlgestrüpp mit den Horsten des Kunigundenkrautes und der Riesenwolfsmilch ein Verhau bilden, wie geschaffen für Geschöpfe, die es lieben, ihr Leben im verborgenen zu führen. Hier, wo es von Schnecken, Motten, Grashüpfern, Käfern und allerlei Larven wimmelt, ver-

bringen seltsame Vögelchen die schöne Jahreszeit, heimliche Wesen, die den Schatten der Weidenbüsche lieben, die drei Sumpfhühnchen, winzige Tiere, das stärkste von Starengröße, die beiden anderen Lerchen gleichkommend, Geschöpfchen, bis auf die größte Art, das Tüpfelhühnchen, kaum dem Jäger bekannt, der sich den Kopf darüber zerbricht, was das wohl für Tiere sein mögen, deren helles Pfeifen und Quieken er um sich herum hört, wenn er in der Dämmerung dem Bocke aufpaßt, der in dem Luche seinen Stand hat.

Denn erst um die Zeit, wenn die Sonne hinter dem Walde entschwindet und die Nebelfrauen über dem See ihren Reigen tanzen, fangen die Zwergrallen an, so recht aufzuleben. Dann huscht es hier und schlüpft es dort, rennt eilfertig dahin, klettert emsig dort, und überall raschelt und pfeift und quiekt es. Da, wo die Riesenwolfsmilch ihre mannshohen Stauden emporreckt, tritt ein schlankes Hähnchen heraus, krumm und geduckt, vorsichtig späht es umher und wird auf einmal so gerade wie ein Pfahl. Heftig wippt es mit dem Stummelschwänzchen, immer länger streckt es den Hals, läßt die Flügel hängen und stelzt, einen starken Doppelruf ausstoßend, dahin, wo unter den breiten Blättern des hohen Ampfers ein Weibchen eifrig dabei ist, die langschwänzigen Larven der Schlammfliegen aus den Moospolstern zu zupfen.

Ein hübsches Kerlchen ist der Hahn mit seinem gelben, rotabgesetzten Schnäbelchen, den dunklen Schmuckbinden dahinter, der hellgrauen Kehle und dem porzellanweiß getüpfelten Obergefieder, und trotz seiner Winzigkeit von so stolzer Haltung, als sei er und nicht sein gewaltiger Halbvetter, der Kranich, der da hinten im Moore der Sonne seinen Gruß nachruft, der Herr des Luchs, und alles müsse weichen, nahe er sich. Noch straffer reckt er sich, denn aus den Seggenbüschen tritt, stolz wie er selber, ein ähnliches Wesen, wird aber sofort ganz krumm und wendet hastig, sowie es ihn erblickt, denn das Mittelrallenhähnchen weiß, daß mit dem Tüpfelsumpfhahn nicht zu spaßen ist, und rettet sich schnell in das Grasdickicht hinein. Der andere aber schreitet weiter, herrisch das Weibchen anrufend, das so tut, als verstände es nicht, was er meine, um, wie der Hahn

schon dicht bei ihm ist, plötzlich in den Weidenbüschen unterzutauchen, und nun gibt es eine wilde Jagd, so hastig, so toll, als wenn ein Hermelin eine Ratte jagt, bis, als das Hähnchen schon meint, es sei am Ziele, irgendwoher ein Nebenbuhler da ist. Steif stehen sich beide gegenüber, eine Weile sich messend, ab und zu rufend, und sich langsam näherrückend, bis die Eifersucht sie schließlich gegeneinander stößt und es ein gefährliches Gefecht setzt, einen Kampf mit viel Schnabelgehacke und Fußgeprügel und Gezeter und Geflatter, aus dem das eine Männchen sich schließlich plustrig und flügellahm rettet und zusieht, ob es anderswo mehr Glück hat.

Überall, wo eins der Weibchen herumstöbert, setzt es solche Kämpfe ab, und sie werden von der winzigen Mittelralle und dem noch niedlicheren Zwerghühnchen genau so ernst genommen wie von dem Tüpfelhuhne, und des Gezänkes und Gezerres ist kein Ende, bevor die Hennen nicht auf den Eiern sitzen. Sie verstecken sie sehr sorgfältig, denn es gibt Liebhaber genug dafür im Luche, und für die Jungen erst recht. Darum baut die Henne im dichtesten Gestrüpp, wenn irgend möglich dort, wo Wasser es umgibt, und so verborgen, daß selbst die helläugige Weihe es nicht findet, die auf Vogelgelege so erpicht ist, zumal die Eier so gefärbt sind, daß sie mit dem Untergrunde völlig zusammenfließen. Sobald die Jungen aber ausgefallen sind und ihre Dunen getrocknet haben, verschwinden die winzigen, schwarzen Knirpse und schlüpfen wie Spitzmäuschen so flink in das allerverworrenste Gekräut, wo ihnen sogar die Rohrdommel, die heißhungrige, nichts anhaben kann, und selbst die dicken Frösche nicht, denen nichts heilig ist, was sie hinabwürgen können, und einzig und allein das Hermelin und die Wasserspitzmaus sind es, die ihnen Not bringen und einige davon erwischen. Doch jede Henne führt acht bis zehn Kücken und so fehlt es Jahr für Jahr nicht dem Luche an den heimlichen Vögelchen, die niemand sieht und keiner kennt, selbst die besten Vogelforscher nicht, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, die Vögel zu beobachten.

Es ist ja auch nicht so einfach, sie zu belauschen, und das meiste,

was wir von ihnen wissen, verdanken wir dem Pfarrer Brehm und dem Landwirte Naumann, den Vorkämpfern der wissenschaftlichen Vogelforschung in Deutschland, die Zeit, Mühe und Gesundheit dranwandten, in Sumpf und Moor Tage und Nächte zu verbringen, um die heimlichsten unserer Vögel zu beobachten, die da leben, wo auf morastigem Boden das Gekräut undurchsichtige Dickichte bildet und die Luft erfüllt ist von stechendem Geschmeiße, und von dem der Mensch nicht nur Beulen und Blasen geschenkt bekommt, sondern auch das böse Wechselfieber mit Schüttelfrost und kaltem Schweiß im Gefolge.

Und so ist es recht wenig, was wir von den Zwergrallen wissen, und gehen wir durch die Museen, so finden wir zumeist nur die größte Art, das Tüpfelhuhn, dort im Balge vertreten; die beiden anderen Arten aber glänzen durch Abwesenheit. Auch über ihre Verbreitung in Deutschland und weiterhin wissen wir nur Ungenaues. Das Tüpfelhuhn wird ab und zu bei der Jagd auf Jungenten von Hunden aufgestoßen und kommt so zu Schusse, auch auf der Hühnerjagd, wenn es auf dem Zuge in den Kartoffeln oder Rüben sich versteckte, von dem Jäger erbeutet, aber die wenigsten Jäger wissen, was das für ein Vogel ist, den ihnen der Hund bringt, und raten zwischen Star und Steppenhuhn herum. Auf die Mittelralle und das Zwerghühnchen macht der Jäger aber kaum einmal Dampf, weil er diese lerchengroßen Rallchen kaum beachtet, und da sie ein so verstecktes Leben führen wie Maus und Ratte, so sind diese fesselnden, eigenartigen und so reizend gefärbten Erscheinungen unserer Vogelwelt uns unbekannter in ihrer Lebensweise als Kondor und Kiwi.

Wir wissen nicht, wie sie ihr Gefieder verfärben, kennen den Übergang vom Dunenkleide zum Altersgewande nicht, haben keine Ahnung davon, ob sie auf dem Zuge sämtlich in Südeuropa bleiben, oder ob sie trotz ihrer erbärmlichen Flugwerkzeuge das Mittelländische Meer überfliegen, und was über ihr Benehmen und ihre Nahrung in den Büchern steht, das ist zumeist durch Beobachtung an gefangen gehaltenen Stücken gewonnen.

Und so leben in Deutschlands Lüchen und Brüchen noch zwei Vogelarten, die niemand kennt.

Der Haubensteißfuß

Die Landzunge, die wie ein kleines Vorgebirge in den See hineinragt, trägt heute noch den Flurnamen Galgenberg, obgleich es schon lange her ist, daß dort das schwarze Gerüst stand.

Hinter dem Galgenberge schneidet der See mit einer tiefen Bucht in das Wiesenland hinein. Rohr, Schilf, Kalmus, Riesenampfer und hohe Seggen bilden hier mit Weidengestrüpp einen mächtigen Wall, dessen Ränder je nach der Jahreszeit die Blumen von Schwertlilie, Wasserliesch, Uferwinde, Gold- und Blutweiderich schmücken.

Seerose und Mummel streiten sich um den ersten Schönheitspreis, Wasserknöterich und schwimmender Hahnenfuß um den zweiten. Den Grund bedecken die Rasen der Armleuchterpflanzen, und mehrere Arten von Laichkräutern bilden gewaltige Dickungen unter dem Wasser, während Krebsschere und Froschbiß mit dichtem Blätterteppich den Wasserspiegel überziehen, bis schließlich die Seebinse allein die Herrschaft behält, die einzige Pflanze, die dem Wellenschlage standhält.

Infolge ihres Reichtums an Sumpf- und Wasserpflanzen leben in der Bucht hinter dem Galgenberge mehr Tiere als an den übrigen Ufern des Sees. Nirgendswo schwirren so viele Wasserjungfern wie hier, und unter faulen Holzstücken finden sich zahlreiche Käfer. Hier schlüpft die Mollmaus, turnt die Zwergmaus, und wintertags, wenn der See übergefroren ist, verstecken sich Hase und Fuchs gern in dem dürren Röhricht.

Viele Vögel, kleine und große, leben in der Bucht, vier Arten Rohrsänger allein, dann die Rohrammer, die Stock-, Knäck-, Tafel-, Moor-, Löffel-, Spieß- und Kriekente, die große und die kleine Rohrdommel, die Wasserralle und das Tüpfelsumpfhuhn, das Bläßhuhn und das Teichhuhn. Auch die Rohrweihe brütet hier, jeden Tag sucht der schwarze Gabelweih nach abgestandenen Fischen, Sperber und Habicht rauben mit Vorliebe an den Rohrwänden entlang, und

nirgends übt der Reiher den Anstand lieber aus als dort. Im Herbste schlafen die Schwalben und Stare zu Tausenden im Rohrwalde, und im Winter suchen die nordischen Enten und Taucher mit Vorliebe die Bucht auf, in der es von Fischen, Schnecken und Würmern wimmelt.

Darum sucht sich auch der seltsamste Vogel, der auf dem See lebt, der Haubentaucher, alljährlich die Bucht zum Brutplatze aus. Hier ist er vor den Jägern sicher, denn ehe sie mit ihrem Kahne auf Schrotschußnähe heran sind, hat er tauchend längst das Röhricht erreicht, wo weder Kugel noch Hagel ihm etwas anhaben können. Wenn er auch am liebsten auf dem hohen See fischt und die Fischweid in der Bucht selbst den Tauchenten und Bläßhühnern überläßt, seine schwimmende Wiege baut er in der Bucht, und seine Brut zieht er dort auf, ehe er sie mit auf das blanke Wasser nimmt und sie die hohe Jagd im tiefen See lehrt und die Flucht vor den bösen Jägern.

Jedes Jahr um die Zeit, wenn das Rohr seine Dolche aus dem Wasser reckt, stellt er sich auf dem See ein. Niemals sehen ihn die Fischer kommen. Als schlechter Flieger reist er nachts. Eines Morgens ist er da. Mitten auf dem See schwimmt er, nicht ungeschickt und plump wie die Wasserhühner und Enten, die weit aus dem Wasser ragen, sondern wie ein Torpedoboot saust er dahin, nur einen schmalen Strich des Rückens, den langen Hals und den Kopf zeigend.

Aber was für einen Kopf auch! Es lohnt sich schon, den zu zeigen. Seltsam ist die weiße Stirnplatte des Bläßhuhnes und schnurrig des Teichhuhnes siegellackrote Stirn, herrlich des Moorerpels Kopfschmuck und prächtig des Stockerpels Hauptzier, aber gegen den Haubensteißfuß kommen sie alle nicht auf. Erstens die langen, dunkeln Federhörner über der Stirn, und dann der fuchsrote, schwarzbraun gesäumte Kragen um das silberweiße Gesicht, der ihm ein fremdes, unheimliches Aussehen gibt, und darin der dolchspitze, lange, rosenrote Schnabel.

Mögen die anderen leidliche Taucher und annehmbare Schwimmer sein, an ihn reichen sie nicht heran. Hat einer von ihnen so

praktische Schwimmfüße wie er? Wie ein Messer, so scharf sind die Läufe, und die gespaltenen Zehen tragen einen breiten, harten, hornigen Flossensaum und platte Nägel, wie sie sonst kein Vogel hat. Und dann der Leib! Platt und zugespitzt ist er, so daß er das Wasser wie ein Torpedo durchschneidet, und kein unnützer Ballast von Flügeln und Schwanz beschwert ihn. Wie Schuppen liegen die Federn an, und so dicht und fest sind sie, daß kein Wassertröpfchen auf die Haut gelangt. Der Pinguin und der Alk allein können mit ihm wetteifern an Zweckmäßigkeit des Körperbaues für die Taucherarbeit.

Darum ist das Tauchen auch seine Lust. Sein Jagdreich ist nicht von dieser Welt. Das seichte Schnattern auf der Oberfläche und das lächerliche Gründeln überläßt er den Enten und Wasserhühnern. Dort unten, wo das Tageslicht nur gebrochen in das Pflanzengewirr fällt, ist sein Gebiet, da übt er sein Recht aus. Wo der Hecht steht, wo der Aal wühlt, wo der Wels liegt und die Quappe kriecht, da ist er zu Hause. Da jagt er den Uklei und den Gründling, die Maräne und die Zärte; er weiß den Steinbeißer zu finden und den Krebs zu erwischen, und der Schwimmkäfer ist ebensowenig sicher vor ihm wie die Wasserjungfernlarve und der Pferdeegel.

Ihn hungert. Die Nacht war lang und die Reise beschwerlich. Auf dem steil aufgerichteten Halse wendet sich der seltsame Kopf blitzschnell hin und her. Federohren und Kragen legen sich fest an, der Schnabel senkt sich, der Hals krümmt sich, fort ist der Taucher, und das Wasser zieht Ringe. Zwanzig Fuß tief stießen die Füße den Taucher fast senkrecht hinab, dann wendet er und schwimmt, mit den Flügeln nachhelfend, geradeaus. Hier liegt das versunkene Segelboot, das vor zwei Jahren mit zwei jungen Burschen umschlug, hier liegt des Sees ältester Wels, und hier ist das tiefe Loch, in das die Unterströmung alles Faulende zusammenfegt. Darum krimmelt es da von Fischen.

Dicht über das veralgte Steuer des Bootes fährt der Vogel hin und quer über den Rücken des Welses fort; ehe sich der Tolpatsch

besinnt, ist der Taucher vorüber. Und jetzt mitten in das Gewimmel hinein, so dicht an den alten Barschen vorbei, daß sie entsetzt zur Seite prallen. Erst geradeaus. Die Fischbrut flieht. Mit zwei Flügelschlägen ist sie überholt. Der Taucher wendet, geht tiefer und kommt den Fischen entgegen. Der messerscharfe Schnabel faßt einen jungen Brassen über den Kopf; ein Ruck, und das Fischchen ist verschwunden. Und so geht es einem zweiten und einem dritten. Dann ein Flügelschlag, und der Taucher wiegt sich wieder auf dem Wasserspiegel, atmet, lockt einige Male laut und verschwindet abermals.

Wieder taucht er auf, verschwindet abermals und kehrt zurück, und nun ist er satt. Er stellt sich auf die platten Füße, richtet sich steil auf, schlägt mit den dürftigen Flügeln, putzt sein Gefieder und lockt. „Gröck, gröck", ruft er. Und dann schneller: „Gröckgröckgröck". Von der Bucht kommt Antwort, derselbe Laut, aber nicht so grob. Freudig ruft der Taucher und quarrt frohlockend sein heiseres „Kworr" hinterdrein, und von der Bucht wird ihm holde Antwort. Wie ein Kriegsschiff fährt er dahin, gleichmäßig, ohne Ruck und Zug, und das Weibchen steuert ihm entgegen.

Sieht es einer dem wilden Raubfischer an, ein wie zärtlicher Liebhaber er sein kann? Wie kokett er die Federohren sträubt und den Kragen spreizt, wie stolz er den Hals trägt, und wie hoch er jetzt auf dem Wasser liegt! Und wie er niedlich nicken und zierlich den Kopf wenden kann! Und wie süß sein helles Locken, und wie zärtlich sein tiefes Quarren klingt! Wer kann da widerstehen? Erst flieht sie einige Male, denn das schickt sich so, aber er holt sie ein und hält sie fest und bald darf er Seite an Seite bei ihr schwimmen, den Kopf auf ihren Rücken legen, den Hals um ihren Hals schlingen, darf alles tun, wonach ihn gelüstet. Und zum Schluß der Feier führt das Paar einen seltsamen Tanz auf. Hochaufgerichtet, mit den Flügeln schlagend, hell lockend und dumpf quarrend, stehen sie auf dem Wasser, schnäbeln sich, verschlingen die Hälse, und über den ganzen See klingt ihr Liebesduett.

Wonnige Tage folgen. Einmal nur stört sie Eifersucht und

Haß. Ein zweiter Hahn taucht auf und drängt sich zwischen das Ehepaar. Zwei Tage lang jagen, beißen und prügeln sich die Hähne auf dem See herum; am dritten streicht der Eindringling ab. Ein Schnabelhieb des Gegners traf ihn über das linke Auge, daß es in das rubinrote Auge herabsickerte. Da gab er sein Werben auf. Es war auch Zeit, denn die Taucherin hat keine Zeit mehr für Minnespiel und Liebesgetändel. Ernste Mutterpflichten harren ihrer. Es gilt die Wiege zu bauen.

Das lockere Rohrdickicht vor der Bucht dünkt ihr der beste Platz dazu. Sie schwimmt so geschickt dahin, daß sie einen dicken Rohrhalm unter sich hat, und mit einem Schnabeldruck knickt sie ihn um, daß seine Spitze in das Wasser taucht. So macht sie es mit vielen Halmen, bis dreißig Rohrhalme trichterförmig gegeneinander geneigt sind. Nun schleppt sie dürre Stengel von Rohr und Schilf heran, schichtet sie kreuz und quer auf, ordnet sie, flicht sie zusammen und tritt sie fest. Aber das ist noch nicht die ganze Wiege, das ist erst der Unterbau, wenn er auch schon als großer, dicker, brauner Klumpen auf dem Wasser schwimmt. Jetzt heißt es: tauchen! Laichkraut und Wasserhahnenfuß holt die Taucherin vom Grunde, faulende Rohrhalme und modernde Schilfstengel, Algenstränge und Charabündel, und dieses nasse, modrige Zeug häuft sie in dem Nestflosse auf und tritt eine Mulde hinein.

In dieses nasse, gärende, stinkende Nest legt sie ganz seltsame Eier, an beiden Seiten zugespitzt und von so grober Schalenbildung, daß es aussieht, als hätte ein liederlicher Maurer sie mit dem Mittelquast angestrichen. Und das Merkwürdigste ist, daß die Schale außen kalkweiß, aber innen schön meergrün ist. Lange bleibt die Schale aber nicht weiß. Die faulende Unterlage färbt sie schmutzigbraun, und wenn die Taucherin fischen geht, deckt sie das Gelege mit faulendem Kraute zu, und so wird es bald ganz braun.

Eines schönen Tages hört die Taucherin unter ihrer silbernen Brust ein leises Piepen. Sie stellt sich aufrecht in das Nest, und da kriecht ein seltsames Dingelchen aus der zerborstenen Schale. Ein

Vogel, der so sonderbar aussieht und so merkwürdig baut, muß auch schnurrige Junge haben. Und so ist es auch. Sie sind der Länge nach gestreift, wie Frischlinge, und ähneln den Eltern bis auf die Ruder kein bißchen. Aber die Taucherkunst und die Lust zum Fischen brachten sie aus dem Ei mit. Die ersten Tage füttern die Alten sie wohl, aber lange dauert es nicht, dann jagen die Kleinen schon selbständig. Aus dem rotbraunen Planktongewimmel fischen sie mit den spitzen Schnäbelchen die winzigen Krebschen, fangen aus dem moorigen Schlamm die Larven der Frösche und Kröten und stellen im Algengewirre der Ukleibrut nach, immer treu behütet von Mutter oder Vater. Und wenn die junge Gesellschaft müde ist, dann klettert sie auf den Rücken der Henne, und auch der Hahn gibt sich dazu gern her, und stolz fahren dann die beiden Taucher mit ihrer lebenden Fracht dahin.

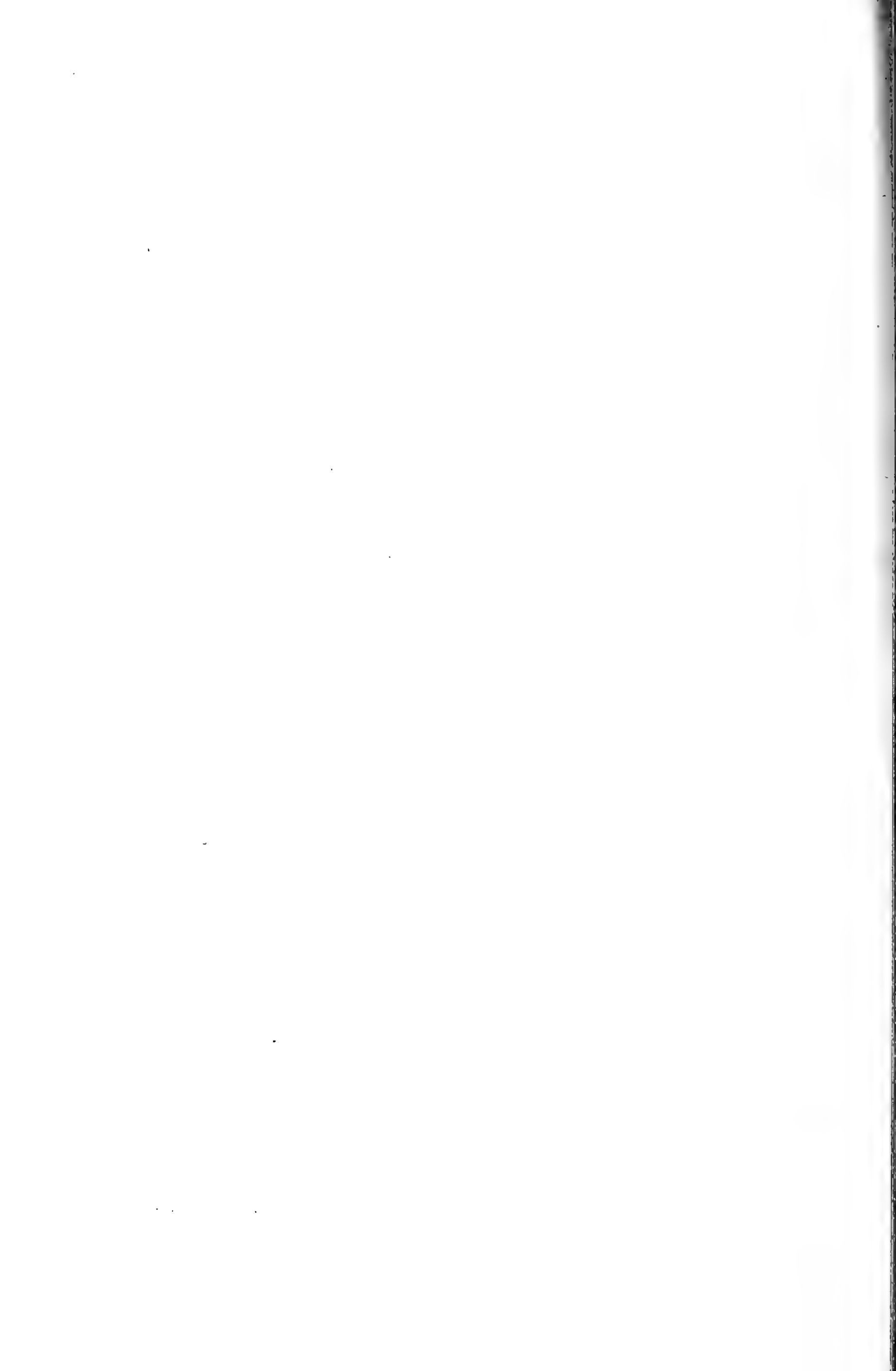
Ungern lassen die Alten die Kleinen aus den Augen. Wenn ihre scharfen Augen Rohrweih, Sperber und Habicht auch meist früher erblicken, ehe sie über der Brut sind, auch in der Tiefe lauert das Unheil, und so kam es, daß, als das Nestkücken von dem Seerosenblatt heruntersteigen wollte, ein langer, breiter, scharfzahniger Hechtrachen auftauchte und das arme Ding mitnahm in die schlammige Tiefe. Sogar den dicken Fröschen ist nicht zu trauen, und einer von ihnen, ein Riese, hatte schon das drittälteste Taucherchen am Beinchen gefaßt, als ein furchtbarer Schnabelstoß des aufmerksamen Vaters des Frosches Glotzauge traf und das Großmaul veranlaßte, seine Beute fahren zu lassen. Seitdem dulden die Eltern kein Tier in der Nähe der Kinder. Ente und Bläßhuhn, Ralle und Zwergtaucher werden erst verwarnt, wenn sie zu nahe heranschwimmen, und halten sie auch dann nicht Abstand, dann setzt es Püffe mit dem Schnabel und Knüffe mit den Schwingen, oder sie werden glatt überrannt, an dem Wickel gepackt und untergeduckt, damit sie lernen, daß Tauchers keine Anbiederung lieben.

Schließlich ziehen die Kleinen die Kinderkleider aus und fischen schon ganz ohne Anleitung. Aber die Alten lassen sie keinen Augen-



Stille Stunden

Phot. Steenwouzen



blick ohne Aufsicht und treiben sie immer wieder in die Bucht, sobald ein anderer großer Vogel, als der Fischadler oder die Seeschwalbe, heranrudert. Und wird mitten auf dem See gefischt an warmen stillen Tagen, wenn die Ukleis ganz oben schwimmen, dann braucht sich nur ein Boot zu zeigen, und alt und jung sinkt unter, kommt weitweg hoch, verschwindet wieder, taucht noch weiter vom Boote auf, und ehe die Kugel des Jägers das Wasser trifft, ist die ganze Gesellschaft schon wieder unter Wasser.

So geht der schöne Sommer hin und der halbe Herbst, und eines Morgens fehlen der Bucht am Galgenberge die fünf Taucher. Sie sind zum Süden gereist und fischen heute auf einem Alpsee, einige Tage später in der Bucht eines spanischen Flusses und bald darauf im Tschadsee, wo sie ihr freies Leben weiterführen, bis es sie Ende März wieder nach der Bucht hinter dem Galgenberge bei der kleinen Stadt in Nordostdeutschland treibt.



Die Rohrsänger

Der Kiefernhorst singt ein anderes Lied als der Eichenwald; das Laub der Buchen raschelt anders als das Gezweige der Weiden und Pappeln.

Sind die Weisen, die das Rohr und das Schilf und das Riedgras bei Wind raunen, einander auch ähnlich, das harte Geraschel des Rohres bringt eine andere Stimmung hervor als das weiche Geraschel des Schilfes, und noch anders wirkt der Seggenblätter und des Bandgrases verlorenes Geflüster, das schleifende Rauschen des Kolbenrohres und das gleichmäßige Wetzen der Binsen.

In Rohr und Schilf, im Weidengebüsch und im Ried lebt eine Gruppe von Vögeln, ähnlich einander an Gestalt, Färbung, Benehmen und Stimme, Nestbau und Lebensweise, und doch verschieden in kleinen Abweichungen der Größe und Färbung, des Standortes

und der Form der Nester, der Färbung und Zeichnung der Eier, des Klanges des Locktones, der Art des Gesanges; mögen unsere Rohrsänger sich noch so ähneln, sie sind doch so verschieden unter sich, daß die Systematik sie in drei Gruppen zerlegte, deren eine, die der Heuschreckensänger, sich ammeisten von den anderen Gruppen, den Rohrsängern und den Schilfsängern, entfernt.

Wenig beachtet das Volk diese Gruppe, unterscheidet kaum die eine von der anderen Art. Nur der größte deutsche Rohrsänger, der Drosselrohrsänger, brachte es zu einem eigenen Volksnamen; denn zu auffällig, zu merkwürdig, zu sonderbar ist sein Geschwätz, als daß es nicht bemerkt werden müßte. Die Quarrlaute der Frösche scheint er nachzuäffen, das Geraschel des Rohres und die schrillen Rufe von Wasserhuhn und Zwergtaucher, um daraus ein Lied zusammenzuflechten, eigentlich kein Lied, nimmt man das Wort genau, und doch eins, prüft man es auf seine Wirkung.

Je nach der Stimmung der Landschaft wirkt sein Lied gemütlich oder herbe, spaßhaft oder unheimlich. Wenn der See in der Mittagssonne glitzert, wenn das Rohr ganz leise rauscht und flüstert, wenn einzelne Frösche behaglich quarren, ab und zu ein Wasserhuhn scharf ruft oder ein Zwergtaucher trillert, dann hat der Rohrdrossel Schwatzen eine gemütliche, einschläfernde Wirkung. Selten singen dann mehrere auf einmal, hier schlägt eine an, ruft faul ihr „karre, karre", macht eine Pause, klettert den Rohrhalm hinauf, schlüpft durch das Röhricht, stößt ihr schrilles, lustiges „kiek, kiek" aus und schweigt. Nach einer Weile beginnt drüben am anderen Ufer ein anderes Männchen. Mutvoll hebt es an: „hedder, hedder, hedder", schweigt, ruft: „tui, tui, tui", schweigt wieder, knarrt laut weiter: „dorre, dorre, dorre", hört wieder auf, läßt das rauhe „karre, karre, karre" folgen, besinnt sich ein Weilchen, schreit: „kei, kei, kei", ist abermals still, krächzt laut: „kerr, kerr, kerr" und schließt, nachdem er noch einmal schwieg, mit heiserem „karra, karra" und gellendem „kiek, kiek". Und dann ist es still auf dem See. Die Schwalben fahren zwitschernd hin und her, klatschend wirft sich ein großer Fisch,

in der Ferne verklingt das Kreischen der Seeschwalbe, steif und stumm steht das Rohr, und die Julihitze brütet auf der Landschaft.

Kein Frosch plärrt, kein Rohrsänger ruft. Stunden vergehen. Am westlichen Himmel erheben sich weiße Wetterköpfe, wachsen immer höher, holen schwarzes Gewölk herauf, stellen sich vor die Sonne. Der weißglühende, glitzernde See wird grau und dann schwarz. Die Schwalben sind fort, die Wasserjungfern verschwinden. Die Weiden lassen ihr Gezweig zappeln, laut raschelt das Röhricht, Katzenpfoten trippeln hurtig über die Flut. Jähe Windstöße lassen das Rohr klirren und werfen klatschende Wogen an den Strand. Goldrot bricht die Sonne aus den schwarzen Wolken, färbt den See blutrot und verschwindet wieder. Es pfeift in der Luft, es braust im Walde, der ganze Himmel wird schwarz, graue Regenschauer prasseln auf den See herab.

Da erklingt ein heller, froher, scharfer Ruf: Auf der Spitze des höchsten Rohrhalmes, der wild im Winde zuckt, sitzt die Rohrdrossel, läßt sich schaukeln und singt mit dem Wind und dem Wasser, mit dem Rohr und den Weiden um die Wette. Je schriller der Sturm pfeift, je lauter die Welle klatscht, je wilder der Wald braust, und je toller das Rohr rauscht, um so flotter singt und schwatzt der Vogel, und nicht in Pausen gibt er sein Sturmlied zum besten, nicht bruchstückweise, nicht in Absätzen, nicht faul und schläfrig, wie um die Unterstunde, sondern flott und frisch klingt es durch Sturm und Rohrgeraschel: „heid heid heid, tui tui tui, dorre dorre dorre dorre, karre karre karre, keik keik keik, kerre kerre kerre, karra karra karra, kiek kiek“, und noch einmal und abermals, und je toller der Sturm loslegt, je schwärzer der Himmel und je wilder das Wasser wird, um so lustiger singt der tapfere Vogel von seinem schwankenden Halme herab.

Sonst ist er nicht sehr für die Öffentlichkeit, und er zieht ihr das heimliche Leben im Röhricht vor, wo er von Halm zu Halm huscht, halmab, halmauf klettert, Motten jagend und Mücken, Räupchen und Larven. Unglaublich lang und dünn kann er sich machen und so leicht, daß der Binsenhalm, an dem er hängt, kaum Zeit hat, sich zu

biegen. Das Schlüpfen, Kriechen und Klettern, das kann er trotz Zaunkönig, Braunelle und Meise. Das Fliegen liebt er nicht sehr. Ab und zu schlägt er, will er einen anderen Hahn aus der Nähe seiner Niststätte jagen, oder einem anderen das Weibchen abspenstig machen, einen kurzen Bogen an der Wasserseite, aber das geht so flink, daß selbst der Sperber, der die Kunst der Buschklepperei doch nach allen Regeln kennt, ihn so leicht nicht erwischt, und die Rohrweihe kümmert sich gar nicht um ihn; sie weiß, daß er schneller als sie ist. So lebt er denn in dem Rohrwalde mit Fröschen, Enten, Wasserhühnern und Tauchern sein verborgenes Leben, bis Sturmwetter ihn verwegen macht und er hoch vom Rohrwalde mit dem Wind um die Wette singt. Sonst läßt er sein Lied meist aus dem Rohrdickicht erschallen, und ist die Nacht schön warm und lau, so schweigt er auch dann nicht und überschreit das Gequarre der Wasserfrösche und das Geplärre der Rohrkröten.

Sind aber erst die Jungen da, dann hat er nicht mehr so viel Zeit. Sie wollen schnell wachsen, denn Ende August geht es schon wieder nach Afrika, und so heißt es: fleißig füttern. Fortwährend schlüpfen die Alten heran und stopfen die vier oder fünf nimmersatten Gelbschnäbel, die aus dem merkwürdigen Neste heraussehen, das hoch über dem Wasser zwischen vier Rohrstengeln hängt. Als es gebaut wurde, war das Rohr noch niedrig, und so stand das Nest anfangs dicht über dem Wasser. Je mehr das Rohr aber wuchs, um so höher hob es auch das Nest. Dieses ist ein Bau eigener Art. Es ist dreimal so lang wie breit und äußerst künstlich aus Schilfblättern und Weidenbast gewirkt und mit Kolbenrohrwolle und Rohrflocken ausgelegt. Die Nestmulde ist so tief, daß kein Sturm die Eier herauswerfen kann, und so fest und sauber ist es geflochten, daß der heftigste Wogenschlag es nicht durchnässen kann. In dieser luftigen Schaukel, die jede Bewegung der Halme mitmacht und jeder Strömung der Wellen folgt, wächst der Rohrdrossel Brut heran. Ehe sie aber noch völlig flügge sind, klettern die Jungen schon über das Nest hinauf und turnen an den Halmen auf und ab, bis der

dumpf rollende Warnruf der Alten, wenn ein Raubvogel über dem See klaftert, oder ein Boot sich naht, sie in das Nest zurücktreibt. Sind die Fittiche aber ausgereckt, dann folgen sie den Eltern, die sie mit lautem „tak, tak“ hinter sich herlocken, und sie lernen von ihnen, wie man die Eintagsfliege fängt und die Wasserjungfer, die Motte und die Köcherfliege, wie man beim Herannahen des Sperbers wie ein Stein von der Spitze des Rohrhalmes in das Gewirr der Stengel und Blätter fällt, oder mit hastigem Fluge zwischen Welle und Rohr dahinstreicht und im Bogen im Röhricht verschwindet.

So, wie der Drosselrohrsänger, spielt sich das Leben aller unserer Rohrsänger im großen und ganzen ab, doch hat jeder sein Abzeichen in den Körpermaßen und in der Gefiederzeichnung, das Lied der einen Art ist mehr der Grasmücke, das der anderen dem des Gartenspötters ähnlich, aber ohne Nachahmung von Rohrgeraschel, Froschgequake und Rohrhuhngequieke geht es bei keinem ab. Keiner von ihnen allen ist so ausgesprochener Rohrvogel wie der Drosselrohrsänger. Ihm genügt das schönste Schilfdickicht, das dichteste Weidengebüsch nicht; Rohr muß er haben, nur Rohr und Wasser, dann ist er zufrieden, aber sonst auch nicht. Es kommt vor, daß auch er einmal im Buschwerk baut, aber nur in ärgster Legenot, oder wenn der Mensch das Rohrdickicht zerstörte, als das Nest schon fertig war.

Der Rohrdrossel Vetter, der Teichrohrsänger, nimmt es mit dem Wohnort nicht ganz so genau. Er ist in jeder Beziehung eine verkleinerte Ausgabe der größeren Art, in der Färbung, im Nestbau, im Gesange und in der Lebensweise. Auch er liebt das Rohr mehr als alle anderen Uferpflanzen, doch nimmt er auch mit Kolbenrohr und Uferweiden vorlieb und das Wasser kann er nicht entbehren. Wenn in seinem Gesange die Urlehrmeister der Rohrsänger, Rohr und Welle, Frosch und Wasserhuhn, auch nicht mehr so deutlich zur Geltung kommen wie bei der Rohrdrossel, man kann sie doch noch immer deutlich heraushören, denn es quiekt und schnarrt und quarrt und raschelt ganz wunderlich daraus hervor. Nur ist das Liedchen zusammenhängender, fließender, weniger abgehackt, nicht so rauh,

hart und scharf, und es verrät, daß der Sänger nicht ganz auf das harte Rohr angewiesen ist. Aber lustig und fröhlich klingt auch des Teichrohrsängers Strophe. In seinem Neste, ist es auch nicht ganz so streng gebaut wie das des großen Vetters, ist er aber immer noch der echte Rohrsänger, selbst wenn das Nest im Weidicht steht. Am liebsten aber hängt auch er es in das Rohr und läßt es dort mit den Halmen emporwachsen.

Unabhängiger vom Wasser und gar nicht an das Rohr, ja noch nicht einmal an das Schilf gebunden ist der Sumpfrohrsänger. Mit jedem Buschwerk, das auf feuchtem Boden steht, ja selbst mit dem Gebüsch der Gärten und Anlagen nimmt er vorlieb, und sogar in Erbsen-, Bohnen-, Hafer- und Rapsfeldern siedelt er sich an. Wenn auch sein Nest noch meist frei hängt nach alter Rohrsängerart, es ähnelt doch in der Form und Anlage schon bedeutend mehr dem der Grasmücken, und auch sein Gesang verrät nur noch in den Grundtönen die ursprüngliche Rohrsängerweise, kommt aber sonst dem der Grasmücke recht nahe. Wie er von der Dorngrasmücke es lernte, sein Leben dem Felde anzupassen, so entnahm er ihr auch den Gesang und verflocht darin alte Erinnerungen an Rohrgeraschel und Wellengegluckse, Froschgequak und Taucherschrei. Aber das genügte ihm noch nicht, und so stahl er denn der Wachtel ihren Dreitakt, äffte das heisere Kichern der Meise und das scharfe Locken des Rebhahnes nach, er stibitzte der Amsel ihr Geflöte und dem Spatz sein Geschilpe, dem Star sein Pfeifen und dem Bussard sein Miauen, und alle diese Laute quirlt er zu einem seltsamen Gesangsbrei zusammen, so daß ein Sumpfrohrsänger wie der andere singt; aber die alten rauhen und scharfen Rohrsängerlaute behält selbst der Vogel bei, der im Park zwischen Nachtigall und Amsel, Mönch und Braunelle, Rotkehlchen und Spötter aufwuchs, denn Art läßt nicht von Art.

Noch weiter von der alten Stammesart entfernten sich die beiden Schilfsänger, der Schilfrohrsänger und der Binsenrohrsänger. Zeichnen sie sich von den anderen Rohrsängern schon durch die dunkelgefleckte Oberseite und den hellgestriemten Kopf aus, so noch mehr durch

ihre Wohnorte. Sie brauchen kein Rohr, sie wollen kein Schilf, aber Riedgras verlangen sie, Doldenpflanzen und Binsenbüsche, und an das Wasser sind sie so wenig gebunden, daß schon einige Wiesengräben oder gar der feuchte Grund ihnen genügt. Da sie dem Rohre untreu wurden, vergaßen sie auch, ein Rohrsängernest zu bauen, und so legen sie ihr Nest auf einer dichtbewachsenen Bodenerhöhung, in einer Riedgrasbülte, in einem Binsenbusche an, wie es die Rohrammer tut. Nach alter Gewohnheit verflechten sie den Rand des Nestes noch mit den Binsen- oder Riedhalmen, aber viel Zweck hat das eigentlich nicht mehr, weil das Nest meist auf dem Boden steht und nur noch ganz selten hängt. Auch sonst haben sie von den anderen Vögeln der Wiese und des Weidelandes, den Piepern und Rohrammern, allerlei angenommen. Der Schilfrohrsänger flattert wie der Pieper beim Singen schräg abwärts und läßt sich auf einem Busche nieder, und er äfft gern Wiesenbachstelze, Rohrammer, Pieper, Blaukehlchen und Schwalbe nach, und während er ganz wie ein Pieper oder eine Stelze dahintrippelt, schlüpft der Binsenrohrsänger mäuseähnlich gewandt wie ein Blaukehlchen über den Boden, und aus der Verborgenheit läßt er wie dieses sein wunderliches Liedchen ertönen.

Gänzlich untreu geworden aber den alten Rohrsängersitten sind die Heuschreckensänger. Sie sind so weit heruntergekommen, daß sie sich vergaßen, den Gesang der Heuschrecken und Grillen nachzuahmen, und morgens und abends lassen sie aus dem dichten, feuchten Gebüsche, aus nassen Feldern, bewachsenen Sümpfen, oder wo sie sonst gerade ihr Heim aufschlugen, ihr eintöniges Schwirren ertönen, meist aus der Verborgenheit, manchmal auch von einer Dolde oder von einer Zweigspitze.

Alle aber, wie sie da sind, unsere Rohrsänger, mögen sie nun im hohen Rohrwalde oder im dichten Uferschilfe, im Wied oder im Risch, im Busch oder im Felde wohnen, sonderbare Gesellen sind sie alle miteinander.

Der Zwergsteißfuß

Es war im Herbst, und der Sturm pfiff die Nacht über, als der Fischteich im Felde einsam wurde. Immer weniger wurde das Gewürm, immer kälter das Wasser, da erhoben die Zwergtaucher ihr Gefieder und verschwanden nach dem Süden. Kaum, daß sie fort waren, fand sich schon Ersatz; heute war es ein Taucherchen aus Schweden, das für einen Tag auf dem Fischteiche Halt machte, morgen ein Däne, aber als der erste Frost kam, zogen auch diese bei Nacht und Nebel weiter.

Und bei Nacht und Nebel, vor Tau und Tag waren die Taucher wieder da auf ihrem Teiche. Der Briefträger, der den Richteweg durch die Feldmark ging, wunderte sich, was das für ein Getriller auf dem Wasser war, und ging näher heran; er sah aber nur zwei schwarze Dinger, die im Wasser verschwanden, und als er kopfschüttelnd weiterschritt, tönte ihm wieder das lustige Getriller nach. Erst als er außer Sicht war, schwamm der Hahn wieder aus dem Schilfdickicht heraus und lockte so lange und so zärtlich, bis das Weibchen sich auf das freie Wasser wagte.

Kopfnickend und lockend ruderten sie nebeneinander her, sich mit kosenden Tönen Schmeicheleien sagend über das wunderhübsche neue Frühlings- und Hochzeitskleid. „Bib, bib", klingt es und heißt: „Nein, was du reizend bist in dem schwarzen Röckchen und mit dem fuchsroten Halsbesatz", und dann von der anderen Seite: „Und du erst! Das sieht doch anders aus als das langweilige Winterzeug, was du trugst, als wir in Griechenland und Kleinasien Molchlarven fischten." Und dann lachen beide los, daß es schrillt und trillert.

Es ist doch nirgends schöner als hier auf unserem Teiche, denken sie. Wohl gab es in Ungarn schon viel mehr Kaulquappen, und größer waren sie auch, und in den Donausümpfen war es soweit auch recht hübsch. Aber suche einmal einer einen Teich, so schön wie diesen, so wimmelnd von Karauschenbrut, Fröschen, Molchen und was da sonst noch am Boden krabbelt und im Schlamm zappelt.

Und wupps ist das Hähnchen verschwunden und schießt wie ein Hecht über den Algenbesatz des Teichgrundes hin, daß die jungen Karauschen nach allen Ecken auseinanderfahren. Eine erwischt er aber noch und noch eine, die gerade in das dichte Laichkrautgewirr schlüpfen wollte.

„Bib, bib", lockt er und schwimmt seinem Weibchen näher. Sein schwarzes Gefieder blitzt in der Aprilsonne, und feurig loht sein rostroter Hals. Und seine kleine Frau ist nicht minder hübsch, so hübsch, daß er gar nicht anders kann, als vor Vergnügen laut loszukichern und ihr ungestüm den Hof zu machen. Dick bläht er den Hals auf, nickt sonderbar mit dem Kopfe, macht sich ganz dick, schwimmt breit auf dem Wasser und saust auf seine Herzallerliebste los, daß der grüne Frosch, der sich aus dem Schilf auf das offene Wasser gewagt hat, vor Schreck untersinkt.

Die beiden Liebesleute bringen Leben auf den Teich. Unaufhörlich klingt ihr Locken und Trillern, stürmisch wirbt das Männchen, wie ein Torpedo durch das Wasser jagend, daß fast nichts von ihm zu sehen ist als Kopf und Hals und ein ganz kleines Stückchen des Rückens. So heftig fährt er dahin, daß das Wasser oft aufspritzt, und ab und zu ist nichts von ihm zu sehen als nur der Kopf. Und vor ihm her flieht das Weibchen mit derselben Wucht, und wenn es sich vor dem kecken Werber unter Wasser flüchtet, so verschwindet er auch, aber dann taucht erst sie auf und dann er, und nun geht ein Geschnäbel und Gezupfe und Gehalse los und ein Locken und Trillern, daß die Elster, die in dem Weidenbaume sitzt, vor Verwunderung einen ganz langen Hals macht.

Das sind schöne Flitterwochen. Beute die Hülle und Fülle, denn jeden Tag lebt und webt es im Wasser von mehr Kleingetier; Störungen finden nicht statt, denn der Teich hat sumpfige Ufer und liegt abseits der Fahrwege. Aber die Flitterwochen nehmen ein Ende, und ernstere Zeiten kommen heran. Da, wo braunes Laichkraut mit gelbgrünen Algen eine schwimmende Insel bildet, arbeitet das Taucherweibchen von früh bis spät herum. Unaufhörlich schleppt es Stengel

und Halme heran, schichtet sie aufeinander, legt vom Boden heraufgefischte faule Blätter darauf, und immer mehr und mehr, bis endlich das Nest fertig ist, ein Haufen faulender Pflanzen, muffig, feucht und gärend, aber gerade darum so vortrefflich.

Nicht den ganzen Tag kann das Taucherweibchen auf den Eiern sitzen, denn es hat viel Hunger, und ehe es recht satt ist, muß es schon eine Stunde fischen oder gar deren zwei, und während der Zeit muß das Nest allein brüten. Das wäre aber nicht der Fall, bestände es aus trockenen Baustoffen wie anderer Vögel Nester; da es aber aus faulenden Pflanzenresten hergestellt ist, aus verwesenden Blättern und Stengeln, schlammigen Wurzeln und Algenballen, die in der Sonne gären und brühen, so schmort es darin wie in einer Kochkiste, und wenn die Eier auch ihre weiße Kalkfarbe verlieren und schlammgrün und schmutzbraun werden, das schadet nichts, das ist sogar gut, denn um so mehr Wärme nehmen sie auf.

Ist das Brüten also nicht allzu anstrengend für die kleine Taucherin, so machen ihr ihre sechs Kleinen hinterher mehr Freude als Last. Sie sind gleich so furchtbar verständig, die zollgroßen, schwarzen, braungestriemten Kinder. Nur die ersten paar Stunden stellen sie sich noch etwas dumm an, aber sie begreifen schnell. Es braucht nur eine Schwalbe über den Teich zu fliegen, und schon sind sie im Wasser oder im Schilf verschwunden, und tauchen können sie wie die Alten. Und wie niedlich trippeln sie auf dem Laichkraute umher, und wie vernünftig kratzen und putzen sie sich mit den mächtigen Patschefüßchen, und wenn sie auch zuerst etwas ängstlich zappeln und piepen, wenn sie sich beim Auftauchen in den Algenfäden verstricken, die Alten sind gleich dabei, sie loszupicken, und in acht Tagen verstehen sie es schon selbst, beim Auftauchen die richtige Stelle zu finden.

In jeder Beziehung sind die Kleinen verständig. Sind sie müde vom Schwimmen, so klettern sie dem Vater oder der Mutter auf den Rücken und säubern und putzen dort ihr Wollkleid. Sind sie ganz müde, so kriechen sie der Mutter unter die Flügel, und die schwimmt ganz langsam mit ihnen umher. Sind sie hungrig, so

wissen sie, wie man es macht, den Egel und die Schnecke zu finden und der Kaulquappe und der Jungfernlarve unter Wasser nachzujagen. Und so gedeihen sie prächtig, die sechs, und nehmen zu an Umfang, Weisheit und Verstand und an Schönheit auch; sie verlieren die Wolle, bekommen Federn und Fittiche, und ehe der Sommer endet, schnurren sie schon ganz hübsch über das Wasser und fangen bereits an, sich in kindlicher Weise den Hof zu machen.

Futter für alle hat der Teich im Felde genug. An dem Ufer wimmelt und krimmelt es von Frosch- und Krötenlarven, das Laichkrautgewirre beherbergt unzählige Molchslarven, Karauschen sind so viel da, daß sie in den tiefen Stellen haufenweise stehen, und was da sonst noch von Würmern, Schnecken, Käfern, Wanzen und sonstigem Tierzeug auf und im Wasser kriecht und krabbelt und schwimmt und taucht, das genügt für mehr als eine Taucherfamilie. Und so ist denn auf dem Teiche ein lustiges Leben den ganzen Sommer lang, und nur, wenn Sperber und Eule sich einmal zeigen, gibt es ängstliche Augenblicke, aber das Wasser ist tief, und das Schilf ist dicht, und so müssen Sperber und Eule mit leeren Fängen abziehen, und die Taucher freuen sich nach wie vor ihres Lebens auf dem Teiche.

Wenn aber das Feld kahl ist, und der Wind auf der Stoppel pfeift, die Stürme häufiger werden und die Regenschauer dichter, dann wird es den Tauchern ungemütlich. In einer dunkeln Oktobernacht sind sie verschwunden, und sie bleiben verschwunden, bis eine dunkle Märznacht die Alten wiederbringt zu ihrem Teiche im Felde.



Nachbarn

Der Mauersegler

Alle waren sie schon vom Süden zurück, die kleinen Sänger und die großen Rufer.

In allen Wäldern schlugen die Finken, pfiffen die Stare, flöteten die Drosseln, riefen die Tauben; die Rauchschwalben zwitscherten über den Dächern, auf den Wiesen stelzte der Storch, und über ihnen gaukelte der Kiebitz.

Als Spatz, Amsel, Kohlmeise und Star schon fütterten, erschienen erst die zartesten Sänger; der Waldschwirrer belebte den hellgrünen Buchenwald, der Spottvogel den blühenden Garten, die Rohrdrossel das Ufer; auf den Viehweiden tauchte die Kuhstelze auf; der bunte Gartenrotschwanz sang vor seinem Brutloche im Garten, der Trauerfliegenschnäpper brachte neue Farben und Töne in den Wald, im Erlengebüsche schlug die Nachtigall, am Flußufer erklang das Geschwätz der Uferschwalben und aus dem tiefen Walde das Geläute des Kuckucks.

War aber auch bei Sonnenaufgang das Konzert noch so vielstimmig, sang es auch den Tag über allen Büschen, und klang es bis in den späten Abend hinein von jedem Wipfel, belebten Rauch- und Hausschwalben auch die Luft über der alten Stadt, eine fehlte noch, der schnellste Flieger von allen, der lauteste Schreihals, der größte Fresser, der Mauersegler.

In den Ländern um das Mittelmeer, über den Wellen des Niles, in den Steppen Asiens und Afrikas jagte er noch, wo keine Spätfröste ihm die Nahrung schmälerten. Mochte es droben in

Deutschland auch längst schon Frühling sein, schien die Sonne dort auch noch so schön, flog seine Beute, winzige Geziefer jeglicher Art, dort auch noch so dicht, er ließ sich noch Zeit mit der Rückreise.

Denn nicht als Heimat galt ihm das deutsche Land; mochte er auch vor Jahrhunderten dort eingewandert sein, von den Klippengebieten der Länder um das Mittelmeer erst sich das Alpengebiet erobernd, wo sein riesenhafter Vetter, der Alpensegler, über den Gletschern und Firnen jagte, dann weiterdringend in das Bergland und von da in das Hügelgelände und endlich sich auch die Ebene erobernd, in welcher der Mensch ihm künstliche Klippen, die Häuser, künstliche Gebirge, die Ortschaften, schuf.

Vor grauen Zeiten, als ganz Vorderasien und Nordafrika ein einziges Kornfeld, ein geschlossener Gemüsegarten war, drängte es den Segler nicht zum Norden; aber als endlose Kriege aus den Kornfeldern Wüsten, aus den Gemüsegärten Einöden schufen, so daß die kleinen Kerfe, mit denen er seinen Magen füllt, abnahmen, da mußte er zum Norden hin, wo eine neue Kultur aufblühte; er überflog das Mittelmeer, drang über die Alpen.

Eines Tages erscholl ein heiseres Kreischen über der Spitze des Kirchturmes, vor dessen Lugloch der Wächter hinausspähte, ob nicht feindliche Haufen sich näherten. Erstaunt blickte der Mann über sich; zwei Vögel, die er noch nie gesehen und gehört hatte, fast wie die Schwalben aussehend, aber viel größer, schossen mit gewaltiger Geschwindigkeit um den Turm.

Jeden zweiten Sonntag wurde der Wächter abgelöst, und dann ging er rund um die Stadtmauer, besuchte dann die Mette und kehrte schließlich in der Schenke ein, um bei einem Trunke einfachen Bieres ein Stündchen zu verplaudern. Die Zeiten waren unsicher, und aus allen möglichen Zeichen deuteten die Leute eine böse Zukunft. Jener hatte abends feurige Männer in den Wolken gesehen, bei diesem hatte der Brei in der Speisekammer rotes Blut gewiesen, ein dritter erinnert daran, daß die Apfelbäume im Herbste noch einmal geblüht hatten, und ein anderer sah es als einen

übeln Vorspuk an, daß sich im Winter die Sterbevögel hatten sehen lassen.

Da erzählte der Türmer von den großen, schwarzen, schnellen Schwalben, die seinen Lugaus umflogen und so heißhungrig geschrien hätten; die Männer tranken aus, traten auf die Straße und sahen nach dem Kirchturme, um dessen Spitze die unheimlichen Schwalben hin und her strichen, schrecklich anzusehen und überaus grauslich zu vernehmen. Viele Leute kamen, hoch und gering, machten die Hälse lang und schauten hinauf, zwinkerten der Sonne wegen, niesten beträchtlich, schneuzten sich mit den Fingern, runzelten die Stirnen, erhoben die Zeigefinger und tauschten ihre Meinung über das schlimme Geflügel aus, und der Ratsschreiber vermerkte in seiner Chronika folgendermaßen: „Haben sich aber am ersten Maien am turme der St. Aegidii gar gravsamblich große und über die Maßen schnelle Vögel nach der Art der schwalben blicken lassen, so gar erschröcklich schrien, daß die, so es vernahmen, sich baß verschraken. Seind diese hier unbekannten Vögel die pestschwalben, woraus zu schließen, daß des elends sobald noch kein Ende seyn wird."

Ebenso, wie dort dem Türmer, ging es anderen Torwächtern in den Städten und auf den Burgen; hier und da tauchte ein Paar der schwarzen Riesenschwalben auf, erschreckte die Leute mit heiserem Schrei und schallendem Schwingenschlage, baute in irgend einer Mauerlücke sein Nest, brütete, zog seine Jungen auf, und als der August endete, verschwand es. Mit der Zeit war keine Burg, kein Kloster, keine Stadt ohne Segler; wo sich ein Turm erhob, da zog auch der Segler ein; das flache Land aber mied er, denn die niedrigen Häuser mit ihren Strohdächern gefielen ihm nicht, und heute noch gibt es in Deutschland Gegenden, wo kein Segler brütet, weil er keine künstlichen Klippen vorfindet. Aber je mehr das Strohdach verschwindet, je mehr das Ziegeldach zunimmt, um so stärker vermehrt er sich; ganz Europa hat er sich erobert, bis zum nördlichen Norwegen ist er vorgedrungen, und sein heiserer Jagdruf schrillt ebenso laut über den skandinavischen Fjorden wie über den Dächern

der Großstadt, über den Kornfeldern Europas und in der turkmenischen Steppe. Denn er kann überall leben, wo reichlicher Pflanzenwuchs viel kleine Kerfe ernährt, und wo keine eisigen Luftströmungen den Aufstieg der winzigen Tierchen verhindern.

Darum ließ er sich mit der Rückreise nach Deutschland Zeit. Fühlt er, daß die Reise sich lohnt, so kann er bald dort sein, denn der Begriff der Entfernung ist ihm fremd. Die endlose Sahara, die weite Meeresflut, die anderen Vögeln eine gefahrvolle Reise bieten, ein Kinderspiel sind sie für ihn. Brütet über dem Sande der Wüste eine entsetzliche Hitze, so steigt er so hoch, bis er in kühlere Luftschichten kommt, und erspäht er unter sich ein grünes Eiland in der toten Wüste, so läßt er sich hinabfallen, und die Araber sehen erstaunt den vielen schwarzen Vögeln zu, die mit gellendem Geschrille die Dattelpalmen umfliegen und sich an den Tierchen sättigen, die dort schwirren.

Eine Viertelstunde darauf ist die wilde Schar verschwunden und lärmt nach einigen Stunden über dem Lager der Fremdenlegionäre, und der Wachtposten schaut sehnsüchtig den Schreihälsen nach, die der deutschen Heimat zufliegen, während der Mann mit dem Schnellader unter dem Arme weiß, daß er die Heimat, die er im Leichtsinn verließ, niemals mehr wiedersehen wird.

Die Segler aber eilen weiter. Eine Bora zerwühlt die Flut, zerpeitscht sie zu Schaum, erfaßt ein griechisches Handelsschiff und schiebt es auf den Sand, daß die Planken zerkrachen. Die schwarzen Vögel heben sich über die stürmisch bewegte Luftschicht und senken sich erst wieder, als eine eisige Strömung ihnen entgegenweht. Die ganze Nacht fliegen sie, weichen dem Schneesturme aus, der um weiße Gipfel heult, und als der Morgen die Firnen mit Rosenschimmer übergießt, ergießen sich endlose Scharen von Turmschwalben über das frühlingsgrüne Bergland, verteilen sich und hasten nordwärts.

Wenige Stunden hinterher sieht die Luft anders aus. Nicht mehr ist sie nur blau und weiß und sparsam von den schwarzen

Kreuzchen, den Schwalben, gemustert; sie ist besät mit schwarzen Ankern, die unaufhörlich hin und her schießen, jetzt in schwindelnder Höhe, und gleich darauf, da Wolken die Sonne verhängen und eine kalte Luft mitbringen, stürzen sich die Segler fünfhundert Fuß tiefer, jagen dicht über den Dächern der Stadt, und als auch da die Luft sich plötzlich abkühlt und fliegende Geziefer zur Erde drängt, folgen ihnen ihre Mörder und jagen dicht über den grünen Feldern und gelbgestickten Wiesen.

Aber die kalte Luft kommt auch dahin; der Himmel ist grau, und der Kerbtierflug hat aufgehört. Plötzlich sind die Segler verschwunden; kein einziger ist mehr da; nirgendswo ertönt der heisere Ruf. Meilenweit entfernt von der Stadt ragt über dunkeln Fichtenwäldern eine kahle Bergplatte, von klobigen Steingebäuden gekrönt. Verärgerte Bergfahrer sitzen beim Frühstück. Sie wollten Aussicht haben, aber damit scheint es nichts zu werden, denn der Himmel ist dicht verhangen, und dichter Nebel treibt über die Kuppe und benetzt die Doppelfenster.

Da reißt der Nebel auseinander, beginnt zu wogen, fängt zu wirbeln an, die Wolken treten zurück, die Sonne lacht auf das Trümmerfeld und weckt die weißen Blumen, die blauverfroren ihre Blütenblätter geschlossen hielten. Alle die verärgerten Leutchen lassen Tassen und Teller im Stiche und ersteigen den Aussichtsturm; vor ihnen öffnet sich das Land, Ortschaften tauchen aus dem Nebel, bunte Gefilde werden sichtbar, Vogelgesang klettert zur Kuppe empor, die Luft blitzt von lustig schwirrenden Silberpunkten.

Da, ein heiseres Geschrille, ein laut schallender Fittichschwung, noch einmal und abermals, ein Hin- und Herschießen düsterer Vögel. Die Segler sind es; vor zehn Minuten jagten sie dort unten im Tale, aber als eine schnelle Kältewelle die warme Luftschicht bergaufwärts trieb, folgten sie ihr und langten in demselben Augenblicke auf der Kuppe an, als die Luft dort zu leben anfing.

Anderthalb Stunde lang schweben sie über den Felstrümmern der Kuppe, über den im Maischnee schimmernden Geröllhalden,

über den zwergigen Fichten, über den nassen Mooren und räumen fürchterlich auf unter den Rapskäfern, Kurzflüglern, Borkenkäfern, winzigen Mücken, Schlupfwespen und Fliegen, welche die Luftwelle auf ihrem Hochzeitsfluge hierhin trug; in demselben Augenblicke aber, da die Wolken sich schließen und die Sonne zurücktritt, sind die Turmschwalben verschwunden, und wenige Minuten später kreischen sie wieder über den Dächern der alten Stadt und morden alles, was in der Luft von kleinem Getiere lebt.

So spielt sich ihr Leben drei Monate lang ab, vom hellgrauen Morgen bis in den dunkelblauen Abend hinein, ein wildes Leben, dahingebracht in tollem Fluge. Das ganze bewußte Dasein wird in der Luft gelebt, und einzig und allein die Nachtstunden, im hohen Sommer nur ganz wenige, verbringen die Segler sitzend in ihren Mauerspalten und Dachritzen, und wo sie sonst ihr Nest haben, dieses liederliche, lumpige, verlauste Nest, in das sie Halme und Federn und Haare zusammenschleppten, die die Luft trug, denn niemals in seinem ganzen Leben läßt sich der Segler zur Erde herab, es sei denn, daß er beim Minnekampfe, mit dem Nebenbuhler ineinander verkrallt, vor Wut das Fliegen vergißt.

Er braucht zum Leben weiter nichts als die Luft und ein Mauerloch oder einen Starkasten. Kreischend und schreiend hetzt das Männchen mit fünf, sechs anderen stundenlang hinter einem Weibchen her, bis jenes, das die größte Kraft und die meiste Frechheit aufweist, obsiegt. „Schnell, schnell!“ ist die Losung; schnell fliegen, schnell fressen, schnell lieben, schnell brüten. Nur vom ersten Mai bis zum letzten Juli dauert der Aufenthalt hier im deutschen Lande, dann geht es wieder dahin, wo der Löwe aus dem Uferschilfe brüllt und der Elefant krachend das Dickicht zertritt.

„Schnell, schnell, ein Mauerloch, es ist Zeit zum Brüten! Dieses hier paßt; es sitzt hoch über dem vierten Stock unter dem First. Zwar hat ein Spatz schon darin gebaut; um so besser! Heraus mit dir! Er will nicht. Ein Spatz hat einen dicken Schnabel, aber solche Krallen wie wir hat er nicht. Siehst du wohl! Wärest

du freiwillig gegangen, dann säßest du jetzt nicht mit gekratzter Brust und geknickten Schwingen unten im Hofe und würdest eine Beute der dreifarbigen Katze, die langsam näher schleicht. Macht geht vor Recht, und wer nicht hören will, muß fühlen."

So machen sie es, die Segler; sie kennen nur ein Recht, das des Stärkeren. Auf dem Giebelbalken hat das Rotschwänzchen gebaut; es hat umsonst gearbeitet. Es krächzt und schimpft und flattert, aber das ist dem Segler gleich; deshalb schießen sie doch herbei, häkeln an dem Balken fest, zerren einen Schnabel voll Federn heraus und fliegen mit dem Raube ab. Eine Stunde später ist das Nest verschwunden.

In dem Starkasten an der Wand hat sich der Star eingerichtet; drei Eier liegen darin. Das ist den Seglern ganz gleichgültig; kreischend umtoben sie das Nest, schlüpfen hinein, klammern sich an dem Starweibchen fest, balgen sich damit umher, bis es, angewidert von dem frechen Volke, Nest und Eier preisgibt.

Über dem Starkasten eine enge Mauerritze, die den Seglern ganz ausnehmend gefällt. Was macht es ihnen aus, daß der Fliegenschnäpper dort brütet? „Brüte anderswo, hier ist unser Reich!" Das Paar wird vertrieben, die nackten Jungen mit zähem Speichel überzogen, und darauf werden Federn und Halme geleimt, bis die jungen Fliegenschnäpper erstickt sind, und seelenruhig legt auf dieses frische Grab das Seglerweibchen seine seltsam langen, weißen Eier und bringt über dem Gewimmel von Fliegenmaden und Lausfliegen seine Brut aus.

Sind die Jungen da, so wird das Leben noch wilder, und acht, neun Stunden muß der Tag dann haben, denn die zwei, drei Jungen sind immer hungrig, auch wenn ihnen eben erst der Kropf bis zum Platzen gefüllt wurde. Und sie müssen so hungrig sein, denn sie müssen schnell wachsen, denn Ende Juli geht es über Land und Meer nach Afrika, und wer bis dahin nicht fliegen kann, geht unter. Darum heraus aus dem Nest, ehe die Sonne da ist, denn vielerlei Nachtgeschmeiß fliegt noch über den Dächern, und gejagt,

wenn die Sonne hoch steht, gejagt, wenn sie untergeht, und erst wieder hinein in das Nest, wenn es so dunkel ist, daß es zu dunkel für die Jagd wird. Und auch dann will sich das wilde Blut noch nicht beruhigen, und eine Stunde lang noch zirpt und schrillt es aus dem Brutloche heraus.

Dann, mit einem Male ist es, als hätten die Segler Zuzug erhalten. Sie haben es auch, aber nicht vom Norden kam er; die Brut ist flügge geworden und hat die verlausten Nesthöhlen verlassen. Überall sausen hinter den schmalschwingigen Alten die breitflügeligen Jungvögel einher, heiser schrillend, bis die Alten ihnen mitten in der Luft die Kröpfe füllen. Jetzt sind sie hier; aber nun fällt es ihnen ein, daß über den Wiesen, wo die Sense rauscht, mehr zu finden ist, und plötzlich ergießt sich der Strom der schwarzen Vögel dorthin, wo braune Arme die Harkenstiele führen.

Den ganzen Tag schrillt und gellt es über den Wiesen, den anderen Tag aber nicht mehr. Auch über der Stadt ist es still, und bleibt es still. Die Segler sind verschwunden. Sie mögen jetzt schon in der Theißebene jagen, wenn nicht gar in Griechenland, und einen Tag später sehen die Fremdenlegionäre ihnen wieder nach, und über der Oase in der arabischen Wüste ist plötzlich wieder dasselbe Gekreische und Gewimmel zwischen den Dattelpalmen wie vor drei Monaten, nur stärker ist es noch, denn mit doppelten Scharen kamen die Segler zurück.



Der Sperber

Auf der einen Seite der großen Stadt zieht sich ein großer, schön gepflegter, nach der Stadt zu in bunte Anlagen umgewandelter Wald mit viel Unterholz, buschigen Blößen, Gräben, Teichen und künstlichen Bachläufen hin.

Auf der anderen Seite der Stadt liegt rechts und links neben dem Flusse ein ausgedehntes, teilweise parkartig behandeltes, mit alten hohen Pappeln und Weiden bestandenes Wiesengelände, in dem zwischen künstlichen, von buntem Alpengeblüme überwucherten Felsen künstliche buchtenreiche Teiche liegen.

In dem Walde sind eine Anzahl Kaffeewirtschaften. In einer sitzt ein junges Brautpaar, macht sich verliebte Augen und freut sich über ein Buchfinkenpaar, das vor ihnen zwischen den Tassen herumhüpft und die Kuchenkrümchen aufpickt. Plötzlich schreit irgendwo eine Amsel auf, in demselben Augenblicke ducken sich die Buchfinken zum Abfliegen, aber da huscht auch schon ein braunes Ding über den Tisch, greift fast gleichzeitig die beiden Finken, und ehe Braut und Bräutigam den Vorgang recht begriffen haben, ist das braune Ding mit den Vögelchen schon verschwunden.

Just zu derselben Zeit sitzen zwei ältere Herren mit ihren Eheliebsten auf einer Bank in den Anlagen jenseits der Stadt, freuen sich über die buntblühenden Alpenpflanzen auf den von der Sonne bestrahlten Kalkfelsen und sehen einem Amselhahne zu, der mit einem gewaltigen Aufwande von hastigen Bewegungen am Rande des Teiches herumstochert. Da kommt ein braunes Ding dicht vor den vier Leutchen vorbeigefegt, saust auf die Amsel zu, packt sie und fliegt damit über den Teich.

Sowohl der glückliche Bräutigam wie einer der beiden alten Herren sind Mitglieder des Vogelschutzvereins und schreiben eine Karte an die Zeitung, in der sie den Vorfall schildern und von dem Vogelschutzverein verlangen, daß er die Ausrottung der Räuber veranlasse. Und wie es meist so ist, regnet es derartige Einsendungen, und der Redakteur weiß schließlich nicht, wo er mit den Nachrichten über die Untaten des Sperberpaares bleiben soll. Vorgestern wurde ihm gemeldet, daß ein Sperber in der Mitte der Stadt aus dem Garten eines Kaffees einen Spatzen gegriffen habe, gestern kommt ein Brief, in dem ausführlich dargestellt wird, wie ein Sperber vor dem Fenster einer Schule einen Rotschwanz fortfing, heute liegen

drei Karten mit ähnlichen Meldungen vor, nur daß die Opfer ein Grünfink, ein Buchfink und eine Singdrossel waren, die an belebten Plätzen vor den Füßen der Spaziergänger geschlagen wurden, und zuletzt erscheint ein Mann und erzählt lang und breit, ein Raubvogel sei durch das eine offene Fenster in das Zimmer gekommen, habe ihm einen fingerzahmen Wellensittich von der Schulter genommen und sei durch das andere Fenster damit verschwunden.

Der Vogelschutzverein setzt einen Preis auf die Köpfe der Sperber aus, und die städtischen Waldwärter geben sich die größte Mühe, die Gaudiebe zu erwischen; es gelingt ihnen aber weder, sie selbst zu erwischen, noch den Horst ausfindig zu machen. Es haben sich nämlich ein Sperbermännchen und ein Weibchen zusammengefunden, die mit dem Großstadtleben so vertraut sind, daß sie ganz genau wissen, wie man sich zu verhalten hat, daß man am ungestörtesten da raubt, wo es von Menschen wimmelt, am sichersten da schläft, wo die Räder und Wagen und Automobile einherflitzen und -rasseln und -donnern, und daß man seinen Horst dort am besten baut, wo recht viele Verbotstafeln im Walde stehen.

So gut sind die Sperber mit dem Großstadtleben vertraut, daß sie den milden Winter über im Lande blieben und gar nicht daran dachten, sich den Gefahren einer Südlands- oder gar Afrikafahrt auszusetzen. Spatzen gibt es in und bei der großen Stadt massenhaft, und Schwarzdrosseln nicht wenig. Rund um die Stadt herum lebten Gold- und Grauammern, Grünlinge, Hänflinge, Stieglitze, und im Walde und in den Gärten waren genug Buchfinken zurückgeblieben. Ab und zu kamen Flüge nordischer Drosseln und Bergfinken durch, auch Kreuzschnabel und Kernbeißer, und an Meisen, Kleibern, Baumläufern und Goldhähnchen mangelte es nie. Zudem barg der Wald viele Häher und viele vom Norden zugereiste Ringeltauben. Und was das Beste war, überall waren Futterplätze angelegt, und da hüpfte und schlüpfte und schwirrte es den ganzen Tag, und auch Mäuse fanden sich stets ein. So konnten die Sperber recht bequem leben.

Vor den Menschen hatten sie gar keine Angst. Wenn auch eine ganze Familie hinter dem Fenster stand und sich über all das bunte Volk freute, das sich auf dem Futterbrette vor dem Fenster gütlich tat, das war den Sperbern gleich. Unverschämt, wie sie waren, strichen sie an den Hausfronten entlang, vermieden klug die elektrischen Leitungsdrähte und holten sich von dem Futterbrette den Spatzen oder die Meise, oder was es sonst gerade gab. So klug waren sie schon, daß sie nicht Tag für Tag dieselben Stellen besuchten. Drei Tage lang hintereinander raubten sie auf diesem Platze oder in jenem Garten, und dann verlegten sie ihre Raubzüge in eine andere Ecke. Da niemand nach ihnen schoß, denn in der Stadt ging das nicht und im Stadtwalde auch nicht, so wurden sie täglich frecher.

Ausgerechnet der Vorsitzende des Vogelschutzvereins, dessen vogelliebes Herz sich auf alles erstreckte, was ungefähr zu den Singvögeln gehörte, selbst auf die Spatzen, mußte es sein, der folgenden Streich mit ansah. Er stand mit der langen Pfeife in seinem Garten und sah den Spatzen zu, die mit viel Eifer einen Pferdeapfel auf unverdaute Haferkörner untersuchten. Plötzlich schreien die Spatzen und fliegen durch das eiserne Gitter in seinen Garten. Vor dem Gitter flattert der Sperber hin und her, rutscht an dem Gitter herunter, greift hindurch und zieht in demselben Augenblicke ab, wie der entrüstete Vogelfreund nach ihm mit der Pfeife schlug, was dem Sperber gar nichts, Pfeifenkopf und Abguß aber sehr viel Schaden brachte.

Wutentbrannt berief er eine außerordentliche Hauptversammlung des Vereins, verbreitete sich des langen über den Sperber oder Finkenhabicht, auch Stößer genannt, im allgemeinen und unter Vorlesung der Zeitungsausschnitte über das städtische Sperberpaar im besonderen, schilderte mit glühenden Farben und unter starker Entrüstung den Vorfall, der sich vor seinen, des Vorsitzenden Augen in der letzten Woche abspielte, stichelte ziemlich deutlich unter dem Beifalle der Versammlung gegen die städtischen Forstbeamten, die dem Unwesen nicht zu steuern imstande wären, und richtete an sämt-

liche Vereinsmitglieder die dringliche Aufforderung, den Horst des Sperberpaares ausfindig zu machen, damit man die Alten beim Horst abschießen oder auf ihm mit dem Nestgarn fangen könne.

Am untersten Ende der langen Tafel saß ein langer, dürrer Mann mit verschossenem Schnurrbart, blätterte in aufgelegten Zeitschriften und grinste, als der Vorsitzende schloß, ziemlich schmutzig in sein Bierglas hinein. Er wußte, wo die Sperber horsteten, wußte sogar im Stadtwalde zwei Horste und weiterhin mehrere, machte aber keineswegs den Mund auf und teilte seine Wissenschaft mit, sondern rauchte langsam und besonnen an seiner Zigarre und dachte dabei: „Das möchtet ihr wohl, meine Herrschaften! Nicht genug, daß ihr Stare im Großbetriebe züchtet, so daß alle andern Höhlenbrüter allmählich vor ihnen verschwinden, und über die Amseln, diese Salatzerreißer und Eierzerpicker, eure Hände haltet und euch entrüstet, wenn ein Junge einen Spatzen mit der Gummischleuder erlegt, und neulich sogar eine Protestresolution gegen meinen Freund Waldkauz faßtet, weil bei seinem Brutbaume Amselfedern gefunden waren, wollt ihr auch meinen Freunden, den Sperbern, zu Leibe, die brav dafür sorgen, daß die Spatzen, Stare und Amseln sich nicht noch mehr vervielfältigen, als es ohnehin schon der Fall ist. Und wenn sie auch Buchfinken mögen und Lerchen und Goldammern, von denen ist ja auch ein reichlicher Vorrat.“ Aus diesen Erwägungen heraus beschloß er, seine Kenntnis für sich zu behalten.

Am anderen Tage, es war ein Sonntag, saß er in aller Frühe dort, wo ringsum im Stadtwalde die Verbotstafeln stehen, gut gedeckt in der Krone einer Eiche und rauchte seine Zigarre. Dreißig Schritte vor ihm erhoben sich, von dichtbelaubten Eichen versteckt, zwei Fichten, eng beieinander stehend. Zwischen ihnen saß ein unordentlich aussehender Horst. Daraus kamen ab und zu zwei, drei, auch vier wollige Köpfchen, die leise gierten. Dann und wann schwebte ein brauner Schatten heran, lockte mit leisem „Ki-ki-ki“, fußte auf dem Horstrande und ließ etwas fallen, und dann ging im Horste

ein eifriges Zerren los. Mit seinem Glase konnte der Mann genau erkennen, was die alten Sperber ihrer Brut zutrugen. Zu allermeist waren es Spatzen; dann kamen Buchfinken, ab und zu auch Amseln, hin und wieder eine Meise oder ein anderer Kleinvogel und mitunter auch eine Maus.

Sehr vorsichtig und heimlich waren die Alten, und auch die Jungen gierten nur ganz leise. Im Frühling hatte der Mann das Sperberpaar bei seinem Minnespiel oft beobachtet. So frech es sonst war, jetzt benahm es sich sehr scheu. Nur dort, wo höchstens einmal die Forstwärter hinkamen, trieben sie sich, und dort riefen sie sich, aber viel leiser als in den Heidwäldern und Berghölzern klang ihr weiches, verliebtes „J=üh", und niemals fiel es ihnen ein, wie in den stillen Heiden, über dem Bestande zu kreisen. Es waren eben ganz andere Vögel geworden, diese Großstadtsperber, das sah man ihnen schon am Federkleide an. Da war kein schieferblauer Rücken, keine rostrote Weiche, keine weiße, gebänderte Brust zu sehen; das Schlafen auf den verrußten, angeräucherten Bäumen hatte ihr Gefieder tiefgraubraun gefärbt, ganz so wie das ihrer Hauptbeute, der Spatzen.

Am Nachmittage radelte der Mann weit vor die Stadt hinaus, bis in eine hohe Heide, die an eine üppige Bachmarsch stieß. Er schob sein Rad in einen Busch und trat vorsichtig in einen dürren Kiefernstangenort, bis er in dessen Mitte war. Dort duckte er sich in einen alten breiten Wacholderbusch, steckte sich seine Zigarre an, legte sein Glas zurecht und sah den Haubenmeisen zu, die vor ihm im Geäste herumschlüpften, und richtete ab und zu sein Glas in die Krone einer schlanken jungen Kiefer, in der ein alter Krähenhorst stand, aus der ab und zu ein lautes Gieren erklang. Ein helles, weitschallendes „Kikikiki" meldete ihm die Ankunft eines alten Sperbers. Lauter wurde das Gieren in dem Krähenhorste. Da fußte auch schon das Sperberweibchen auf einem Aste, eine Maus in dem einen Griffe haltend. Schön blaugrau war das Weibchen, und der rostrote Anflug an den Weichen bewies, daß es ein altes Stück war.

Einen Augenblick spähte es umher, dann schwang es sich auf den Horst, verweilte einen Augenblick und strich wieder ab. Fast in demselben Augenblicke klang das „Kikiki“ wieder, nur dünner, und das Männchen, ein schmuckes Ding mit hellfuchsroter Unterseite und schön blauem Obergefieder, hakte auf einem Aste auf, äugte umher und warf seiner Brut den Grünling hin, den es in den Klauen hielt.

Noch manches Mal saß der Mann in der Krone der Eiche im Stadtwalde und in dem Wacholderbusche in dem Kiefernstangenorte und beobachtete die beiden Sperberfamilien, die mißfarbigen, schwarzen, beim Horste heimlichen Großstadtsperber, und ihre Gegenstücke, die schmucken, bunten, am Horste sich ganz anders gebärdenden Heidsperber. Als die Brut im Stadtwalde beflogen war, da merkte kein Förster, kein Spaziergänger etwas davon, daß hier fünf Jungsperber Unterricht im Rauben bekamen; im fernen Heidwalde dagegen ging es laut genug her, und das „Gäggäggäg“ und „Kikikiki“ wollte den ganzen Tag über kein Ende nehmen.

Als aber der Spätherbst herankam, verschwanden die Sperber aus der Heide, und auch die Jungsperber im Stadtwalde verließen ihre Heimat und zogen dem Süden zu. Der alte rußige Sperberhahn und sein noch rußigeres Weibchen aber blieben ihrem Walde getreu, brachten nach wie vor Entsetzen über die Spatzen und Amseln der Stadt.

War es schlechtes Wetter, dann hockte das eine hier an einer Brandmauer und wartete, bis ein Spatz in die Nähe kam, und das andere lauerte irgendwo anders auf einem versteckten Balkonsimse oder hinter einem Schornsteine, und als der Frühling kam, sahen beide eher wie Dohlen, denn wie Finkenhabichte aus. Auch die Mauser brachte ihnen kein bunteres Kleid; Ruß und Rauch färbten die neuen Federn bald ebenso schwarzgrau wie die alten.

An einem abscheulichen Tage, wo es vom Himmel schneite, was da nur herunterwollte, so daß selbst die Spatzen schon am Nachmittage in ihre Löcher krochen, saß das Männchen hungrig mit eingezogenem Kopfe auf dem Dache des Vogelhauses im Zoo=

logischen Garten und machte lange Augen nach den Finken, Drosseln und Amseln, die unter ihm um den Futternapf herumhüpften. Da entdeckte es, daß an einer Stelle das Drahtgitter ein schmales Loch hatte. Es trippelte näher, zwängte erst den Kopf, dann den Leib durch die Ritze, und während die Vögel entsetzlich schrien, schlüpfte es in den Käfig und hub ein großes Schlachten an. Dann, als es nichts mehr zu morden gab, schwang es sich auf den Mauervorsprung in die dunkelste Ecke unter dem Dache und schlief mit schlechtem, aber ruhigem Gewissen ein.

Als es hell wurde, langte es sich einige Vögel und kröpfte sie in seinem Dachverstecke. Der Wärter machte ganz runde Augen, als er die Bescherung sah, und bat den Direktor herbei. Man sah das Loch in der Decke und schloß auf einen Marder. Die große Tür wurde aufgeschlossen, der Wärter öffnete sie und wollte gerade in den Käfig treten, da flog der Sperber, nicht ohne den Kernbeißer, mit dem er beschäftigt war, mitzunehmen, an ihm vorbei, und vier erstaunte Menschenaugen sahen ihm nach.

Dem Weibchen, das viel stärker als das Männchen war, wurden mit der Zeit die Spatzen langweilig, und es sah sich nach lohnenderer Beute um. So hielt es sich in der Nähe der Taubenschläge auf einem Schornsteine versteckt und wartete, bis die Tauben sich irgendwo niederließen. Und dann fing es eine, schleppte sie hinter einen Schornstein und rupfte sie in Muße. Gelang ihm der Fang nicht, retteten sich die Tauben in den Schlag, so war es frech genug, auf dem Trittbrett aufzublocken und sich zu Fuß in den Schlag zu begeben und alle Tauben, bis auf eine, die es griff, hinauszutreiben. In anderthalb Dutzend Taubenschläge wagten sich nach solchen bösen Erfahrungen die Tauben nicht mehr hinein, und in den Taubensportvereinen gab es lange Auseinandersetzungen über das Thema: „Die Schlagfurcht der Brieftauben."

Schließlich rannte das Männchen, als es in seiner Raublust einen Kanarienvogel, der hinter einer Fensterscheibe umherhüpfte, kapern wollte, so stark gegen das Glas, daß es betäubt auf die

Straße fiel und von einem Jungen gegriffen wurde, der es nach dem Zoologischen Garten verkaufte, wo es aber trotz reichlicher Fütterung mit Spatzen und Mäusen schon nach drei Tagen einging. Das Weibchen nahm ein noch schrecklicheres Ende. Es griff auf einem belebten Platze eine Taube, konnte diese aber nicht schnell genug fortschleppen und wurde, ehe es die Krallen aus ihr lösen konnte, von einem Automobil plattgewalzt. Beide Sperber, die zu so vielen Lokalnotizen Veranlassung gegeben hatten, brachten es in der Zeitung nun auch zu Nachrufen, wenn auch nicht gerade solchen ehrenvoller Art, und im Vogelschutzvereine war große Freude.

Nur ein Mitglied des Vereins nahm an dem allgemeinen Jubel nicht teil und beklagte, daß zwei so interessante Räuber, die ihm so manche genußreiche Beobachtung gebracht hatten, aus dem Stadtwalde verschwunden waren.

Als aber der April in das Land kam, trieb in aller Frühe dort, wo die vielen Verbotstafeln stehen, wieder ein mißfarbiges, rußiges Sperberpaar seine Minnespiele, und es war ebenso heimlich und vorsichtig wie das frühere, sowohl in seinen Liebesäußerungen als später beim Horste.



Der Feldsperling

Es will Abend werden. Hinter dem Kirchdache ist die Sonne untergegangen, und glührote und blaue Streifen, überschnitten von dem stumpfen Kirchturme, färben den Himmel.

„Abendrot, gut' Wetterbot'", denkt der Pfarrer, der, wie jeden Tag um die Sonnensinke, am Fenster seines Arbeitszimmers sitzt, die lange Pfeife, die er schon als Student besaß, raucht und auf den Besuch aufpaßt, der sich um diese Stunde einzustellen pflegt.

Es ist aber weder der Vorsteher noch der Förster, und der Lehrer ist es auch nicht und ebenfalls keiner von den Bauern, der

Besuch, den der Pfarrer erwartet, es ist ganz was anderes. Da kommen sie auch schon an, wie des Pfarrherrn freundliches Lächeln anzeigt, und mit einem solchen Lärm und so viel Geschwätz, wie es bei den Dorfleuten sonst gar nicht Brauch ist.

Es ist aber dennoch Besuch aus dem Dorfe, wenn es auch kleine Leute sind, die jetzt von allen Seiten herannahen, einzeln, zu zweien oder auch zu dreien und vieren, und einer nach dem anderen huscht in das hohe und dichte Efeugewirre hinein, das die steinerne Gartenpforte überwölbt, und nun zwitschert und piept und quiekt und quäkt und plappert und schnattert es da von lauter Feldspatzen.

Denn die sind es, die der Pfarrer allabendlich um die Schummerstunde erwartet. Seit dreißig Jahren, solange er hier auf dem Dorfe ist, kommen sie schon und übernachten in dem uralten, birnbaumblätterigen Efeu, und wahrscheinlich schon viel länger, denn der Efeu ist so alt wie das Haus, und das steht schon über hundert Jahre da mit seinem gewalmten Dache und den Steinvasen aus der bonapartischen Zeit rechts und links von der breiten, von Moos und Algen grün bezogenen Treppe.

Eine Viertelstunde hält das Ruscheln und Rappeln und das Quieken und Quäken in dem alten Efeu an. Ab und zu kommt noch ein Nachzügler, und dann geht das Gezeter von frischem los, oder einer von den kleinen Kerlen saust plötzlich aus dem Efeu heraus, setzt sich in den Birnbaum, schimpft gewaltig und macht dann wieder, daß er in den Efeu hineinkommt, denn die Sonnenmale hinter dem Kirchturme verblassen immer mehr, und vom Walde her macht sich der Nachtwind auf und rührt die Bäume im Pfarrgarten an. Einmal noch ruschelt es, und es zirpt oder zetert, und dann ist es still in dem Efeu.

Im Arbeitszimmer des Pfarrhauses brennt die grünkuppelige alte Studierlampe, und im Dorfe wird es still, höchstens daß ab und zu einmal eine Tür schlägt, ein Wagen dahinknattert, oder ein Hund bellt, oder ein Knecht, der aus dem Kruge kommt, ein

Lied flötet. Dann aber rührt sich ein anderes Leben, von dem am Tage wenig zu merken war. Die Schleiereule, die in dem Kirchturme wohnt, kommt aus dem Schalloche gestrichen und schwebt mit lautlosen Flügelschlägen über die Gartenpforte des Pfarrhauses, um zu sehen, ob sie dort nicht eine der Ratten erwischt, die von den Ställen des Kruges gern an der Pfarre vorbei ihren Wechsel nach einem der Bauernhöfe nehmen. Schon ist die Eule an dem alten Efeu vorübergestrichen, da macht sie eine Wendung und streicht auf den dicken, dunklen Blätterklumpen zu, denn es ruschelte ganz leise darin. Aber dann streicht sie weiter. Sie weiß, sie bekommt doch keinen von den Schläfern darinnen, denn zu tief und zu dicht ist das Gewirre der Ranken und des harten, starren Blattwerkes. Auch der Hausmarder, der auf dem Kirchboden seine Schlafstelle hat, weiß, wer in dem Efeu schläft; doch ihm ist auch bewußt, daß dort nichts zu holen ist, und als er darum mitten in der Nacht die Mauer des Pfarrgartens entlang hüpft, macht er wohl ein Männchen und schnuppert nach dem Efeudickicht hin, springt dann aber, ohne erst einen Versuch zu machen, einen Spatzen zu erbeuten, auf den Prellstein und folgt den Rattenspuren, und des Pfarrers Kater, der im Dorfe eine Liebesangelegenheit zu erledigen hat, wirft nur einen schiefen Blick nach dem Efeu und huscht weiter.

Die dreißig und mehr Feldspatzen aber haben die Köpfe unter das Rückengefieder gesteckt und schlafen, trotzdem der Wind sich immer mehr aufmacht und gegen Morgen einen tüchtigen Schneefall mitbringt, so fest und ruhig, als säßen sie in ihren Bruthöhlen, und erst, als es hell wird, rappeln sie sich auf, piepsen ein wenig, und einer nach dem anderen fliegt in den Birnbaum, zieht sich sein Gefieder zurecht und sieht zu, wo es etwas für seinen Schnabel zu finden gibt. Zwar liegt der Schnee ziemlich hoch, und allerlei Gesindel, das von Rechts wegen im Dorfe gar nichts zu suchen hat, Finken, Ammern, Haubenlerchen und wer weiß was noch alles, ist von weit und breit zugereist und schmälert den Spatzen die Nahrung. Aber die wissen gut Bescheid und besitzen zudem eine

gehörige Menge von Unverschämtheit, wenn sie auch nicht so frech sind wie die Dickköpfe von Hausspatzen. Immerhin wagen sie sich dreist in die Höfe, und wo die Dreschflegel klingen, sind sie da, stürzen sich auf das Kaff, der in den Hof geschüttet wird, und hüpfen kaum zur Seite, hackt einmal ein Huhn nach ihnen. Außerdem kennen sie die Stellen an den Zäunen, wo sich der Schnee nicht hält, und suchen sich da die Samen des Knöterichs, der Melde, der Mäusegerste und des Hirtentäschels, kehren dann beim Kruge ein, denn vor der Haustüre mangelt es nie an Roßäpfeln, in denen manch unverdautes Korn zu finden ist, oder treiben sich zu demselben Zwecke auf der Landstraße herum, besuchen die schneefreien Raine rund um das Dorf, tränken sich bei der Pferdeschwemme am Bache, versammeln sich mittags, wenn die Sonne recht schön scheint, in der hohen Pappel am Feuerteiche und schwatzen dort ein Stündchen, ohne sich um die Elstern zu kümmern, die unter ihnen sitzen, und bringen den Nachmittag wieder mit Futtersuchen zu, bis der Abend herannaht und sie sich zum Schlafen versammeln, die eine Schar in dem Efeu der Pfarre, die andere in dem Storchneste auf dem Vorsteherhause, die dritte in den hohen und dichten Weißdornhecken der Försterei, und wo es sonst überwindig und sicher ist.

So treiben sie es den einen Tag wie den anderen, immer fröhlich und unverdrossen, selbst wenn es noch so sehr weht und schneit, ohne viel Ungemach auszustehen. Vor dem Sperber, diesem Gaudieb, müssen sie sich allerdings hüten, denn der jagt wintertags liebend gern mitten im Dorfe. Wie der Blitz ist er da, greift einen Spatzen, und ehe die andern so recht wissen, was sich begeben hat, ist er schon wieder hinter den Häusern verschwunden. Auch dem Käuzchen, das in einem der Schafställe vor dem Dorfe brütet, ist nicht recht zu trauen. Manchmal kümmert es sich um die Spatzen gar nicht, bis es auf einmal zwischen ihnen ist, einen packt und trotz des Geschimpfes der anderen, die ihm eine Weile nachfliegen, sich mit ihm von dannen macht. Ab und zu kommt es auch vor, daß einer von den kleinen fremden Falken, die im Winter durchreisen,

sich in der Dorfmark aufhält, und dann heißt es aufpassen. Im allgemeinen führen die Spatzen aber auch in der rauhen Zeit ein sorgloses Leben, und da sie früh im Jahre mit Brüten anfangen und spät damit aufhören und jedesmal mindestens vier Eier legen, so werden es ihrer eher mehr, denn weniger. Nur in dem einen Jahre, als die Verfügung vom Landratsamte kam, daß jeder Hof so und so viele Spatzenköpfe abliefern mußte, weil die Sperlinge überhand zu nehmen drohten, wurden, obgleich die Verordnung eigentlich nur den Hausspatzen galt, auch die Feldspatzen etwas dünn; sie sorgten aber dafür, daß der Ausfall bald wieder wettgemacht wurde, zumal sie meist da brüten, wo sie nicht so leicht zu bekommen waren, vorzüglich nicht unter den Strohdächern oder sonstwie in den Häusern.

Es gibt ja genug hohle Obstbäume im Dorfe und an der Landstraße und in den Kopfweiden am Feuerteiche und bei den Flachsrottekuhlen und längs des Baches, und so manche von den alten Eichen auf den Höfen bietet auch ein Loch, in dem es sich gut nisten läßt, und dann sind ein Dutzend Storchnester im Dorfe, und in jedem von ihnen brütet ein Dutzend Feldspatzen, ohne sich vor den Störchen zu scheuen. Auch einige von den Starkästen, welche die Bauern aufhängten, haben sich die Spatzen angeeignet und nicht minder zwei von den Meisenkästen, die der Pfarrer in seinem Garten angebracht hat. Zuerst war er ärgerlich und nahm sich vor, die Spatzennester samt den Eiern hinauszuwerfen; aber da sah er eines Tages, wie einer von den Rotköpfen an dem Stamme des Apfelbaumes emporkletterte und fleißig die scheußlichen Blutläuse vertilgte, und deswegen ließ er sie wohnen, wo sie wollten, zumal sie ihm nicht, wie die Hausspatzen, an seine Kirschen, Erdbeeren und Weintrauben gingen, sich auch nicht durch das Abbeißen und Zerfetzen der Salatpflanzen und des anderen Junggemüses lästig erwiesen und auch den Schwalben, die an der Kirche brüteten, die Nester nicht abtrieben. So hängte er lieber noch ein halbes Dutzend Meisenkästen auf, ließ die Spatzen gewähren und stand sich gut dabei.

Zwei von den Nistkästen in dem Birnbaume vor dem Arbeitszimmer des Pfarrers sind von Feldspatzen bewohnt, so daß der Geistliche ganz genau beobachten kann, was sie tun und treiben. Schon um die Mitte des Ostermondes bringen sie die erste Brut auf und können dann weiter nichts tun, als hin- und wiederfliegen und füttern und füttern und füttern, denn die jungen Spatzen haben einen kurzen Darm und eine überaus gesegnete Verdauung. So sehen die beiden Pärchen zu, daß sie das Futter für ihre Brut möglichst dicht bei den Nestern bekommen, und suchen emsig die Obstbäume, die Beerensträucher, die Reben, den Blumengarten und die Gemüsebeete nach Räupchen, Käfern und anderem Geziefer ab, und da ihnen die Feldspatzen, die in dem Storchneste auf der Kirche nisten, dabei behilflich sind, auch Meisen, Rotschwänze, Fliegenschnäpper, Grasmücken, Gartensänger, Zaunkönige, Bachstelzen und Braunellen, die teils im Pfarrgarten, teils auf dem Friedhofe oder in der nächsten Nachbarschaft ihre Jungen haben, sie darin unterstützen, so weiß der Pfarrer gar nicht, was Käferfraß und Raupenschaden ist, und sein Obst, sein Gemüse, seine Blumen gedeihen auf das allerbeste, und wenn ihm die Spatzen auch an den Sämereien oder sonstwie einen kleinen Schaden anrichten, das läßt er ihnen hingehen und sagt, wenn seine Schwester, die ihm den Haushalt führt und sich darüber beklagt, lächelnd: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, und dem Ochsen, so da drischet, soll man das Maul nicht verbinden."

Er hat ein gutes Herz, der alte Herr, und zwei heiter blickende Augen, die sich an allem freuen, was hübsch auf der Welt ist. Und wenn er sich auch sagt, daß der Trauerfliegenschnäpper, der in der alten Roßkastanie gebaut hat, und der Gartenrötel, der in dem Walnußbaume brütet, prächtiger anzusehen sind als die Feldspatzen, deren Geschilpe mit dem Gesange der beiden edlen Vögel zudem keineswegs verglichen werden kann, wenn sie so wintertags auf dem Schneebeerenstrauche sitzen, oder bei Sonnenschein in einer Reihe auf der Gartenmauer hocken, ab und zu zwitschern, lustig die



Feldspatz auf Wohnungssuche

Phot. R. Schelcher



rotbraunen Köpfchen drehen, mit den Schwänzchen schnippen, stille sitzen wollen, es aber nicht können, dann findet er, daß es ganz allerliebste, hübsch gezeichnete und dabei so drollige Tierchen sind, und wenn im Frühling ein Männchen vor seiner Angebeteten herumhüpft und schilpt und den Schwanz fächert und die Flügel hängen läßt, als wäre er ein balzender Urhahn, da lacht der Pfarrer oft ganz herzhaft los.

Die größte Freude jedoch hat er an ihnen, wenn die junge Brut so weit herangewachsen ist, daß sie die Nistkästen verläßt und sich auf den nächsten Zweig wagt und da tolpatschig herumhampelt, bis sie festen Fuß gefaßt hat und nun, eins neben dem anderen, mit dem Stummelschwänzchen wippt, unaufhörlich piepst und fortwährend hin- und heräugt, bis eins von den Alten vorbeischnurrt. Dann geht ein heißhungriges Gieren und ein aufgeregtes Gewackel und ein flehentliches Flügelgezitter los, und das von den vier oder fünf oder sechs Kleinen, dem die Räupchen in den gelbrandigen Schnabel gestopft wurden, rückt sich befriedigt zurecht, hebt das Schwänzchen und macht für das Futter, das es in den Magen drückte, Platz; die anderen aber piepsen wehmütig und machen hinter dem abfliegenden Elternvogel lange Hälse und warten, bis die Reihe an sie selber kommt.

Wenn die kleinen Spatzen erst so weit sind, daß sie sich freier auf dem Aste bewegen können, dann dauert es nicht mehr lange, und sie schnurren im Garten umher, und ein Weilchen später sind sie verschwunden, denn sie haben sich mit den anderen jungen Feld- und Hausspatzen zusammengeschlagen, treiben sich in der Feldmark herum, wo sie sowohl allerlei Gewürm vertilgen, aber auch manchen Schaden an der reifenden Gerste anrichten, weswegen der Jagdaufseher, der selber Bauer ist, ab und zu losgeht und mit dem allerdünnsten Schrote in einen von den großen, nach Hunderten zählenden Spatzenschwarm hineinschießt, einmal des Feldschadens wegen und dann auch, weil er auf diese Art leicht zu Futter für seine Frette kommt. Aber mit einem Schlage sind die Spatzen dann

bis auf einige Paare, die noch Spätbruten haben, verschwunden, und niemand vermißt sie. Sie streichen weit umher, machen sich heute hier nützlich, morgen da unnütz, werden durch den Menschen, den Sperber, durch Anfliegen gegen Leitungsdrähte, Schnellzuglokomotiven und Kraftwagen und auch wohl durch Krankheiten sehr vermindert, und nur ein Teil von ihnen kehrt wieder nach dem Dorfe zurück, tut sich mit den Daheimgebliebenen zusammen und läßt sich abends nach einem der Schlafplätze in den Storchnestern, Hecken oder in den Efeu der Pfarre mitnehmen.

Wenn dann die schweren Regenschauer im Spätherbste herunterkommen und den Spatzen alle Lust nehmen, in der kahlen und öden Feldmark auf Atzung auszufliegen, dann erbarmt sich der Pfarrer ihrer wohl und streut ihnen Krümelchen und Hanfsamen vor das Fenster und freut sich, wenn sie sich mit den Kohlmeisen darum zanken. Er weiß, was er an seinen Spatzen hat. Er ist kränklich und führt ein einsames Leben, das sich zumeist zwischen seinem Hause und der Kirche hin- und herbewegt, und seine Blumen und die Vögel in seinem Garten sind außer den Büchern seine einzige Freude.

Wenn aber die letzten Blumen vom Nachtfroste geknickt sind, wenn selbst das Hausrotschwänzchen südwärts gezogen ist, dann sind es nur die Feldspatzen allein, die Tag für Tag den alten Herrn erfreuen, und so streut er ihnen ab und zu Futter und sieht ihnen jeden Abend zu, wenn sie sich in dem Efeu über der Gartenpforte zum Schlafen einschwingen.



Der Waldkauz

Wer singt im Dorfe den Frühling ein? Wer ruft die gute Zeit heran?

Nicht Amsel und Fink sind es, und nicht Meise und Star, und auch nicht Specht und Häher; ein anderer ist es, der mit lautem

Liebe den Haselbusch lehrt, sich mit Gold und Rubinen zu schmücken, ist es, der die Erle rührt, daß alle ihre Zweige rote Troddeln schwenken, und der dem Schneeglöckchen Mut macht, über den Buchsbaum zu sehen.

Ein Kauz ist es, ein dicker, alter Waldkauz, der in der dicken, alten Linde wohnt, die mitten im Dorfe vor dem dicken, alten Kirchturme steht und ihre Äste über die graugrünen Grabsteine spreizt. Seit unvordenklichen Zeiten hat ein Kauzpaar in der Kirchhofslinde gewohnt und ist den Dorfleuten heilig gewesen. Aus uralten Tagen blieb ihnen eine dumpfe Erinnerung, daß die Eule einst Friggas Lieblingsvogel war, ehe der neue Glaube über das Land kam und aus allem, was den alten Göttern lieb war, unholdes Getier und Greuel machte.

Darum darf der Kauz im Dorfe schalten und walten, wie er will, und nicht nur deshalb, weil ein Stück Urglauben mit ihm verbunden ist; so manche Maus, so manche Ratte, die den Schnäbeln und Griffen der jungen Käuze entglitt, fand der Bauer zwischen dem knorrigen Wurzelwerk der Linde und machte sich seinen Vers darauf. Aber am liebsten ist er ihnen, weil er den Frühling verkündet. Liegt auch der Schnee noch auf der Saat, und stehen die Gräben noch in Eis, zieht der März in das Land, dann singt der Kauz den Frühling ein, und das ganze Dorf freut sich, daß die bessere Zeit herankommt.

Eine eigene Art hat die Eule, den Frühling einzusingen; wie mit einem schrillen Schreckensschrei beginnt es, wendet sich in ein Hohngelächter um, steigt zu einem wilden Jauchzen und sinkt zu einem wehen Gewimmer herab. Stadtleute finden es teuflisch und höllisch, die Leute im Dorfe aber lieben es, des Kauzes Frühlingslied, der Eule Liebesgesang.

Gestern war es hell und kalt. Der Wind pfiff von Morgen her, die Sterne waren alle versammelt. Da gefiel es dem Kauze nicht. Stumm strich er im tiefen Holze hin und her, schlug die Maus auf dem Wege und die Wühlratte im Graben und suchte,

lange ehe sich die Nacht vor dem Morgen verkroch, sein Loch in der Linde auf.

Heute aber paßt ihm das Wetter besser. Der Wind kommt von der Abendseite, weich und warm ist er, und die Luft ist dick und diesig. In den Wiesen braut der Fuchs, und nur der Abendstern ist wach. Noch bewahrt der Himmel eine rosige Erinnerung an die Sonne, da erhebt der Kauz sein Gefieder, und streicht der Wiese zu. Mit festem Griffe faßt er die Wühlratte; ihr Strampeln nützt ihr nichts; ein Biß in den Hinterkopf nimmt ihr das Leben, und sie verschwindet in dem weiten Rachen. Zwei Mäuse folgen ihr bald nach.

Hauptjagdwetter ist heute; die Mäuse laufen ganz anders als gestern. Aber der Kauz hat heute keine rechte Freude an der Jagd. Was ihn lange nicht ankam, heute fällt es ihm ein, loszulachen und aufzujauchzen. „Huch!“ kreischen die Mägde in der Spinnstube des einsamen Hofes, und dann lachen sie lustig; wenn der Kauz ruft, hört das Spinnen bald auf, und die Arbeit in Garten und Feld beginnt.

„Kiu-witt, kuwitt“, geht es draußen. Und dann kommt das Schönste: „Huuu, huhuuu, huhuhuhu“, und dann ein seltsames, langes Trillern, „Rlurlurlurlu“, eine ganze Viertelstunde lang, und dann ein heiseres Bellen und ein Lachen hinterdrein, als wenn siebzig Teufel sich über den Fall eines Gerechten freuen.

Aber nichts Arges und Böses denkt sich der Kauz dabei, nur Liebes und Gutes. Er sehnt sich nach einem Herzen, das wie sein Herz fühlt, nach einer großen, schönen Käuzin mit großen, schönen Augen. Nur deswegen quietscht und schreit und lacht und bellt und trillert und jauchzt er heute so sehr. Überall bringt er Leben in den Abend; eben rief es im Walde, nun lacht es im Dorfe, und jetzt rollt sein tiefes Lachen an der Wiese entlang.

Dort jagt schon seit einer Stunde eine dicke graue Käuzin. Ihr gehört die Wiese und die Waldkante, so denkt sie. Sie ist so frech, daß sie den Bussard, der sich in der großen Eiche bei der Ochsen-

hütte zum Schlafen eingeschwungen hatte, jählings mit ihrem dicken Kopfe in den Rücken stieß, daß er von seinem Aste herabpolterte und entsetzt abstob. Daß auf der besten Stelle der Wiese, wo die Mäuse am meisten laufen, die Rehe stehen, paßt ihr nicht, und sie stößt so lange nach ihnen, bis sie ihr Platz machen. Auch die beiden Hasen, die da Hochzeit halten, jagt sie in den Busch hinein.

Quer durch die Wiese läuft ein heller Bach. Dort, wo das Stauwehr ihn einzwängt, steht eine halbpfündige Forelle, auf Beute lauernd, die ihr die Strömung zutragen soll. Über ihr rüttelt die Käuzin. Etwas Schwärzliches kommt durch das Wehr getrieben; eine junge Maus ist es, die die Müllerin totschlug und in den Bach warf. Die Forelle geht nach der Maus auf, faßt sie und will mit ihr unter den Wasserwurzeln der Erle verschwinden, da fühlt sie sich geangelt und trotz ihres Schnellens und Schlagens emporgehoben. In der Eiche bei der Ochsenhütte hakt die Eule auf und kröpft sich an dem Fische satt.

Da schwebt ein Schatten heran und stößt sie von dem Aste. Er ist kleiner und schwächer, der verliebte Kauz, um ein Drittel kleiner als die Käuzin, aber er ist ein Mann. So treibt er sie fauchend und knappend, quietschend und trillernd in den Wald hinein, treibt sie eine Stunde hin und her, bis sie sich in einer Eiche einschwingt und er ihr gegenüber aufhakt. Und da sitzt er und pfeift und bellt und heult und lacht und trillert und gellt so wunderschön, so lieblich und so ergreifend, daß die dicke braune Käuzin gar nicht anders kann, als sich dem hübschen grauen Kauz zu ergeben und das Loch im Lindenbaume mit ihm zu beziehen.

Breit und geräumig ist das Loch und so tief, daß kein Junge bis auf den Grund fassen kann. Das wagt auch keiner, denn vor Jahren kletterte der Sohn des Pastors in der Linde herauf, um sich die Eier zu holen. Da fuhr ihm aber fauchend das Weibchen in das Gesicht, und aus der Krone der Linde sauste der Kauz heraus und stieß den Jungen in das Genick, und der erschrak so, daß er allen Halt verlor, aus dem Baume fiel, den Unterschenkel brach und sechs Wochen das Bett hüten mußte.

Seit der Zeit haben die Jungen eine heilige Scheu vor der Linde, und auch die großen Leute gehen zu der Zeit, wenn die Käuze Junge haben, im Bogen um den Eulenbaum herum, besonders in der Dämmerung, denn wenn die Eulen gerade schlechter Laune sind, stoßen sie auf die Menschen. So frech aber wie in diesem Jahre waren sie noch nie. Das hat der neue Lehrer, der acht Tage im Dorfe ist, erfahren. Dem gefiel es, an einem milden Aprilabend sich auf die Knorren am Fuße der Linde zu setzen. Aber plötzlich stieß er einen Schmerzensschrei aus und rannte so wild davon, daß er den Pastor, der über den Kirchhof ging, fast umwarf. Kreidebleich war er, als er dem Pastor und der Pastorin erzählte, wie es ihm gegangen war. Ganz jählings war etwas Schwarzes gegen seinen Kopf geflogen, und Krallenfinger hatten seinen Nacken gepackt. Und als er den Kopf beugte, konnten der Pastor und seine Frau drei lange blutige Risse sehen.

Als der Lehrer hörte, wer der Unhold war, lachte er, und von da ab setzte er sich oft in die Laube vor dem Pfarrhause und sah den Eulen zu, die ab- und zuflogen. Wehe der Katze, die über den Kirchhof schlich; ehe sie es sich versah, hatte sie einen Stoß und ein paar Risse abbekommen und fuhr mit Angstgequake über die Mauer. Des Pfarrers Hund traute sich nicht um sämtliche Leberwursthäute der Welt in der Dämmerung an der Linde vorbei. Denn als er einmal dort hinter den Wieselchen herumschnüffelte, hatte ihn das Eulenpaar überfallen und ihm so zugesetzt, daß er für immer genug davon hatte. Und es war kein kleiner Hund, sondern ein großer Kerl von Bernhardiner.

So störte niemand die Käuze, und sie fühlten sich ganz als Herren der Linde und des alten Glockenturmes. Das sah man daran, daß sie am hellen Tage, besonders an warmen Morgen, ganz vergnügt auf einem Aste oder auf einem Balken des Turmes saßen, sich von der Sonne bescheinen ließen und sich putzten und juckten. So vertraut waren sie, daß es ihnen ganz gleich war, wenn eine Kohlmeise sich über sie setzte und sie beschimpfte, und die Spatzen

und die Rotschwänze hatten sich schon an die Eulen gewöhnt und ließen sie in Ruhe, zumal ihnen nicht zu trauen war, denn wenn die jungen Eulen zu laut nach Fraß piepten, flogen die Alten am hellen Tage auf Raub aus und griffen manchen Spatzen und auch wohl eine Amsel oder auch einen flüggen Star.

Den Leuten im Dorfe war das gleichgültig, denn Spatzen, Amseln und Stare gab es im Dorfe genug. Aber es gab auch Ratten, und die machten die Käuze mit der Zeit dünne. Überall auf den Höfen schwebten sie in der Dämmerung umher, und wehe der Maus und der halbwüchsigen Ratte, die ihnen in den Wurf kam! Ehe sie es sich versah, faßten sie die nadelscharfen Krallen, der Schnabel drückte ihnen das Hinterhaupt ein, und fort ging es nach der Linde, wo vier dicke, graue, weißflockige Wollklumpen auf den Ästen vor dem Nistloche saßen und gierig den Eltern die Beute fortrissen.

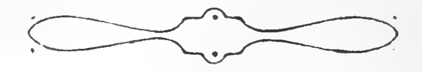
Da niemand die Eulen störte, wurden die Jungen bald ebenso keck wie die Alten. Am hellichten Tage kletterten sie aus dem Loche heraus, erstiegen einen Ast, auf dem die Sonne lag, ließen sich bescheinen und sahen mit halbgeschlossenen Augen auf das Leben und Treiben, das sich auf der Straße jenseits der Friedhofsmauer abspielte. Wenn ein Mensch vorüberging, ein Wagen vorüberfuhr, oder das Vieh dort hergetrieben wurde, rührten sie sich nicht. Sobald sich aber ein Hund oder eine Katze sehen ließ, richteten sie sich auf, wackelten mit den dicken Köpfen, rissen die Glotzaugen auf, fauchten und knappten mit den Schnäbeln, und der Hund oder die Katze warf einen scheuen Blick nach der Linde, senkte den Schwanz, oder richtete ihn empor und beschleunigte seine Schritte. Und wenn sie hungerte, dann piepten sie so lange, bis es der Vater und die Mutter nicht mehr aushielten, ihre Schlafplätze im Lindenlaube oder in dem Glockenturmwinkel verließen und bei Tage dem Holze zustrichen, um mit einer Maus, einer Eidechse, einem Frosche oder einem großen Käfer zurückzukehren.

Darben brauchten die Jungen nicht; unglaubliche Mengen von Unzeug schleppten die Alten herbei. Die Maus mochte noch so schnell

und das Wiesel noch so flink sein, viel schneller war der Kauz, viel flinker die Käuzin. Kein Flügelschlag verriet ihr Kommen; lautlos schwebten sie über das Feld, unhörbar rüttelten sie über dem Raine, und niemals stießen sie fehl. Dem Hirschkäfer halfen seine Zangen ebensowenig wie der Kreuzotter ihr Gift; wo die Krallen der Käuze hingriffen, da half kein Kneifen, nützte kein Beißen; verloren war alles, was sie erfaßten.

So mangelte es der Eulenbrut nie an Futter, und sie wuchs und gedieh, schob aus dem Dunenkleide Speile und Federn, und aus den unförmlichen Wollklumpen wurden langsam ansehnliche Käuze, die zwar noch immer hinter den Alten herbettelten, aber doch schon ab und zu den Versuch machten, selber eine Maus zu fangen. Anfangs stellten sie sich noch dumm genug an und griffen sogar dann noch vorbei, wenn der Kauz oder die Käuzin eine halbtote, zappelnde Maus vor ihnen fallen ließ. Aber heute lernte der eine, im rechten Augenblicke auf den Frosch zu stoßen, morgen glückte es einem anderen, den Maulwurf im taufeuchten Wege zu schlagen, und bald konnten sich die viere selbst ernähren, und die Alten bissen sie von sich fort.

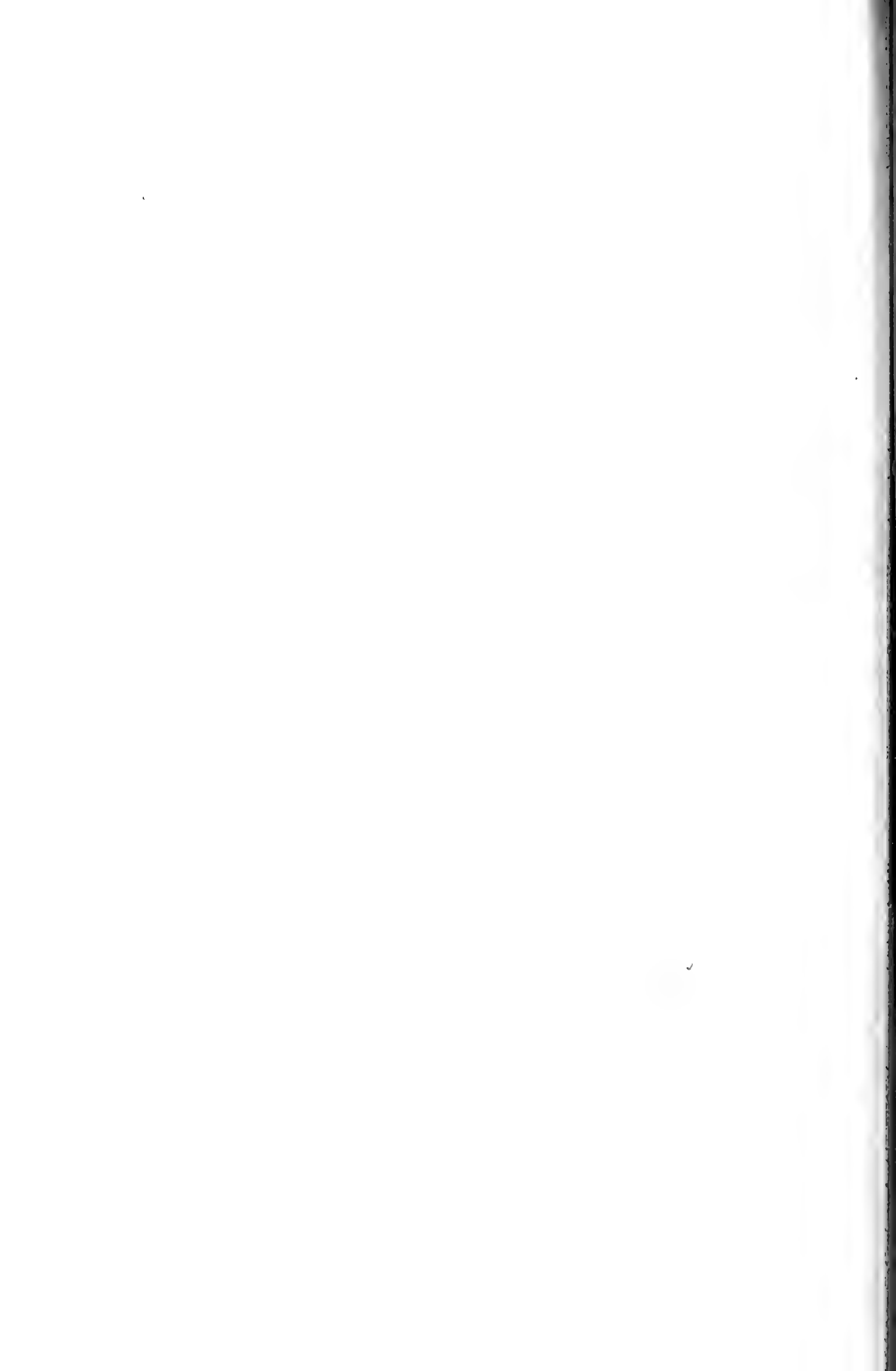
Damit zerriß auch das Band zwischen Kauz und Käuzin. Beide strichen ziellos hin und her, den Mäusen nach, und wo es viele gab, dort blieben sie, bis sie und Wiesel, Hermelin, Turmfalke und Bussard deren Reihen gelichtet hatten, und dann zogen sie anderen Feldern zu. Als aber der Winter herankam, suchte der Kauz wieder das Dorf und sein Loch im Lindenbaume, von dem er abends abstrich, um still und heimlich auf Mäusejagd zu fliegen. Gab es aber laue, nebelige Abende, dann übte er seine Stimme und quietschte und heulte, aber lange nicht so laut und so voll und so anhaltend, wie er im Märzen schrie, als er den Frühling einsang.





Das Nachtgespenst

Phot. Steenhuizen



Am öden Ort

Die Nachtschwalbe

In der Meggenheide ist es nicht recht geheuer, vorzüglich um die Ulenflucht. Wenn der Fuchs im Moore Bier braut, geht der Helljäger um, pfeift seiner Meute und klappt mit der langen Rüdemannspeitsche, und die tote Spinnerin läßt ihr Rad schnurren.

Das hat die alte Magd im Heidkruge den Stadtleuten erzählt, die dort in der Sommerfrische sind. Sie tuen so, als glaubten sie es, aber im stillen lächeln sie über das alte Mädchen und seine Spukgeschichten.

Eines Abends aber, als sie den Richteweg durch die Meggenheide eingeschlagen, wird ihnen doch etwas bänglich zu Sinnen. Wie Gespenster sehen die Wacholderbüsche aus und wie Unholde die zersausten Krüppelkiefern.

Gerade hat der kecke Sekundaner mit einem schlechten Witze des Schwesterleins gedrückte Stimmung aufgefrischt, da ertönt ein greller Pfiff. Erschreckt fährt der Backfisch zusammen, die Frau faßt fester des Mannes Arm, der Sekundaner sieht sich scheu um, und selbst das Haupt der Familie bekommt schnellere Füße.

Noch einmal erklingt der scharfe Pfiff, und noch einmal, und dann hört man das Klatschen der langen Peitsche und das Schnurren des gespenstigen Spinnrades. Ein dunkler, schmalflügliger Vogel flattert lautlos über den Leuten, umkreist sie, tanzt auf und ab, verschwindet im Schatten und tanzt wieder vor ihnen her. Bald hier, bald da erklingt der seltsame Pfiff, ertönt das unheimliche Klatschen,

und laut schnurrt das gespenstige Rad. Mit nassen Stirnen und klopfenden Herzen kommen die Leutchen im Kruge an.

Am anderen Morgen sucht das Mädchen zwischen Holz und Heide aus Wohlverleih und Knabenkraut einen bunten Strauß für den Mittagstisch. Als es sich wieder bückt, flattert mit heiserem Rufe etwas Graues vor ihr auf, verschwindet in der Heide, schwebt wieder heran, läßt sich nieder, glotzt aus großen dunklen Augen, spreizt ein gespenstig gefärbtes Gefieder, trippelt auf hexenhafte Art hin und her, und jetzt schreit das Mädchen auf, läßt die schönen Blumen fallen und läuft, was es laufen kann, denn vor sich erblickte sie zwei große, graue, häßliche, glotzäugige Klumpen, schrecklich anzusehen, Kröten oder sonst etwas Entsetzliches, wie es ihm noch nie begegnete.

Man kann schon ängstlich werden, wenn abends in stiller Heide die Nachtschwalbe ruft und schnurrt und mit den Flügeln klatscht, und wer nicht weiß, was er vor sich hat, ist leicht geneigt, ihre Jungen für bösartige Ungeheuer zu halten, denn mit ihren dicken, flachen Köpfen, den gewaltigen roten Rachen und den mächtigen schwarzen Augen sehen sie ganz absonderlich aus, und in ihrem Jugendgefieder ähneln sie anfangs verschimmelten Erdklumpen und späterhin jungen Zaunigeln, und ihre Bewegungen sind durchaus nicht anheimelnd. Wer aber die Nachtschwalbe kennt, der liebt sie und freut sich, begegnet er ihr.

Am Tage ist es nicht leicht, sie zu finden, und meist Sache des Zufalles. In der buschigen Heide, am Rande des Kiefernwaldes, im trockenen Moore liegt sie, flach an den Boden gedrückt oder platt auf einen Ast geschmiegt und läßt den Wanderer bis auf wenige Schritte herankommen. Plötzlich erhebt sie sich mit einem merkwürdig trocken klingenden Rufe, einem rauhen „dak, dak", flattert mit einigen ungeschickten Flügelschlägen empor, schwenkt gewandt um die Büsche und Stämme und ist verschwunden. Der Wanderer hat gesehen, wo sie einfiel. Er geht vorsichtig hin. Hier muß es sein. Er späht und späht, aber er sieht nichts als Heide, Sand, Renntiermoos und Pfeifengras. Da klingt es wieder dicht vor ihm „dak, dak", und un=

beholfen flattert der graue Lappen fort und verschwindet wieder. Ein Dutzend Male versucht der Sucher sein Glück noch, aber nie gelingt es ihm, den Vogel eher zu erspähen, als bis er hoch wird; das grau, braun, schwarzbraun und rostgelb gemusterte Gefieder verschmilzt völlig mit dem Erdboden oder dem Äste.

Wer die Nachtschwalbe am Tage im Freien beobachten will, der kann das nur am Neste. Das heißt, ein Nest im üblichen Sinne baut sie nicht. Im Gewirre von dürrem Farnkraut, Gras und Reisig, unter einem Wacholderbusche, zwischen dem sparrigen Gezweige einer krüppligen Kiefer scharrt sie sich mit dem schwachen, bis auf die Zehen befiederten Füßchen eine ganz flache Nestmulde und legt auf den blanken Boden ihre großen, walzenförmigen, beiderseits gleichmäßig abgerundeten Eier, deren Färbung und Zeichnung ebensosehr dem Erdboden angepaßt ist wie ihr Gefieder. Wer sie dort aufjagt, Geduld hat und stille sitzen gelernt hat, der kann sie gut betrachten.

Eine Viertelstunde sitzt er still und stumm auf dem Baumstumpfe. Da flattert es an ihm vorüber und fällt auf dem Sande ein. Wie es so daliegt, sieht es wie ein fast fußlanges Stück Rinde aus, das Nachtschwalbenweibchen, und das große schwarze Auge, das es dem Beobachter zukehrt, könnte er für einen Käfer halten. Aber jetzt richtet es den Kopf auf, an dem ein winziges, von langen, steifen, schwarzen Schnurrhaaren beschattetes Schnäbelchen sitzt, das der Vogel nur zum Putzen des Gefieders benutzen kann. Aber die Mundspalte ist so groß, daß in dem geöffneten Rachen ein derber Mannesdaumen bequem Platz hat, und so kam der harmlose Vogel in den Verdacht, er hinge sich an den Ziegen fest und saugte ihnen die Milch aus.

Da der Beobachter ganz still sitzt, fühlt der Vogel sich sicher. Ungeschickt trippelt er dem Neste zu, mit hochgehaltenen Flügeln sich das Gehen erleichternd. Dabei zeigt er die feine Musterung seines Gefieders, wie sie nur noch ein einziger deutscher Vogel, der schnurrige Wendehals, aufweisen kann. Es ist ein Erdvogelgefieder nach der Zeichnung und ein Nachtvogelfederkleid nach der Beschaffenheit,

so weich, daß es einen lautlosen, sanften Flug ermöglicht, wie ihn ein Vogel braucht, dessen Beute schnelle Falter sind, deren feine Sinne sie befähigen, jedem verdächtigen Luftdruck blitzschnell auszuweichen.

Es ist ein Vergnügen, der jagenden Nachtschwalbe zuzusehen. In geradem Fluge schießt sie dicht über das dunkle Heidland. Jäh steigt sie steil empor, schlägt einen blitzschnellen Bogen und kommt mit offenem Rachen dem Kiefernschwärmer entgegen, der im rasenden Fluge dem Hochwalde entgegensaust auf der Suche nach einem Weibchen. Mitten in seinem Liebesfluge öffnet sich vor ihm der rote Schlund, nimmt ihn auf, der Rachen schließt sich laut klappend, und während vier silbergraue Flügel einzeln in den Sand fallen, ist die Nachtschwalbe schon dort angelangt, wo in stürmischem, unberechenbarem Zickzackfluge ein dicker rostroter Spinner über die Heide taumelt. Auch seine Flügel flattern zu Boden, und gleich darauf fallen die langen Beine einer Heuschrecke in das Moos, die allzu keck von einem langen Halme ihre Gitarre spielte, und auch die mit blankem Golde eingelegten Flügel der Gammaeule, der Grille seltsam getriebene Schwingen und des Mistkäfers stahlblaue Decken zeigen des Morgens an, wo der große rote Rachen zuklappte.

Ist es eine Lust, dem Jagdfluge des Nachtvogels zuzuschauen, so ist es eine Wonne, sein Minnegegaukel zu belauschen. Zwischen Moor und Heide, eingefaßt von schwarzem Walde, liegt eine große Blöße. Ein abgetriebener Windbruch ist es. Silbern schimmern die Stümpfe der Fichten und Kiefern im Zwielicht, und zwischen ihnen wuchern Brombeeren und Himbeeren, Kreuzkraut und Weidenröschen, Adlerfarn und Pfeifengras. Am Tage läutet der Schwarzspecht hier die silberne Glocke, schmettern Zaunkönig und Braunelle ihre Lieder, schwebt der Baumpieper mit kräftigem Schlage hinab; wenn aber die Amsel mit Gezeter ihren Schlafbusch sucht und im Holze die Ohreule seufzt und unkt, aus der Dickung der Bock tritt und die Kreuzotter das Mauseloch verläßt, dann erhebt sich über der Rodung ein seltsames Leben.

Ein großer, schmalflügliger Vogel rüttelt plötzlich in der Mitte der Blöße, läßt ein gellendes „kruit kruit“, hören, tanzt mit steil emporgereckten Schwingen in herrlichem Bogenfluge auf und ab, pfeift wieder gellend, klatscht laut die Schwingen zusammen und klebt mit einem Male auf der Armlehne des Hochsitzes, den der Jäger sich hier aufstellte, und ein seltsames Schnurren beginnt, ein minutenlanges, anhaltendes, weithin hörbares „Oerrrr“, das mit einem sanfteren „Errrrr“ vom Rande der Blöße beantwortet wird. Von dem Hochsitze löst sich das schwarze Ding, jauchzt seinen wilden Pfiff, tanzt auf und ab, schwebt klatschend fort, und nun tanzen zwei Schatten über die Rodung, haschen sich, fliehen sich, verlieren und finden sich, bis ein dritter erscheint, ein vierter auftaucht, die ganze Blöße von dem Jauchzen und Klatschen hallt und von dem Schnarren und Spinnen schallt, bis mit einem Schlage die Spukgestalten verschwunden sind und fern das Geplärre der Frösche im Moore und das Schrillen der Grillen in der Heide allein die Stille ausfüllen, bis wiederum zwei der pfeifenden, klatschenden Gespenster auftauchen, sich hin und her jagen, die Grillen und Frösche mit ihrem Geschnarre übertönen und abermals von der Dunkelheit verschluckt und von der Stille aufgenommen werden. Gegen Morgen hin, wenn die Grillen schweigen und die Frösche verstummen, sind sie wieder da und treiben noch ein Weilchen ihr sonderbares Spiel, um endlich, wenn der Tau die Halme biegt, im Gestrüppe unterzutauchen, wo sie den Tag verschlafen.

Stört sie dort nicht der Mensch oder ein Hund oder die Schnuckenherde, dann rührt sich die Nachtschwalbe kaum vom Fleck. Ab und zu spreizt sie einen Flügel, daß die hellen Flecken an den Schwingen aufleuchten, fächert den Schwanz, legt sich auf die Seite, rekelt sich, putzt ihr Gefieder, oder säubert es mit dem Schnabel und den Krallen von den Federläusen, pudert sich mit dem weichen Sande und genießt die Sonne, bis diese hinter die Heidhügel steigt und die Dämmerung aus dem Forste schleicht. Dann treibt es den Nachtvogel hervor aus seinem Verstecke zu frohem Minnefluge oder wilder Jagd.

Wenn aber die Heide ihr Feiertagskleid anlegt, die Tage kürzer und die Nächte kühler werden, nicht so viele dicke Falter und fette Käfer mehr fliegen, dann ist der Dämmerungsvogel plötzlich verschwunden, und ehe eine Woche vergeht, jagt er afrikanische Falter und Käfer mit seinen Verwandten, die dort beheimatet sind.

Um die Mitte des April treibt es ihn aber wieder fort aus dem Lande der Palmen, und auf der stillen deutschen Heide klingt dann sein gellender Pfiff, hallt sein lauter Fittichschlag, tönt sein endloses Schnarren, und die Leute im Dorfe sagen dann: der Helljäger geht um.



Der Triel

Die weite Fläche zwischen dem Kiefernforste und der Feldmark ist ein ganz trauriges Stück Land. Nur an einer einzigen tiefen Stelle unter dem Sandberge gibt es dort Wasser, sonst ist weit und breit alles dürrer Sand. Der Förster hat versucht, Kiefern darauf hochzubringen, aber die meisten hat die Sonne verbrannt, oder der Rüsselkäfer umgebracht, und nur einzelne haben es durchgehalten und fristen mühsam ihr Dasein neben einem halben Dutzend krüppliger Birkenbüsche. Hier und da in den Bodenwellen hat ein hohes Sandrohr sich angesiedelt, ein weißblaues Büschelgras bildet dürftige Bülten, schwarze, harte Moospolster und zunderdürre graue Flechtenkrusten bedecken den Boden.

So traurig das Stück Land aber auch ist, ganz ohne Leben ist es nicht, und zuzeiten hat es sogar allerlei Blumen. Das Sandveilchen schmückt sich mit lichtblauen Blüten, die Zaunlilie behängt sich mit weißen Sternen, die Sandnelke läßt ihre rosenroten Köpfe glühen, des Katzenpfötchens Trugdolden leuchten von Schwefelgelb bis Orangerot, im Sommer überzieht sich der Quendel mit rötlichem Blau, im Frühherbste sprießt aus den niedrigen Polstern der Sand-

heide eine Fülle rosiger Kelche. Am schönsten ist es aber um Pfingsten hier, wenn des Besenginsters dunkle Ruten über und über mit goldenen Schmetterlingsblüten prangen.

Dann haben es die Zauneidechsen gut, die zwischen den glitzernden Feuersteinbrocken nach Käfern, Fliegen und Raupen jagen, und die grünen und graubraunen, flinken Sandläufer, die in der Sonne hin- und herschwirren. Auch Sandbienen und Erdwespen tummeln sich dort und düstere Schmetterlinge, und mit Vorliebe jagen über der sonnigen Fläche schimmernde Wasserjungfern. Von größeren Tieren läßt sich nur der Hase hier blicken, und nachts zieht das Rotwild über die Sandblöße zu Felde und scheucht die Heidlerche und den Brachpieper auf, die hier in der Sandöde ein ruhiges Leben führen, falls nicht der Sperber oder der Lerchenfalk sie in Angst versetzen. Gerade so, wie es hier ist, öde und dürr, gefällt es den beiden kleinen grauen Vögeln, deren Gefieder genau dem Sande angepaßt ist.

Noch ein anderer Vogel lebt hier auf der Sandheide, auch ein sandfarbiger Vogel, aber er ist viel größer als die Heidlerche und der Brachpieper, taubengroß und hochbeinig. Zu den Regenpfeifern gehört er, ist mit dem Kiebitz und dem Austernfischer verwandt, aber er ähnelt ihnen nur im Bau, denn sein Gefieder ist lerchenfarbig, und seine großen Augen sind gelb wie die einer Eule. Er ist auch ein Dämmerungsvogel, gerade wie die Heidlerche und der Brachpieper, die meistens nur vor Tage und gegen Abend so recht munter sind und sich bei der hellen Sonne still verhalten. Verbirgt sie sich aber am Spätnachmittage hinter den Wolken, dann ruft die Heidlerche ihr „Didli", und der Pieper läßt sein „Griedlichn" hören.

Der dritte im Bunde aber, der Triel, verhält sich immer noch ruhig. Er hat sich zwar schon aus seinem Sandlager erhoben, hat eifrig mit dem starken, gelben, schwarzbespitzten Schnabel sein sandfarbiges Gefieder nach juckenden Gästen abgesucht, auch die schmalen Flügel gespreizt, daß die braunschwarzen Schwingen sich scharf von dem weißen Sande abheben, aber so recht munter ist er noch nicht.

Er zieht den weißbäckigen Kopf wieder bis auf die hellgestriemten Schultern, macht die gelben Glotzaugen halb zu und steht steif und stumm auf den kräftigen gelben Stelzen da. Vor ihm trippelt der Brachpieper im Heidkraut umher und sucht nach jungen Heuschrecken, die Heidlerche hat sich aufgeschwungen und dudelt hoch vom Himmel herab ihr Liedchen, langsam hoppelt ein Hase aus den Kiefernkusseln zu Felde.

Plötzlich reißt der Triel die gelben Augen auf und reckt den Hals. Vor ihm raschelte es leise. Da fährt ein winziger grauer Schatten hin und her. Jetzt ist es hinter dem Heidkrautbüschel verschwunden. Mit zwei unhörbaren Schritten seiner langen Beine ist der Triel dort angelangt und mit den Blättern des Sandrohres und dem Sande verschmolzen. Der kleine graue Schatten huscht hinter dem Heidkraute hervor, blitzschnell, aber doch nicht so flink wie der gelbe Schnabel. Es quiekt, und in dem Schnabel hängt, am Nackenfelle gefaßt, eine halbwüchsige Feldmaus und dreht sich und zappelt. Hart wirft sie der Triel gegen den Boden, sein Schnabel stößt einmal, zweimal, dreimal darauf los, da rührt die Maus sich nicht mehr. Noch zwei, drei, vier Schnabelhiebe, und dann verschwindet die Beute in dem weiten Rachen des Vogels.

Der schüttelt sein Gefieder, bauscht es auf, faltet es wieder zusammen, macht einen langen Hals und zieht den Kopf wieder ein. Und dann ruft er laut in den Abend hinein. Ein seltsamer Laut ist es, der Ruf des Trieles, halb dem Flöten des großen Brachvogels ähnlich, aber nicht so voll, nicht so rund und so rein, mehr kreischender Art. „Krählit", klingt es über das Saatfeld, und von weither antwortet es: „Kräh-i, kräh-ih", langgezogen und klagend. Neugierig kommt die Nachtschwalbe, die vor dem Forste auf- und abjagte, herangestrichen und rüttelt über der Sandblöße, wo ein fahler Schatten hin- und herstreicht, aber sie findet nichts, denn so wie einer der Triele wieder auf dem Boden steht, ist er verschwunden, als hätte ihn der Sand aufgenommen. Bald hier, bald dort erklingt der kreischende, heisere Lockruf, jetzt auf dem Sandberge, dann in der Flugsandblöße und nun bei dem Wasserloche im Grunde.

Hinter den fernen Sandbergen verschwindet der letzte Abglanz der Sonne. Vom Forste ertönt das Seufzen der Ohreule, in dem Wasserloche läuten die Feuerkröten, streichende Enten schnattern vorüber. Die Triele jagen. Schnell, wie Trappen, rennen sie über den Sand. Kein Käfer, keine Raupe entgeht den gelben Augen, jeder Stein wird umgedreht, alle Rindenfetzen beiseite gescharrt: Der harte Rüsselkäfer und die weiche Grille, sie wandern ebenso in den Kropf wie die Bernsteinschnecke am Rande des Tümpels und der Regenwurm, den die derben Füße aus dem verrotteten Schafmist scharren, und der dreihörnige Mistkäfer findet genau so schnell seinen Tod wie das jährige Taufröschchen, das im feuchten Moose sitzt.

Dann aber, nachdem an dem Tümpel getrunken ist, geht es in wildem Geisterfluge hin und her über den Sand. Hier schwankt ein Schatten, dort irrt ein fahler Wisch, heiser klingt es vom Waldrande her und klagend von der Trift. Dann wieder ist es still; der eine Triel ist in dem Fanggraben verschwunden, den der Förster gegen die Rüsselkäfer anlegte, und er füllt seinen Kropf zum Platzen mit all dem Kleingetier, das zwischen halbverhungerten Kröten, Fröschen und Molchen in den Fanglöchern umherkriecht, und auch eine halbwüchsige Eidechse, die dort hineinrutschte, wird totgehackt und hinuntergeschluckt. Der andere aber sucht die Trift ab, wo es in den Kuhfladen von Gewürm lebt und webt, und von dort schwebt er zu der Wiese hin, Schnecken zu suchen, und weiter zum Felde, wo es Raupen und Käfer gibt, bis er wieder auf der Sandblöße anlangt, wo das Weibchen schon längst wieder auf den Eiern sitzt.

Ganz gewaltige Eier sind es, fast so groß wie kleine Hühnereier, aber anders gefärbt, sandfarbig, leicht grau und braun gestrichelt und getupft, als säßen Moos und Flechten auf einer Sandscholle. Weil sie wegen ihrer Färbung ganz mit dem Sande verschmelzen, braucht sich das Trielweibchen auch nicht damit zu plagen, sie in einem ordentlichen Neste zu verbergen. Nicht weit von den beiden kümmerlichen Birkenbüschen, wo zwischen den zerstreuten Sandgrasbüscheln allerlei dürres Geäst herumlag, scharrte es die Steine

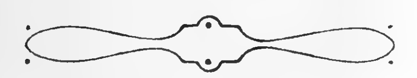
zur Seite, kratzte eine flache Mulde und legte gegen Ende des Monats April die Eier dorthin. Selbst wenn die Birken mit ihren Zweigen das Nest nicht beschatteten, würde kein Raubvogel es finden, so sehr geht die Färbung der Eier und des brütenden Weibchens mit der Umgebung zusammen.

Auch die Jungen, die nach sechzehn Tagen ausschlüpfen, zeigen in ihrem Dunenkleide, daß der Sand ihre Heimat ist. Streicht einmal, was sehr selten der Fall ist, am Spätnachmittage die Kornweihe über die Sandblöße, so ertönt sofort des Männchens warnendes „Bilit“, und aus den gelbgrauen Vögelchen, die hurtig im Grase umherhuschen, werden zwei regungslose Klümpchen, bis, nachdem der Raubvogel längst vorüber ist, der Mutter lockendes „Rick, rick“ sie wieder zum Leben erweckt. Aber den Tag über zeigen sich auch die Kleinen sehr wenig, und nur, wenn der Himmel sehr bedeckt ist, führt sie die Alte ab und zu dort, wo die Heide höher und der Ginster länger ist, in sicherer Deckung umher und zeigt ihnen, wie man die Grille aus ihrem Erdloche scharrt, und wo die Käfer und Spinnen im Moose zu finden sind. Aber erst, wenn die Dämmerung über der Landschaft liegt, geht das eigentliche Leben für die vier Triele los, und die Blöße, auf der am Tage nur die Grillen fiedeln und die rotflügeligen Heidschrecken schnarren, ertönt dann von dem „Kräh-liet“ der Alten und dem „Krä-ih“ ihrer Brut. Kommt dann die Sonne aber wieder über den Wald, so liegt die ganze Gesellschaft dickgefressen und faul unter den krüppelhaften Kiefern im warmen, weichen Pulversand.

Im September sind die Triele auf einmal fort. Über Nacht zogen sie ab. Auf Sandblößen und kahlen Brachen verschlafen sie die Tage, und die Nächte durch wandern sie. Hier und da stößt Gesellschaft zu ihnen, und in einem langen, spitzwinkligen Haken geordnet, reisen sie weiter. Einige bleiben schon in den warmen Ländern am Mittelmeere, die meisten überfliegen die Flut und verbringen den Winter in Afrika, ihrer alten, ursprünglichen Heimat. Wo es warm und sandig ist, gibt es das ganze Jahr über Triele. Nicht so scheu

wie auf ihren vorgeschobenen Posten in Nordostdeutschland und Holland, haben sie sich dort ganz an den Menschen gewöhnt und verleben auf den flachen Dächern der Häuser den Tag. Des Nachts aber streichen sie herab und treiben sich in den Gärten und Feldern mit den fremden Trielen umher, die den Winter hier verbringen, und die norddeutschen Reisenden, die von den Veranden der Hotels in die mondhellen Gärten schauen, wundern sich über die großen, fahlen Vögel, die mit lautlosem Eulenfluge über die Orangebüsche schweben und hurtig über die Wege rennen, um Spinnen, Skorpione und Tausendfüße zu vertilgen.

Daß es auch in den Sandgegenden Deutschlands diese sonderbaren Nachtvögel gibt, das wissen selbst diejenigen Reisenden nicht, die zu Hause die Jagd ausüben. Erbeuten sie zur Zugzeit einmal einen Triel, so betrachten sie ihn verwundert und wissen nicht, ob sie ihn für eine Zwergtrappe halten sollen, oder ob es nicht ein ganz fremder, ausländischer Vogel ist, der sich verflog, und höchstens findet sich ein Förster, der den Vogel halbwegs kennt und ihn einen Brachvogel nennt. Aber der Brachvogel hat einen langen krummen Schnabel und keine gelben Augen, und so schickt man die Beute zum Museum und erfährt dort, daß es der Triel, der Dickfuß, der Eulenkopf, der Nachtregenpfeifer und ein deutscher Brutvogel sei, einer von den Vögeln, die, wie die Weidensumpfmeise und die Zwergsumpfhühner, nur den Vogelkennern von Fach bekannt sind.



Heidewald

Der Zaunigel

Außerhalb des Dorfes nach der Heide zu liegt an dem Moorbache ein Eichenhain. Ein halbes Hundert grauer Bauwerke erhebt sich dort, halb versteckt von dem breiten Astwerk der alten Eichen. Es sind die Schafställe und alten Scheunen der Bauern, kunstlose, strohgedeckte Fachwerkbauten, deren Wände graues Flechtenwerk und gelber Lehmbewurf bildet, und deren Grundbalken auf dicken Findlingsblöcken liegen.

Dort wohnt auch der Schäfer. Eine mächtige Mauer aus Ortsteinblöcken, von Moos übersponnen und von Engelsüß und Glockenblumen und Efeu überwuchert, hinter der sich ein gewaltiger, von Wacholder, Holunder, Stechpalmen und Schlehen bewachsener Hag erhebt, grenzt das Wohnwesen gegen die Stallungen ab. Allerlei Getier haust hier; in den Strohdächern brüten Rotschwanz und Ackermännchen, auch ein paar Schleiereulen und ein paar Käuzchen hausen dort, unter den Scheunen haben es Spitzmaus und Waldmaus gut, Kröte und Ringelnatter und nicht minder Wiesel und Iltis. Auch Igel sind hier immer anzutreffen.

Der Schäfer läßt sie gewähren. Sie mögen ihm wohl ab und zu ein Ei oder ein Kücken fortnehmen, dafür halten sie aber auch die Mäuse kurz. So treiben sie denn ungescheut schon am späten Nachmittage im Garten oder auf dem Hofe oder unter den Eichen ihr Wesen, und Wasser und Lord, die beiden alten Hunde des Schafmeisters, kümmern sich nicht mehr um sie; nur Widu, der junge Hund, ist noch etwas albern und quält sich dann und wann ein Viertelstünd=

chen mit einem Igel ab, um schließlich mit zerstochener Nase das Spiel aufzugeben. Auch heute hat er das so getrieben und hat sich endlich ärgerlich und müde vor den Herd gelegt, wo er schläft und im Traume das Stacheltier weiter verbellt.

Der Igel hat noch eine volle Viertelstunde zusammengekugelt dagelegen, dann hat er sich aufgerollt und ist in das Gestrüpp des Hags gekrochen. Er hatte vor, im Garten Schnecken zu suchen, aber der dumme Hund brachte ihn davon ab. Und nun krabbelt er in dem alten Laube herum, scharrt in dem Mulm und verzehrt laut schmatzend bald einen Regenwurm, bald eine Schnecke, dann eine Assel und nun eine dicke Spinne. Und jetzt geht es wie ein Ruck durch ihn; er hat junge Mäuse pfeifen gehört. Ein Weilchen noch verharrt er in seiner aufmerksamen Haltung, dann schleicht er vorwärts, macht einen kleinen Satz und stößt seine Nase in einen Knäuel fahlen Grases, der zwischen den Ortsteinen der Hofmauer steckt. Sechsmal stößt er zu, und jedesmal erklingt ein dünner, schriller Todesschrei. Dann langt er sich die jungen Mäuschen heraus und schmatzt sie hastig auf.

Ein Weilchen schnüffelt er noch an dem Mausneste herum, dann trippelt er weiter, ab und zu fauchend oder stehen bleibend und sich mit Krallen oder Zähnen heftig da juckend, wo die Flöhe und Holzböcke ihn am meisten zwicken. Bald langsam, bald eilig begibt er sich nach dem Eichenhain. Dort gibt es immer allerlei im Grase, ein Taufröschchen oder eine fette Raupe, ein Mäuschen oder auch einmal einen jungen Vogel, der aus dem Neste fiel. Brrr, macht es laut, und ein dickes, braunes Ding stößt mit hartem Anprall an die blutende Eiche. Es ist ein Hirschkäfer. Er hat gefunden, was er suchte. Gierig steckt er die goldgelbe Pinselzunge in den gärenden Saft. Da raschelt es hinter ihm. Wütend dreht er sich um und spreizt die scharfbewehrten Zangen. Aber schon hat der Igel ihn gefaßt, ihm den Leib abgerissen, und während der Kopf des Käfers im Grase liegt und mechanisch die Zangen öffnet und schließt, knabbert der Igel den dicken Hinterleib vollends auf. Dann jagt er unter den Schafställen weiter und sucht einen nach dem anderen ab.

Viel ist heute da nicht zu finden. Einige Spinnen, etliche Käfer, auch ein gutgenährter Regenwurm, das ist alles. Es ist zu trocken gewesen den Tag über, die Junisonne hatte es reichlich gut gemeint, und der Wind ging scharf; das gibt schlechte Jagd. So schiebt denn der Stachelrock nach dem Bache zu; vielleicht daß sich dort die Jagd besser lohnt. Unterwegs dreht er jedes Blatt um und scharrt jeden Grasbusch auseinander, immer prüfend und schnaufend und seine Nase in das Moos und in die Blätter bohrend und ab und zu sitzen bleibend, um irgendein kleines Tier zu verzehren. Einmal bleibt er lange sitzen; er hat eine alte Maus pfeifen gehört, und vorsichtig pirscht er sich näher. Jetzt hört er sie dicht bei sich vorüberhuschen. Gleich wird sie wieder zurückkommen, und dann hat er sie. Aber gerade, als er zufahren will, löst sich ein grauer Schatten von der Wagenleiter, die Maus quiekt auf, und das Käuzchen streicht, sie in den dolchbewährten Fängen haltend, auf die hölzernen Pferdeköpfe des Stalles, und der Igel hat das Nachsehen.

Mürrisch begibt er sich weiter. Ein Kieferschwärmer, der am Nachmittage die Puppe verlassen hatte und sich, nachdem er seine Schwingen fertig gereckt hat, nun zum ersten Fluge rüstet, verschwindet unter den spitzen Zähnen. Ihm folgt eine Ackerschnecke; von der dicken schwarzen Schnecke, auf die der Igel stößt, wendet er sich aber mit Ekel ab. Sie riecht abscheulich und schmeckt scheußlich. Aber das laute, rollende Flöten da in dem anmoorigen Sande am Bachufer, das lockt ihn. Ein schnelles Getrippel, ein fester Stoß, und schon ist die Maulwurfsgrille erledigt. Weiter geht es am Bachufer entlang. Halt, hier hebt sich die Erde. Etwa ein Maulwurf? Das wäre kein schlechter Fang. Oder gar eine Wühlmaus? Das wäre noch besser. Ganz vorsichtig schiebt er sich voran. Lange muß er lauern, ehe die Erde sich wieder rührt, aber schließlich kann er zufahren. Er stieß zu kurz. Mit jähem Ruck wirft sich die schwarze Erdwühlerin in den Bach, daß es plumpst, und nach einer langen Besinnungspause wendet sich der Igel wieder den Eichen zu.

Hier ein Mistkäfer, da eine Raupe, dort ein Brachkäfer und

daneben ein Regenwurm, das wird so nebenbei alles mitgenommen. Aber was ist das da, was sich da im Grase fortschiebt? Der Igel sträubt die Kopfstacheln, steckt die Nase vor, rollt sich halb auf und trippelt so auf die Beute los. Jetzt ist er bei ihr. Zß, geht es, und einmal, zweimal, dreimal fährt die halbwüchsige Kreuzotter gegen seinen Stachelpanzer. Ein viertes Mal noch, dann aber nicht mehr. Er hat sie überrannt, hat sie mit den Kopfstacheln an den Boden gequetscht, hat mit den Zähnen ihren Hinterkopf gefaßt, und während sich ihr Leib in wilden Kreisen dreht, zerkaut er erst den Kopf und schmatzt ihn hinunter und läßt den Leib hinterdrein wandern. Nach einem Viertelstündchen verschwindet auch die äußerste Schwanzspitze, die sich immer noch windet, in seinem Rachen.

Vorläufig ist er nun satt. Spaßeshalber faßt er noch einen großen Taufrosch, der ihm dicht vor die Nase hüpft, an dem Hinterbeine, aber gerade als der arme Frosch seinen schrillen Todesschrei hören läßt, gibt ihn sein Bezwinger frei, und der Frosch springt in gewaltigen, ungeschickten Sätzen ab. Ganz furchtbar eilig trippelt der Igel nach dem Weißdornbusch hin, der sich neben einem der Schafställe spreizt. Der leise Luftzug weht ihm von da eine Kunde zu, die ihn ungestüm vorwärts treibt. Ohne eine Pause zu machen, trippelt er in schnurgerader Richtung weiter, und gerade als die Dorfuhr ausholt, um die zehnte Stunde zu verkünden, gerade als des Nachtwächters Horn hohl an zu heulen fängt, langt der Igel vor dem Busche an.

Da ist noch ein Igel, ein dicker, großer Igel, der eben einen langen, dicken Tauwurm hübsch langsam aus seiner Erdröhre herauszieht. Wie besessen stürzt der erste Igel auf ihn zu. Blitzschnell wendet der andere sich um und beißt nach ihm. Verdutzt bleibt der erste sitzen, dann nähert er sich wieder dem anderen. Wieder setzt es einen Hieb, wieder gibt es eine Verlegenheitspause, und so zehnmal und noch zehnmal. Und dann schlägt der erste Igel eine andere Taktik ein. Schnaufend und fauchend trippelt er um den anderen und versucht, sich ihm von hinten zu nähern, dieser aber dreht sich schnaufend

und fauchend im Kreise herum und wehrt jeden Annäherungsversuch mit einem blitzschnellen Bisse ab. Schließlich sitzen sie sich beide gegenüber, daß ihre Schnauzen sich fast berühren, und verschnaufen, der Igel überlegend, wie er sich wohl beliebt machen könne, die Igelin immer zur Abwehr bereit.

Bisher war der Igel immer von rechts nach links um seine Auserkorene herumgetrippelt; jetzt versucht er es in der umgekehrten Richtung. So muß auch die Igelin von links nach rechts sich im Kreise drehen. Wenn er sie zehn- oder zwölfmal umkreist hat, wird er plump vertraulich. Dann setzt es von ihr aus einen Schmiß. Verdutzt bleibt er dann sitzen und überlegt den Fall, und sie bleibt auch sitzen. Sie sehen sich mit ihren kleinen schwarzen Augen an, Nase an Nase, bis er wieder Mut bekommt und von neuem um sie herumtrippelt, jetzt von links nach rechts, nach dem nächsten Hiebe von rechts nach links, dann wieder umgekehrt und so weiter.

Elf Uhr schlägt die Turmuhr; elfmal heult des Wächters Horn. Immer noch murksen und fauchen die beiden stachligen Liebesleute umeinander herum. Es wird Mitternacht; das sonderbare Karussell ist noch immer im Gange. Es schlägt ein Uhr; er ist noch immer nicht müde, sie zu umwerben, und ihre Sprödigkeit hält immer noch an. Es schlägt zwei Uhr; noch immer trippelt er fauchend und pustend um sie herum, bald von rechts, bald von links, und nach jedem Hiebe, den sie ihm versetzt, hält er inne und überlegt, ob es nicht besser sei, ihr von der anderen Seite zu nahen. Eine halbe Stunde bleibt der Jagdaufseher bei dem Paare stehen und lacht und schüttelt den Kopf, bis die Helligkeit im Osten ihm sagt, daß es Zeit für ihn werde, nach dem Moore zu gehen. Schon singt der Rotschwanz von dem Dachfirst, die Schleiereule sucht ihr Loch am Giebel, der Igel und die Igelin tanzen immer noch ihren sonderbaren Reigen; erst als die Amsel zeternd zur Regenwurmsuche ausfliegt, verschwindet sie unter dem Stalle, und er folgt ihr nach. Als der Schäfer die Schafe ausläßt, hört er unter dem Estrich das Gefauche und Geschnaube und ruft dem jungen Hunde zu: „Widu, bring sie zur Ruhe!“ Aber Widu mag nicht; er hat von gestern genug.

Der Juni geht hin und der Juli auch. Als die Frau des Schäfers den Komposthaufen auseinanderstößt, findet sie in einem Haufen welken Grases fünf kleine, rosige, weißstachelige Dingerchen neben der alten Igelin liegen. Nachmittags will sie sie ihrem Manne zeigen, aber sie sind nicht mehr zu finden. Die Igelin hat ihre Jungen verschleppt. Unter dem alten Schlehbusche hat sie ihnen ein neues Nest gekratzt und sie warm zugedeckt. Da säugt sie sie tagsüber, aber nachts treibt sie sich im Garten umher und frißt sich an Schnecken und Würmern dick, scharrt Mäusenester aus und fängt junge Frösche, schont auch die junge Brut der Rotkehlchen, trotz des Gezeters der Alten, nicht und nimmt auch die junge Amsel mit, die ihr in den Weg tolpatscht, wie sie denn auch mit den nackten Wieselchen, die sie aufstöbert, nicht viel Federlesens macht. Sogar die große Wanderratte, die sich in dem Schlageisen gefangen hatte, muß daran glauben; trotz ihres Strampelns und Quetschens wird sie totgebissen und bis auf Kopf, Fell und Schwanz aufgefressen.

Nach vier Wochen führt die Igelin ihre fünf Kleinen aus. Eines Abends, als der Schäfer vor der Tür sitzt und seine Pfeife raucht, raschelt es hinter dem Brennholze, und da kommt erst schnaubend und prustend die Igelin angetrippelt, und hinter ihr wackeln die fünf Kleinen. Der Schäfer ist ein ernster Mann und lacht selten; heute aber muß er doch lachen, denn es sieht zu putzig aus, wie die kleinen Dinger hinter der Alten herbummeln, überall kratzen und scharren und ihre Nasen in alle Löcher am Boden stecken, oder hastig hinrennen, wenn die Mutter einen tüchtigen Wurm bloßgescharrt hat und ihn sich von den Kleinen fortnehmen läßt. Seit der Zeit ist es für den Schäfer und seine Frau ein Hauptvergnügen, den Igeln zuzusehen, und damit sie nicht gestört werden, wird Widu jeden Abend angelegt. Auch allerlei Eßbares legt der Mann den Igeln hin; Butterbrot verschmähten sie, aber frisches Fleisch nahmen sie gern, und auch kleine Fische, die der Schäfer für die Hechtangeln gefangen hatte. Als der Schäfer sah, daß die Igelin sich immer so viel kratzte, fing er sie, und als er fand, daß sie voller Ungeziefer saß, salbte er

sie mit der Schmiere, mit der er seinen Schafen das Ungeziefer vertrieb. Seitdem gab sie das Kratzen auf.

Mittlerweile wurden die kleinen Igel immer größer, hielten auch nicht mehr zu den Alten, sondern gingen ihre eigenen Wege, und wenn sie der Alten begegneten, wurden sie von ihr weggebissen. So wanderten sie denn aus; der eine in die Heidberge, der andere in die Eichen, der dritte in den Wiesenbusch, noch einer in das Dorf und der letzte nach dem Immenzaun, und wenn der Schäfer einen von ihnen antraf, denn er kannte sie gleich wieder, weil er sie alle, dem einen am Kopfe, dem anderen hier oder da am Rücken, ein Büschelchen Stacheln abgeschoren hatte, dann zeigte er sie den Leuten und sagte: „Das ist einer von meinem Hofe." Bis in den Herbst hinein sah er bald hier, bald da einen von seinen Igeln, und sogar im Februar, als nach einem leichten Schnee die Sonne schön warm schien, traf er die alte Igelin am hellen Nachmittage vor der großen Hecke am Immenzaun, und er nahm sie mit und setzte sie in den Schafstall, und als im März die Sonne die Oberhand bekam, traf er fast jeden Abend einen Igel an, im Garten, auf dem Hofe oder unter den Eichen, und hatte sein Vergnügen an ihnen.

Eines Tages aber kam eine Zigeunerhorde zugewandert, und der Vorsteher wies ihnen die Heide bei den Eichen als Lagerstätte an. Während die Männer sich überall herumtrieben und die Weibsleute wahrsagen gingen, zogen die Jungen auf die Igeljagd. Sie hatten Stöcke, an denen oben ein langer, dicker, spitzgefeilter Draht befestigt war, und damit stachen sie in alle Laubhaufen, Hecken und unter die Schafställe. Ab und zu quietschte es, und einer von den Bengeln zog einen aufgespießten Igel aus seinem Verstecke, den er dann totschlug.

Abend für Abend saß der Schäfer auf der Bank vor der Tür und wartete auf seine Igel. Er sah sie nie wieder.



Die Waldohreule

Die alte, krause, breitästige Kiefer, die an dem Heidwege steht, ist ein Hauptrastplatz von allem, was über die Heide fliegt.

Hier fußt der Bussard und äugt nach Mäusen; da wartet der Raubwürger auf Eidechsen; die Ringeltauben halten dort Umschau, ehe sie sich tränken; der Krähen Luginsland ist der alte Baum, des Sperbers Hinterhalt, der Elster Schwatzplatz.

Es war darum etwas unvorsichtig von der Ohreule, daß sie sich gerade diesen Baum aussuchte, um zu verdauen; aber weil er so kraus im Wuchse war, seine Krone so verworren und sein Astwerk so dicht, gefiel er ihr so gut, daß sie sich dort einschwang, als über dem Walde das Tageslicht heraufzog.

Fest an einen schrägen Ast gelehnt, saß sie da, als wäre sie ein Auswuchs des Astes. Sie schlief, aber jedes Geräusch in der Nähe vernahm sie, und dann öffnete sie die Augen, lockerte den Schleier und richtete die Federohren auf.

Um die Rehe, die unter ihr her der Dickung zuzogen, kümmerte sie sich ebensowenig wie um den Hasen, der sich in dem losen Sande dicht bei dem Baume trocken lief, und der Fuchs, der den Weg entlang schnürte und, wie immer, auf der höchsten Wurzel der Föhre sich löste, war ihr vollkommen gleichgültig. Ja, sogar der Jagdaufseher, der vom Hahnenverhören aus dem Bruche kam und unter der Kiefer seine Pfeife ansteckte, ängstigte sie keineswegs.

Als aber eine Krähe hart über die Krone des Baumes hinwegstrich und laut quarrte, da drückte sie sich fester gegen den Stamm, und als der Würger über ihr fußte und mit hellem Geschrille bekanntgab, daß von den Bruchwiesen her ein Mensch komme, fühlte sie sich recht ungemütlich. Aber weder Krähe noch Würger gewahrten sie.

So genießt sie denn behaglich die warme Morgensonne, die des Baumes Geäst durchstrahlt, und die ihr nach der kalten Nacht angenehm in das Gefieder zieht. Sie rückt weiter, bis sie das volle

Sonnenlicht bekommt, lockert ihre Federn auf, läßt die Flügel hängen, schüttelt sich, zupft Feder um Feder zurecht, kratzt mit dem Schnabel dort, wo es die Federläuse zu arg treiben, und gibt sich dann unter allerlei Getrippel, Halsverrenkung, Zittern und Schütteln der ebenso notwendigen wie lästigen Tätigkeit hin, sich der Gewölle zu entledigen.

Gerade hat sie einen der glatten, schleimigen, aus Mäusehaaren und Knochen, Käferbeinen und Flügeln bestehenden Pfropfen herausgewürgt und sieht ihm mit inniger Befriedigung nach, wie er in das Gras fällt, da schrickt sie zusammen, denn nicht weit von ihr erklingt ein hartes, scharfes, dünnes Gezeter. Ein Rotkehlchen ist es, das die Eule entdeckt hat. Fortwährend zeternd, flattert es hin und her, kommt näher, weicht zurück und lärmt immer toller. Noch ein zweites folgt, ein drittes, ein Weidenlaubvogel stellt sich ein, eine Kohlmeise gesellt sich hinzu, Tannenmeisen müssen auch dabei sein, die Haubenmeise fehlt ebenfalls nicht, und die ganze Gesellschaft tanzt und springt und flattert und hüpft um die Eule herum und schimpft und schmäht und lästert.

Es dauert gar nicht lange, so ist auch das Amselpaar da, und nun ist es kaum mehr zum Aushalten, ein solcher Lärm erhebt sich jetzt. Aber als dann noch ein Häher angeflattert kommt, der der Eule in ganz rüpelhafter Weise zu Leibe geht und dabei einen Höllenlärm macht, da wird es ihr zu dumm; mit jähem Ruck schwingt sie sich ab und schwenkt über die Heide, gefolgt von der schimpfenden Gesellschaft, zu der sich unterwegs noch eine Krähe gesellt, die so hart auf die Eule haßt, daß diese dem Stoße des scharfen Schnabels eben noch durch eine blitzschnelle Doppelwendung entgeht, mit der sie in dem rauhen Kiefernstangenorte untertaucht. Noch eine Weile suchen ihre Verfolger mit viel Lärm die Ränder des Stangenholzes ab, dann wird es allmählich still.

Für heute hat die Eule vollkommen genug von dem Tag und seinem Getier, und so bleibt sie in einer dichtästigen Krone sitzen, bis die Sonne hinter den Heidbergen zur Rüste geht, Amsel und

Misteldrossel den letzten Pfiff tun, die Himmelsziegen meckern und das Rotwild aus der Dickung tritt. Da fühlt sie sich wieder sicher, und weil der Abend so schön warm und weich ist, sehnt sie sich nach Gesellschaft. Aus ihrem Verstecke heraus schwenkt sie bis an den Rand des Bestandes, hakt auf einem hervorstehenden Aste auf und wartet da ein Weilchen. Dann ruft sie in langen Pausen nach ihresgleichen. Ein tiefes, hohles „Huh" ist es, das sie ausstößt, ein Ton, der so klingt, als wäre er in der Erde und zugleich in der Luft, ganz in der Nähe oder weit weg im Moore.

Von jenseits der heidwüchsigen Blöße aus dem Kiefernaltholze kommt ein helles Heulen, ein lautes „Wuhiwuhi", und dann schwebt lautlos ein schwarzer Strich heran, haarscharf auf sie zu, schlägt die Flügel zusammen, daß es laut klatscht, gibt ihr einen Stoß, daß sie von ihrem Sitze gedrängt wird, und folgt ihr in jeder Wendung, die sie an der Kante des Holzes entlang macht. Eine geraume Zeit jagt das Männchen das Weibchen auf der Heide hin und her, dann tauchen beide im hellen Holze unter und unken dort ihren dumpfen Zwiegesang, bis das Männchen abermals heulend, mit dem Schnabel knappend und mit den Flügeln klatschend, das Weibchen treibt.

Der Hunger besiegt schließlich die Liebe. Die eine Eule jagt auf der Heidblöße, die andere am Rande der Wiese. Ab und zu schwenkt das Männchen dorthin, wo das Weibchen jagt, und macht ihm heulend und klatschend den Hof, aber dann trennen sich die beiden wieder, und jedes jagt für sich. Der halbwüchsige Maulwurf, der auf der Sohle des trockenen Grabens auf der Würmersuche ist, fühlt einen furchtbaren Schmerz in den Flanken. Er hampelt und strampelt, aber ein Biß in das Genick tötet ihn. So, wie er ist, mit Haut und Haar, kröpft ihn die Eule und jagt dann neben den Gräben auf und ab. Plump läßt sich ein Mistkäfer auf der Erde nieder. Vier Krallen fassen ihn. Er stellt sich tot, aber das hilft ihm nichts; er kommt dorthin, wo der Maulwurf ist. Am Staugraben zwitschert es schrill, plätschert und plumpst es. Die

Eule rüttelt über dem Wasser, und in demselben Augenblicke, wo die Wasserspitzmaus auftaucht, ist sie erfaßt und totgekrallt.

Ganz so, wie die eine Eule hier an der Wiese, treibt es die andere auf der Heide. Flink ist die Maus, aber schneller ist die Eule; die Grille, die im Grase hüpft, entgeht nicht ihren hellen Augen, und ihre feinen Ohren vernehmen das leise Rascheln, das die Blindschleiche verursacht. Sie dreht und windet sich vergeblich in den mit acht krummen Dolchen bewehrten Griffen des Nachtvogels, aber der krumme Schnabel bricht ihr das Genick, Ruck um Ruck verschwindet sie in dem weiten Rachen, und hinterdrein folgt ein Moorfrosch, der nicht mehr die Zeit zum Sprunge in den Graben fand. Die Heide ist dürr, und die Wiese ist naß, mehr Beute ist in der Feldmark zu finden; wie auf Verabredung streicht das Eulenpaar dorthin, wo schon zwei Turmeulen vom Dorfe auf der Jagd sind. Gegen Morgen aber sind die Ohreulen wieder in ihren dunkeln Heidwäldern, wo sie unken und seufzen, bis die Nacht zu Ende geht und das Sonnenlicht die Vögel des Tages weckt und die Eulen die helle Zeit verschlafen und verdämmern, bis abermals die Nacht über die Heide zieht.

Mit geringer Abwechslung spielt sich so die nächste Zeit ab, bis das Weibchen sich gedrängt fühlt, eine Wiege für die künftige Brut zu suchen. Da sie selbst nicht baut, so sucht sie nach einem verlassenen Taubenneste oder Krähenhorste. In der Nähe findet sich nichts Passendes; so streicht sie nach dem Wohlde hin, einem wildwüchsigen Mischwalde von Fichte und Eiche, Erle und Birke. In einer vielästigen Eiche, dicht umwachsen von Fichten, steht in guter Deckung ein Krähennest. Das wählt sie. Bald liegen fünf runde weiße Eier darin. Langeweile hat das Weibchen beim Brüten nicht, denn es ist hier, wo der Boden so sumpfig und das Unterholz so geschlossen ist, immer still und heimlich, und so unkt und heult schon in der Vordämmerung das Männchen fleißig um den Horstplatz. Selten gibt es eine Störung; die Kuhjungen, die im Bruche hüten, wollen wohl einmal nach Taubennestern suchen, aber da bellt und

heult und klatscht das Eulenmännchen so gefährlich, daß es die Jungen mit der Angst bekommen und fortlaufen. Ein anderes Mal will sich eine Eichkatze bei dem Horste zu schaffen machen, wird aber von den beiden Eulen so scharf angegriffen, daß es fauchend und schnalzend das Weite sucht.

So brütet denn das Weibchen in aller Ruhe, und wenn es auch ab und zu selber jagt, in der Hauptsache sorgt das Männchen für Fraß. Das wird ihm von Tag zu Tag leichter. Im Bruche gibt es Wühlmäuse, Waldmäuse und Spitzmäuse, an Fröschen und Blindschleichen mangelt es nicht, an Kleinvögeln aller Art und an großen Kerbtieren ist Überfluß. Als dann aber fünf weiße Wollklümpchen in dem alten Krähenhorste sitzen und fortwährend mit dünnem Gepiepse nach Atzung gieren, da muß das Eulenweibchen wieder mit auf die Jagd. Fünf junge Eulen haben fünf hungrige Mägen, und es genügt ihnen nicht, gibt es erst von der Dämmerung an Futter. Und wenn die fünf Jungen auch über Nacht bis oben hin vollgestopft sind, nachmittags fangen sie schon wieder zu fiepen an. Da hilft weiter nichts, als daß die Alten sich aufmachen und zusehen, ob es nicht etwas zu greifen gibt. Geschickt schwenken sie im düsteren Bruchwalde hin, haschen die Maus und den Jungvogel, die Eidechse und die Heuschrecke und tragen sie zu Horste, wo ihnen gierige Schnäbel die Beute entreißen.

Von Tag zu Tag nehmen die formlosen weißen Wollklumpen in dem Krähenhorste mehr Gestalt an, weisen zwischen den langen Dunen immer mehr buntes Gefieder auf, die Schwungfedern sprengen die Hüllen, und aus den weißen Wuschelköpfen recken sich die Federöhrchen. Nun wird es den jungen Eulen zu langweilig in ihrem Neste; wenn die Sonne so recht warm scheint, klettern sie auf den Horstrand, wagen nach langem Besinnen, unbeholfen flatternd, den Sprung auf den dicken Fichtenast, und weil sie dort noch nicht Sonne bekommen, hüpfen sie auf den nächsten Eichenast, rutschen so lange darauf entlang, bis sie den sonnigsten Fleck erreicht haben, und dann rücken sie aneinander und lassen sich von den Sonnen-

strahlen ordentlich durchwärmen. Von Tag zu Tag werden sie kecker; das Älteste wagt sich schon weit hinaus in die äußersten Äste der Fichte, wenn es die Alten näher rufen hört, um ihnen die Beute zu entreißen. Dabei bekommt es auf dem schwanken Zweige das Übergewicht, hängt erst eine Weile kopfüber und flattert dann ungeschickt zu Boden. Angstvoll lockend umflattern es die Alten und suchen ihm zum Aufbaumen zu verhelfen, aber es ist noch zu ungeschickt und fliegt ängstlich am Boden umher, bis die Füchsin es gewahrt und es ihren Jungen bringt. Einige Tage später purzelt das zweitälteste Junge aus der Fichte und flattert zu seinem Unglück gerade dahin, wo die beiden Hütejungen liegen. Mit einem Freudengeheul nehmen sie es auf und bringen es abends stolz mit heim; nach drei Tagen liegt es tot auf dem Miste; es mochte weder kalte noch warme Kartoffeln und Speck und Schinken auch nicht und verschmachtete elend.

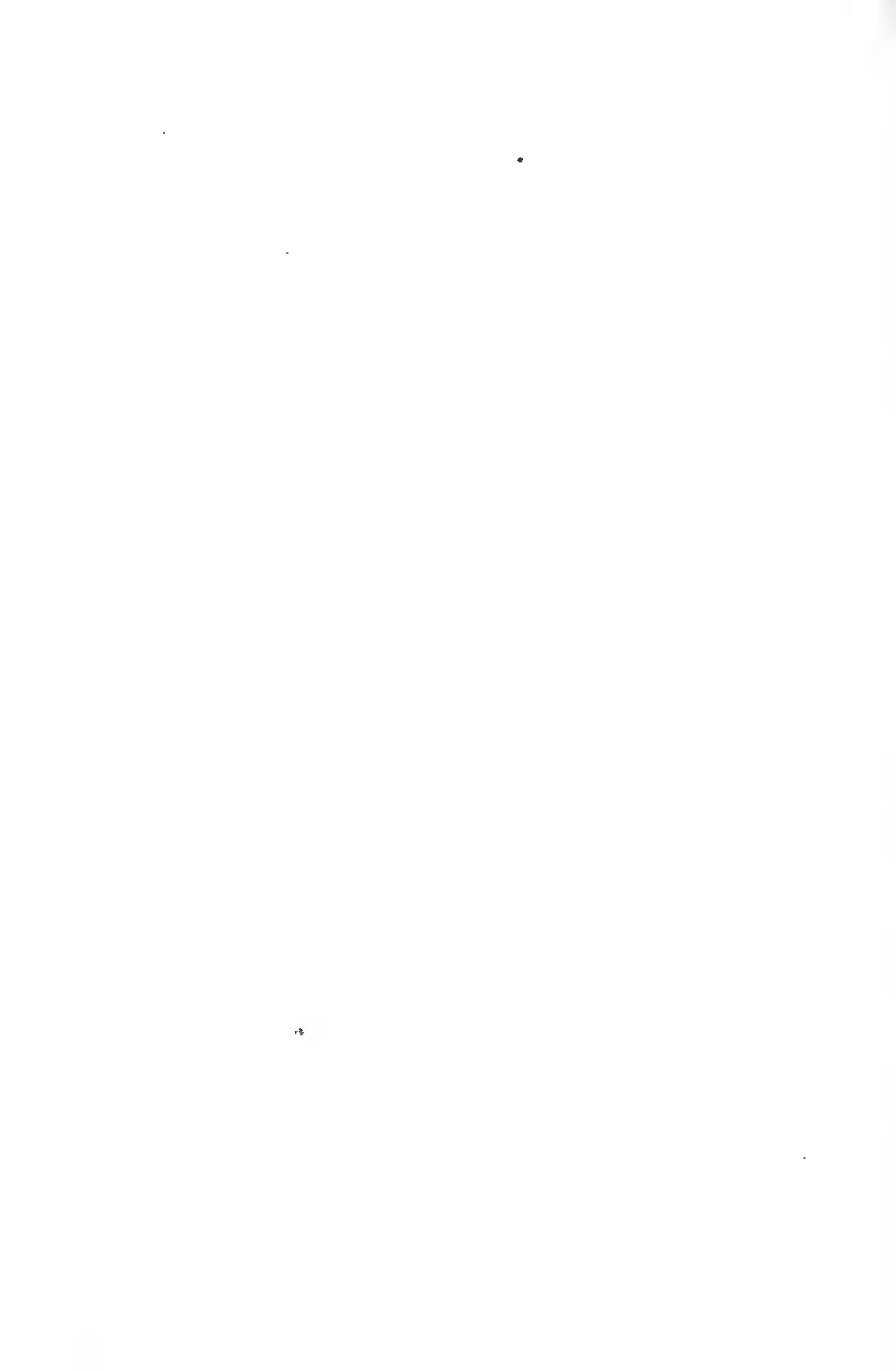
Drei Junge verbleiben dem Eulenpaare noch, und die zieht es glücklich auf. Bald ist der Krähenhorst zu eng; die drei Geschwister flattern hinter den Alten her, erst von Ast zu Ast im Bruchwalde, dann über den verwachsenen Holzweg und schließlich auch von Baum zu Baum in das nebelige Bruch hinein, wo sie sich in den Krüppelkiefern und Kopfeichen verteilen und fortwährend unken und fiepen, bis die Alten mit irgend einem Getier in den Griffen angestrichen kommen. Und eines Tages gelüstet es sie, selber zu jagen, denn gar zu verlockend hüpft eine Waldmaus zwischen den Moorbeerbüschen umher. Der Versuch gelingt, und mißlingt ein anderer auch wieder, ehe eine Woche vergeht, sorgen die drei schon fast ganz allein für sich, wenn sie auch immer noch gern die Maus nehmen, welche die Alten ihnen zutragen. In der nächsten Woche aber sind die Jungen ganz selbständig, und die Familie löst sich auf; jedes Stück hält sich für sich und jagt, wie es gerade kommt, bald in der dürren Heide, dann an den Wiesen, heute im einsamen Moore und morgen in der Feldmark, wo sich die meisten Mäuse finden.

Davon gibt es in dem Jahre reichlich. Es ist der zweite trockene



Dämmerungsgeflügel

Phot. E. J. Stephanescu



Sommer gewesen, und das Unzeug hat über die Maßen geheckt. Im Sandlande spürt der Bauer nicht soviel davon, aber auf dem schweren Boden hat er alle Ursache zu klagen. Es wimmelt und krimmelt überall von Feldmäusen; die Feldraine sehen aus wie Siebe, die Klee- und Luzernestücke sind kreuz und quer von den Gängen durchzogen, überall liegen die zernagten Getreideähren, die abgebissenen Halme umher. Aber wo Mäuse sind, da gibt es auch Eulen. Erst kommen aus den benachbarten Bergwäldern die Käuze und Ohreulen in das Getreideland, dann wandern auch die aus den Kiefernwäldern der fernen Heide zu. Alle Wälder und Vorhölzer beherbergen sie über Tage, die Käuze und Waldohreulen, und überall in den Kartoffeläckern liegen die Sumpfohreulen. In der Dämmerung streichen sie über die Kleestücke und Koppelwege, rütteln an den Rainen und auf den Stoppeln, und unzählige Mäuse enden in ihren scharfen Griffen.

Hier, bei dem großen Eulenstelldichein, schlagen sich, je mehr der Herbst heranrückt, die Waldohreulen zu kleineren und größeren Flügen zusammen, tauchen in kleinen Vorhölzern auf, wo nie eine Waldohreule horstet, übernachten, wenn sie keinen Wald antreffen, in Kartoffeläckern, Rübenfeldern und Weingärten, ja sogar auf dem blanken Sturzacker, und erstaunt sieht der Bauer, der die Furche entlang geht, wie sein Hund eine Eule nach der anderen hochmacht, und noch mehr schüttelt er den Kopf, als sich überall zwischen den Schollen graue Gestalten erheben, putzig anzusehen mit ihren dicken, gehörnten Köpfen, bis der Spitz ihnen näherkommt und sie sich mit quäkenden Rufen erheben und schwanken Fluges davonstreichen.

Unstet und ruhelos wandern die Eulenflüge umher; wo es Mäuse gibt, da halten sie sich auf und ziehen weiter, haben sie darunter aufgeräumt. So manche wird von rohen Schießern heruntergeknallt, andere verenden elendiglich in Pfahleisen, und ungebildete Menschen nageln sie, die eigene Dummheit damit aller Welt kundgebend, an die Scheunentore, zum Danke dafür, daß sie die Felder von den Mäusen befreiten.

Der Schwarzspecht

Gestern noch starrte das Bruch von blankem Golde; heute ist es über und über versilbert.

Gestern loderten die Postbüsche, flammten die abgefrorenen Wiesen, und selbst der Eichbusch um das Forsthaus suchte mit den goldenen Birken zu wetteifern; heute aber gab der Rauhreif dem Lande ein anderes Gesicht.

Der alte Hegemeister, der, vor der Türe stehend, seine Pfeife raucht, dieweil sein roter Hund ihn fragend anäugt, sieht frohgelaunt über das Land, in dem alles, vom bescheidenen Halme bis zur stolzen Fichte, versilbert ist, so dick hängt der Rauhfrost in den Zweigen.

Ein Tag ist es, wie er selten das Bruch besucht. Lustig quarren die Krähen unter dem hohen Himmel, Kreuzschnäbelflüge ziehen dahin, fröhlich lockend; in den Kiefern lärmen die Häher, die Elster lacht in der Pappel, und der Hahn kräht auf dem Miste, so laut er eben kann. „Ein Prachttag ist es, ein Haupttag“, denkt der Weißbart.

Er geht in das Haus, von dem Schweißhunde gefolgt, und kommt nach einer Weile wieder heraus, den Drilling über der Schulter. Froh schwänzelt Sellmann, denn er weiß, es geht in das Revier, und vielleicht gibt es Arbeit für ihn. Aber der Förster denkt nicht daran, daß noch zwei Stück Wildbret und ein geringer Hirsch auf der Abschußliste stehen; er will den letzten Sonnentag mitnehmen, denn morgen regnet es, das weiß er. Rauhreif bringt Wetterumschlag.

Langsam bummelt er dem hohen Kiefernbestande zu. Seine langen Stiefel und die Manchesterhosen sind bald silbern überpudert. Dem Alten lacht das Herz im Leibe, wie er über das große Windbruch sieht. Silber, alles von Silber, jede Schmiele, jeder Brombeerbusch und alle Birken, die gestern noch goldene Blätter schwenkten. Aber morgen regnet es, wenn es nicht schneit, sonst würden die

Goldfinken nicht so viel locken, und sonst meldete sich der Schwarzspecht nicht so oft.

Wie eine gläserne Zauberglocke klingt es aus dem Altholze, kliäh, kliäh, und noch einmal kliäh. Ganz unirdisch, ganz märchenhaft hört sich das an, wie ein Laut aus einer anderen Welt. Und hinterher geht es trrr, trrr, trrr, und das ist des Rotkopfes Regenruf. Wenn der Schwarzspecht seinen klirrenden Ruf häufig erschallen läßt, dreht sich die Witterung.

Auf der Blöße treten zwei Rehe hin und her, und ein drittes taucht hinter den silbernen Brombeerbüschen auf. Der Hund hebt die Nase, und der Hegemeister nimmt aus Gewohnheit Deckung. Da schnurrt es hart und laut über die Lichtung hin, daß die drei Rehe einen Augenblick die Häupter heben, ein großer schwarzer Vogel kommt im Bogenfluge dahergestoben und bleibt an einem mächtigen Fichtenstumpfe kleben. Vorsichtig hebt der Förster das Glas und richtet es auf den Specht. Ist das nicht ein Prachtvogel? Wie der Schnabel blitzt, wie sich von dem nachtschwarzen Gefieder die feuerrote Kopfplatte abhebt! Eine wahre Herzensfreude ist es, das zu sehen.

Einige Male hat der schwarze Vogel hin- und hergeäugt; jetzt geht er an die Arbeit. Ein Schlag, und ein handbreites Stück Rinde fliegt dahin. Noch ein Hieb, und wieder poltert ein Borkenfetzen herunter. Jetzt rutscht der Specht zur Seite. Bei jedem Hieb leuchtet der hellrotbraune Splint des Stumpfes, von der Rinde befreit, auf, und jedesmal blitzt es aus dem Schnabel des Vogels hervor und blitzt zurück. Das ist die lange, nadelscharfe, mit Widerhaken bewehrte Zunge, die eine Larve, einen Käfer, eine Spinne anspießte und in den Schnabel hineinzog.

„Kliäh, kliäh", ruft der feuerköpfige Waldzimmermeister nun und schwingt sich plötzlich ab, und wie ein Höllengelächter klingt, allmählich verhallend, sein Regenruf aus dem Altholze. Der Förster geht weiter; seine Lehrjahre fallen ihm ein. Wie die Zeiten sich ändern! Damals gab es Schußgeld für jeden Schwarzspechtkopf,

„denn er ringelt die Bäume und bringt sie zum Absterben“, sagte des Forstlehrlings Lehrprinzipal. Aber der Junge hatte nie den Drückefinger auf den Rotkopf krummgemacht, er hatte Augen, die sich an allem Schönen freuten, was im Walde und auf der Heide leibte und lebte, und eine heilige Scheu hielt ihn ab, auf den stolzen Vogel Dampf zu machen.

Denn zu Hause hatte er zwischen seinen Schulbüchern ein Märchenbuch stehen gehabt, in dem ein Bild zu sehen war, auf dem ein Mann einen knallroten Mantel, den er sich von Meister Hans, dem Nachrichter, entlehnt hatte, gegen den Baum schwingt, an dem der Schwarzspecht hängt, die Springwurzel im Schnabel. Der Mann mit dem Henkersmantel in den Händen hatte dem Spechte das Nistloch zugekeilt, und nun war der kluge Vogel, der heimliche Künste weiß, in das Land Nirgendwo geflogen und hatte die Zauberwurzel geholt, um damit den Holzpflock aus dem Brutloche herauszuziehen. Und als der Mann den roten Mantel gegen ihn schwang, erschreckte sich der Specht, denn er meinte, es sei eine Feuerflamme; er ließ die Wurzel fallen, und der Mann hob sie auf und fand verborgene Schätze damit.

„Ein Märchen, aber ein wunderschönes Märchen“, denkt der Förster. Zehn Jahre war er alt, als er es las, und jetzt ist er dicht an die sechzig, aber das alte schöne Märchen von der Springwurzel hat er niemals wieder vergessen. Und nie hat er einen Schwarzspecht geschossen. Ein Naturforscher bat ihn einst, ihm einen zu besorgen, denn er wollte feststellen, ob die Pupille des Vogels, wie es hieß, nicht rund, sondern geschweift sei. Er hatte aber kein Glück mit seiner Bitte; der Förster schlug ihm die Erfüllung glatt ab. „Einen Schwarzspecht schießen? Gott soll mich bewahren; und wenn auf jedem Baume einer säße!“ hatte er gesagt und hinzugefügt: „Es ist so schon langweilig genug auf der Welt geworden.“

Er nickt vor sich hin; jawohl, es ist langweilig geworden, sogar hier im wilden Bruche. Als er hier die Stelle bekam, horstete der Schreiadler noch dort und der Schlangenadler und sogar der Uhu;

Wanderfalken gab es und Gabelweihen, Kolkraben und Blauracken, Kraniche und Rohrdommeln, und überall läutete in der Frühe der Wiedehopf. Mit der Aufhebung der Waldhude verschwanden die Blauracken und Wiedehopfe, mit dem Aufkommen der Vorderladerwaffen, dem Landstraßenbau und der Bruchentwässerung blieben die edeln Räuber und die stolzen Recken fort; ein einziges Kolkrabenpaar ist noch auf Meilen in der Runde zu finden, und nur noch ein Paar Waldstörche horsten in dem Forste. „Es ist langweilig geworden auf der Welt, und es wird immer langweiliger", denkt der alte Mann.

Die Krähen und die Häher haben sich vermehrt, seitdem Habicht und Falke selten wurden, und die Ringeltauben und Turteln desgleichen. Die heimliche Lochtaube aber verschwand, als die alten Eichenbestände fielen, und erst neuerdings haben sich wieder einige Paare eingefunden. Das kommt daher, weil der Schwarzspecht sich vermehrt hat, seitdem das Vogelschutzgesetz da ist, denn er, der alle Jahre eine neue Bruthöhle braucht und sich auch hier und da ein Schlafloch zimmert, sorgt dafür, daß die Hohltauben wieder Nistgelegenheiten finden. Und er sorgt auch dafür, daß es im Bruchwalde wieder etwas lustiger hergeht, und hallt des Falken Ruf und des Schreiadlers Stimme hier nicht mehr, wenn der Schwarzspecht die Zauberglocke tönen und sein Höllengelächter schallen läßt, dann klingt das wieder nach alten guten Zeiten.

Den ganzen Tag läutet und lacht der Specht heute, denn der Wetterumschlag sitzt ihm im Geblüte. Unstet treibt er sich von Wald zu Wald umher, schält hier eine tote Kiefernstange und spießt all das Ungeziefer, das im Splinte sitzt, entrindet da den Stamm einer alten Fichte, die der Blitz totschlug, und in der es von feisten Bockkäferlarven wimmelt, hackt weiterhin den Stumpf einer Birke auseinander, daß die Fetzen nur so umherfliegen, und begibt sich dann zu einer hohen Fichte, die im Innern krank geworden ist. Dort hat er anfangs nach Käferlarven gehämmert, aber da er schon satt war, hackte er zum Vergnügen ein tiefes, kreisrundes Loch in den Stamm,

und das will er sich jetzt zu einer Schlafhöhle vertiefen. Fleißig arbeitet er, alle Augenblicke den Leib aus dem Loche ziehend und umherspähend, ob nicht irgendeine Gefahr droht; dumpf schallen die kurzen Schläge durch den Wald, und die rostrote Nadelspreu am Boden ist bunt gemustert von den Absplissen, die der Schnabel des Spechtes loshieb.

Mittlerweile hat er aber wieder Hunger bekommen. Laut lacht er auf und fliegt den morschen Stumpf einer Birke an. Eisenhart ist die dicke Borke, aber stahlhart ist der Schnabel des Spechtes; handgroße Rindenfetzen spellt er los und darauf lange, breite Holzstücke, und die feisten Schnackenlarven, die sich im Mulm und Moder ganz sicher fühlten, werden eine um die andere angespießt und verschlungen. Dann aber lockt ihn der Eichenüberhälter auf der Rodung. Kerngesund sieht der Stamm aus, doch der Specht weiß, daß dort genug zu holen ist. In jeder einzigen Runzel der Rinde sitzt eine Larve der schmalen, goldgrünen Prachtkäfer. Hieb auf Hieb führt der schwarze Vogel gegen die Rinde, hageldicht fallen sie, aber so geschickt, so genau berechnet, daß auch nicht mehr Rinde abgemeißelt wird, als nötig ist, um die Larven freizulegen. Eine volle Stunde arbeitet der Specht, und feuerrot leuchtet jetzt der vor kurzem noch stumpfgraue Stamm in der Sonne.

Bald hier, bald da klingt das Läuten und Lachen des Spechtes, jetzt im Birkenbusche, dann im Kiefernaltholze, nun im Stangenorte und schließlich in den Fichten. Längst hat die Sonne den Kronen den silbernen Schmuck genommen und der Heide wieder ihr braunes Kleid gegeben, schon ziehen grauliche Wolken über das Moor, und ein hohler Wind seufzt und stöhnt im Bruche, und noch immer ruht der Specht nicht. Soeben schallt sein hartes Pochen da, wo seit dem Nonnenfraße die untergebauten Fichten, von grauen Flechten bedeckt, kreuz und quer übereinanderliegen, dann tönt sein Klopfen von dem großen Windbruche her, bis er mit gellendem Gekicher quer über die Heide der Kiefernwohld auf den Sandbergen zustreicht, um den Borkenkäfern und Rüßlerlarven nachzustellen. End-

lich, als die Krähen ihren Schlafplätzen zurudern und die Goldhähnchen schon tief in den Fichten wispern, strebt er einer hohen, glattschäftigen Kiefer mitten im alten Bestande zu und verschwindet in der kreisrunden Öffnung, die schwarz in dem roten Stamme gähnt.

So treibt er es einen Tag um den andern, ganz gleich, ob die Sonne scheint, oder der Schnee stiebt, ob Plattfrost das Land hart macht, oder Regenschauer es erweichen; ihm ist jedes Wetter recht, er findet immer Fraß genug, er braucht nicht zu hungern wie die Meisen, wenn der Rauhreif alle Zweige umspinnt, und wie die Drosseln, wenn Hartschnee den Boden bedeckt; für ihn ist der Tisch allezeit gedeckt, denn überall gibt es morsche Stümpfe, kranke Stangen und faule Bäume, in denen Larven, Puppen und Käfer überwintern, hinter abstehender Rinde und in den Holzritzen sitzen Eulen und Fliegen verborgen, die dort auf den Frühling warten, und überall kriechen die Weibchen der Frostspanner an den Laubhölzern umher. Ob die Prachtkäferlarve dicht unter der Rindenoberfläche sitzt, ob nur eine dünne Borkenschicht den Borkenkäfer schützt, oder ob die Larve der Holzwespe, des Weidenbohrers und Bockkäfers tief im Stamme verborgen ist, der Specht findet die eine wie die andere; ein Vergnügen ist es ihm, halbfußtiefe Löcher in die befallenen Stämme zu meißeln, und hier und da im Bruche finden sich anbrüchige Bäume, die von oben bis unten so durchlöchert sind, daß sie wie Orgelpfeifen aussehen.

Auf die Dauer aber wird es dem Spechte im Bruche langweilig. Unrast plagt ihn und hetzt ihn hin und her. Alle Heidwälder besucht er, ist heute oben auf der Geest, morgen im Moore, er wandert nordwärts und kommt in die Marschen, wo sich sonst niemals ein Schwarzspecht blicken läßt, treibt sich im Hügellande umher und setzt durch die Spuren seiner Tätigkeit die Förster in Erstaunen, denn in wenigen Tagen entrindet er ein halbes Hundert Fichtenstangen, die von den Borkenkäfern getötet sind. Vom Hügellande wandert er in die Berge, und von da gelangt er in das

Gebirge, bis es ihn wieder in das Flachland treibt und er dort unstet hin- und herwandert, überall Tod und Verderben allem Getier bringend, das unter der Rinde und im morschen Holze lebt, und also dafür sorgend, daß sich die Waldverderber und Baumschädlinge nicht allzusehr vermehren. Und da er sich überall dort, wo er sich einige Zeit aufhält, Schlafhöhlen zimmert, so sorgt er dafür, daß allerlei Vögel, denen es in den durchforsteten Wäldern an Nistlöchern fehlt, im Frühjahre solche vorfinden, die Hohltaube und der Wiedehopf, die Schellente und der Rauhfußkauz, die Blauracke und der Star, und auch die Waldfledermäuse sind ihm zu Danke verpflichtet, da er ihnen ebenfalls Wohnstätten bereitet.

Um die Mitte des Hornungs wird er das Umherreisen leid, und am ersten Märzen langt er wieder in seinem Bruchwalde an. Der hat inzwischen ein anderes Aussehen bekommen. In den feuchten Gründen zwischen den Fichten liegen noch einzelne Schneeflecke, und das Bruch steht im hohen Wasser, aber an allen sonnigen Tagen leuchten die blühenden Haselbüsche, die Erlen haben sich mit rotbraunen Kätzchen behängt, die Weidenbüsche sind übersät mit silbernen Perlen, und die Espen sind beladen mit dicken Blütenknospen. Schon kreist, rauh rufend, über dem Forste das Kolkrabenpaar im stolzen Balzfluge, die Erlkönigsmeise zwitschert im Weidendickicht ihr Liebeslied, die Goldhähnchen singen in den Wipfeln der Fichten, in denen die Kreuzschnäbel ihre halbflügge Brut füttern, die ersten Kiebitze rufen auf den Weidekämpen, in den Eichen beim Forsthause pfeifen die Stare, und am windstillen Morgen balzt im Moore der Birkhahn.

Da besinnt sich der Schwarzspecht auf sein Frühlingslied. Bald hier, bald dort im Walde klingt seine Glocke, und hinterher lacht er laut, aber es ist nicht immer der klirrende Regenruf, ein gellendes quickquickquickquick ist es, das weithin schallt. Aber taub bleibt sein sehnsüchtiges Rufen, und da fällt ihm ein, daß es noch etwas Besseres gibt, um ein Weibchen heranzulocken. Er fliegt die hohe Eiche an, deren Stamm er im Vorwinter auf der Suche nach

Prachtkäferlarven von oben bis unten kupferrot färbte, indem er alle Rindenrunzeln abmeißelte, fällt an einem steil aufragenden Hornzacken ein und läßt seinen stahlharten Schnabel mit so schnellen Schlägen gegen den Ast fallen, daß ein hartes, lautes Getrommel entsteht, das eine halbe Stunde weit durch das Bruch dröhnt.

Voller Freuden hört der Hegemeister, der mit seinem roten Hunde hinter sich durch das Holz geht, wie der Specht seinen Wirbel schlägt. Vorsichtig pirscht er sich so nahe heran, daß er Blick auf ihn hat. Da hängt der stolze Vogel oben in der Eiche und bewegt beim Trommeln den Kopf so rasend schnell hin und her, daß der feuerrote Scheitelfleck in der Sonne wie eine hellichte Flamme leuchtet. Der Förster nimmt den Specht in das Pirschglas, und da sieht er zu seiner Verwunderung, daß in der Naturgeschichte, die er zu Hause in seinem Bücherschranke stehen hat, etwas ganz Falsches über das Trommeln der Spechte steht, denn da heißt es, daß der Specht durch sein Anschlagen einen Ast in zitternde Bewegung versetze, und daß auf diese Weise das Trommeln entstehe. Jetzt aber sieht er deutlich, daß das nicht der Fall ist; der schenkeldicke, harte Ast rührt sich auch nicht ein bißchen unter den hageldichten Hieben des Spechtes, und die schnell aufeinanderfolgenden Schnabelschläge allein bringen das laute Trommeln hervor, aber nicht der Ast. „Ja, die Bücher," denkt der Förster, „wer sich auf die verläßt, der ist oft betrogen!" Und dann murmelt er vor sich hin: „Man lernt doch nie aus, und wenn man so alt wird wie ein Haus."

Von Tag zu Tag wird es jetzt lauter und lustiger und bunter im Walde. Überall am Boden recken sich grüne Spitzen, das Geißblatt und die Traubenkirsche begrünen sich, die Weidenbüsche wechseln ihr Silber in Gold um, in den nassen Wiesen erheben sich die fetten Blätter der Dotterblumen, die Postbüsche werden von einem zum andern Mittag roter, die Wiesen färben sich immer grüner, die Wipfel der Fichten und die Kronen der Kiefern färben sich saftiger, an den Wegerainen leuchten die Huflattichblüten auf, und stellenweise zeigt sich über dem Fallaube am Boden schon ein weißer Blumenstern.

Tag für Tag schlägt der Schwarzspecht nun seine Werbetrommel, bis er endlich ein Weibchen gefunden hat. Und dann gibt es eine wilde Liebesjagd im Bruchwalde, denn das Weibchen ist spröde. Sobald das Männchen mit klingendem Kliäh und gellendem Gekicher auf sie losstürzt, macht die Henne eine Wendung um den Stamm, läßt sich fallen und schwenkt zwischen den Stämmen der Bäume hin, und hinterher fährt, schrill rufend, das Männchen. Wie zwei Feuerflammen leuchten die roten Kopfflecke auf, glühen jetzt oben in der Eiche knorrigem Astwerke, brennen nun am Grunde der Kiefernstämme, glimmen zwischen den silbernen Birken und funkeln im sonnenbeschienenen Fichtenwalde auf, bis endlich in der Krone der alten, breithäuptigen Schirmkiefer das Männchen das Weibchen erhascht und sich unter wildem Flügelgeflatter und schrillem Wonnegeschrei den süßen Lohn nimmt. Eine ganze Woche lang freut sich das stolze Paar seiner Liebe, erfüllt den Bruchwald mit dröhnendem Getrommel und jauchzendem Gelächter, alle die vielen kleinen und großen Stimmen übertönend, die von den Wipfeln und aus dem Dickichte erklingen.

Dann aber heißt es, eine Wiege zimmern für die Nachkommenschaft. Dutzende von Höhlen hat der Specht in den letzten Jahren im Walde gebaut, aber es fällt ihm nicht ein, eine davon anders als für die Nachtruhe zu benutzen. Funkelnagelneu muß die Höhle sein, in der die jungen Spechte aufwachsen sollen. Eine hohe, dicke, glattschäftige, bis zur Krone astfreie Buche hinter dem Forsthause sucht das Paar sich aus, unzugänglich für Mensch wie für Marder, und dreißig Fuß über dem Erdboden meißeln sie den Stamm an, daß auf zehn Fuß im Umkreise das rote Laub besät ist mit den fingerlangen weißen Spänen, auf die später, als das Loch im Rohbau fertig ist und sauber und glatt nachgearbeitet wird, um schließlich in einem eirunden Kessel zu endigen, immer kleinere und kleinere Späne folgen, bis zuletzt nur noch ganz winzige Spänchen zu Boden wirbeln und die Höhle fertig ist.

Immer seltener läßt sich nun das Weibchen sehen, bis es

schließlich fest auf den vier schneeweißen, glänzenden Eiern sitzt. Jetzt hat das Männchen doppelte Arbeit, denn es muß das Weibchen, solange dieses brütet, füttern. Alle Stunden kommt es herangeschnurrt, den Kropf voller Larven und Maden und Puppen und Käfer und Ameisen. Denn Ameisen, das ist ein leckeres Futter für ihn. Wenn die Sonne auf die hohen, rotbraunen Haufen scheint und sie über und über von den flinken Tieren wimmeln und krimmeln, dann fliegt der Specht zu Boden, hüpft heran und besieht sich die Sache erst mit lüsternen Augen. Und dann fährt wie ein Pfeil die lange, klebrige Zunge dahin, wo es schwarz von Ameisen ist, leimt ein oder zwei Dutzend fest, zieht sich zurück, kommt wieder hervorgeschossen und schnellt so lange hin und her, bis der Kropf dick gefüllt ist und einen förmlichen Beutel an dem langen dünnen Halse bildet.

Wie wahnsinnig stürzen die Ameisen dahin, wo der Rotkopf sitzt. Sie hängen sich an seinen langen Zehen fest, sie spritzen ihre Säure ihm entgegen, daß Tausende von winzigen Springbrunnen auf einmal in der Sonne aufblitzen; aber ihn stört das Kneifen nicht, ihn bekümmert der scharfe Säuregeruch nicht, er füllt seinen Kropf mit dem bissigen Krabbelvolke und füttert sein Weibchen damit. Ganz glücklich ist er, wenn er die Ameisen dabei erwischt, wenn sie ihre Puppen sonnen; das ist für ihn ein Festessen, und er kehrt so lange wieder, bis die Ameisen die Puppen, die er übrigließ, in die tiefste Tiefe des Baues geflüchtet haben, und womöglich hackt er dann so lange an dem Haufen herum, bis er ein fußlanges Loch hineingearbeitet und die Puppenlager wieder aufgefunden hat, und ohne sich an das Beißen und Spritzen der erbosten Tiere zu stören, schlieft er in das Loch hinein, stopft sich voll mit Ameisen und Puppen, erscheint ab und zu wieder vor dem Bau, um zu sehen, ob keine Gefahr droht, und fliegt endlich zum Nistbaume, um der Spechtin, der fleißig brütenden, den Hunger zu vertreiben.

Sind dann die Jungen erst da, dann hat das Spechtpaar nicht einen Augenblick am Tage frei. Dann zimmert es zum Ver-

gnügen keine Schlafhöhlen mehr, es muß jede Stunde ausnutzen, um sich und die vier Gierhälse zu ernähren. Denn es ist unglaublich, was die fressen können. Der Bruchwald ist reich an allerlei Holzgetier, und dennoch müssen die beiden alten Spechte sich fleißig dranhalten, um die Jungen satt zu bekommen, denn harte Käfer und dicke Falter werden von ihnen verschmäht, nur weiche Maden und winzige Käferchen munden den Jungen, und davon gehen hundert auf einen Schnabel voll, und tausend braucht ein Spechtmagen, ehe er halbwegs gesättigt ist, denn heißhungrig ist das junge Volk und rasch seine Verdauung. Es braucht viel Stoffe, um das stramme Knochengerüst, die derben Muskeln und Sehnen und das straffe Gefieder aufzubauen, und so kostet ein einziges Schwarzspechtjunges Hunderttausende und Aberhunderttausende von winzigen Kerbtieren, von denen viele Todfeinde der Waldbäume sind, das Leben, ehe der junge Specht so weit herangewachsen ist, daß er die Nesthöhle verlassen, den Alten folgen und sich selber ernähren kann.

Das dauert aber bis in den Hochsommer hinein, denn wenn auch die Jungen schon lange beflogen sind und es schon begriffen haben, wie man den Käfer hinter den grauen Flechten und die Larven unter der Rindenschuppe findet, ihre Schnäbel sind noch nicht fest genug, als daß sie damit, wie die Alten, harte Borke, dicke Rinde und derbes Holz zermeißeln könnten, und erst im Herbste sind sie soweit, daß sie selbständig sich ernähren können und die Alten nicht mehr nötig haben. Dann aber ist auch die beste Zeit da; überall im morschen Holze sitzen die feisten Larven und Maden dicht unter der Oberfläche, in allen hohlen Bäumen hängen, vollgepfropft mit dicken, fetten Larven und Puppen, die papiernen Nester der Wespen und Hornissen, und das ist ein prachtvolles Futter für die Spechte, und wenn die Wespen noch so giftig summen und die Hornissen noch so gefährlich brummen und ihre Giftstachel zücken, an dem harten Spechtgefieder prallen die Stiche ab; der scharfe Meißelschnabel zerhackt die grauen Papierhüllen, und

die spitze Zunge reißt eine nach der anderen der weißen Larven und Puppen aus ihren Wiegen.

Prachtvoll lebt es sich im Herbste für die Spechte, aber auch, wenn der Vorwinter mit Sturm und Regen in das Land hereinbricht, geht es ihnen gut, und nicht minder bei strengem Frost. Nur unstet sind sie dann, die Alten wie die Jungen. Jeder schlägt sich allein durch, niemals sieht man zwei zusammen, und jede Gesellschaft ist ihnen verhaßt. Nicht gibt sich der Schwarzspecht, wie es der Buntspecht tut, dazu her, den Führer für Meisen, Kleiber, Baumläufer und Goldhähnchen zu machen, einsam und ungesellig schweift er durch die Wälder den ganzen Winter lang, und erst, wenn die Kohlmeise ihr Frühlingslied singt, die Amsel flötet und der Fink schlägt, sehnt er sich nach Gesellschaft.

Dann schallt sein harter Trommelwirbel über Bruch und Heide, gellt sein schriller Balzruf durch den Wald, bis sich ein Weibchen zu ihm hin findet und das Paar dafür Sorge trägt, daß ihr Geschlecht wachse und sich mehre, dem deutschen Walde zu Zier und Segen.

Die Kohlmeise

Die Köchin rüstet sich dazu, die Weihnachtsgans zurechtzumachen. Sie stellt die Schale für die Abfälle auf die Anrichte, legt das Messer zur Hand und holt die Gans, die unter dem Küchenfenster hängt, herein.

Schon will sie daran gehen, den Braten ofengerecht zu machen, da werden ihre Augen ganz groß, und ihr pausbäckiges Gesicht nimmt den Ausdruck maßlosester Entrüstung an. Ganz tief bückt sie sich auf den Braten herab und sieht mit Entsetzen, daß an vielen Stellen die schöne fette Haut abgefressen ist, und daß sich an der Brust Löcher befinden, die tief in das Fleisch hineingehen. Entsetzt schlägt sie die derben Hände zusammen und läuft zu der Hausfrau,

der das Unglück zu melden. Die macht auch erst ein langes Gesicht, lacht dann aber und meint, dann müßte ein wenig geflickt werden; unappetitlich wäre der Braten nicht weiter, denn Vögel wären daran gewesen, nicht vielleicht Ratten oder Katzen.

Während die Köchin darangeht, mit Nadel und Faden den Schaden wieder gutzumachen, schnurrt ein Vogel vor das Fensterbrett, sieht nach dem Haken, an dem acht Tage lang die Gans hing, ruft einige Male „Pink pink“ und stößt dann, als er seinen Futterplatz leer findet, ein heiseres Wutgelächter aus. Laut klingt es: „Trärrärrärrärr“, daß die Köchin erstaunt hinaussieht. Aber sie denkt nicht daran, daß dieser hübsche kleine Vogel mit dem schwarzen Köpfchen, den weißen Bäckchen, dem weiß und grün gefleckten Nacken und der goldgelben, schwarz gestriemten Weste, der da so munter hin und her springt, der Bratenverderber gewesen sein könnte, denn mit dem kleinen Schnäbelchen, denkt sie, solche Löcher zu hacken, das ist wohl nicht gut möglich.

Die Kohlmeise ist derweilen in den Garten hinuntergeflogen. Auf dem toten, verpilzten Aste des Pflaumenbaumes läßt sie sich nieder, lockt, lacht, ruft, schnurrt in den Schneebeerenbusch und von da in den Birnbaum. Da gibt es etwas für ihren Schnabel. Um einen Zweig zieht sich eine längliche, glatte, runde Walze, die Eierwalze des bösen Ringelspinners. Mit zähem Leim hat der Spinner Ei an Ei gekettet, so daß die Walze aus einer festen, harten Masse besteht. Keine Grasmücke, kein Baumläufer, kein Goldhähnchen wird damit fertig. Für die Kohlmeise ist es aber ein Vergnügen, Ei um Ei loszumeißeln, und ehe eine Viertelstunde vergangen ist, ist die Eierwalze verschwunden, und im nächsten Mai wird kein Raupennest den Baum verunstalten.

Nicht weit vom Garten liegt der Wald. Dahin schnurrt die Meise jetzt. Hier in der Winterlaube der jungen Buche klettert sie herum, daß das rostbraune Laub rasselt. Jedes zusammengerollte Blatt wird aufgerollt und, geht das nicht, auseinandergehackt. Da ist ein Häufchen Schmetterlingseier. „Szi ßi da da da“, lacht die Meise

und pflückt ein Ei nach dem anderen herunter. Und dort sitzt, in dichtem Gespinst verborgen, eine Puppe. Die wird aus ihrem Lager gerissen und freigelegt. Auf einem Eichenaste nimmt die Meise Platz. Die Puppe hält sie zwischen den Zehen und hämmert mit dem kurzen, scharfen Schnabel darauf herum, daß die Fugen sich lösen. Und dann zieht sie den leckeren Inhalt heraus und verspeist ihn, fröhlich dabei lockend und kichernd.

Ein lauter Ruf ertönt aus dem Inneren des Waldes, ein helles „Jück, jück, jück". Prrr, schwirrt die Meise davon, denn sie weiß, was das bedeutet. Sie findet Gesellschaft. Geführt von einem schwarzweißroten Spechte, sucht dort ein Meisentrupp das Holz ab. Das lockt und ruft und piept und zirpt, lacht und kichert, pfeift und kullert, rasselt durch das Dürrlaub, raschelt an der Rinde, schnurrt und burrt, klettert hier, hämmert da, pickt dort, hängt überkopf an den Zweigen, zimmert an den Ästen, guckt hinter jede Rindenspalte, schaut in jede Borkenritze, erfüllt die ganze Waldecke mit Lärm und Farben. Allen voran schnurrt der bunte Specht, bleibt an einem Hornzacken hängen, rutscht um ihn herum, meißelt mit kräftigen Schlägen, daß Rindenstücke und Flechtenkrusten in den Schnee bröckeln, legt Käfer und Larven bloß, sticht sie mit der Harpunenzunge an und schlingt sie herunter. Unter ihm in der Eiche toben ein Dutzend Kohlmeisen herum. Überall leuchten ihre hellen Westen, blitzen ihre weißen Backen. Hier zimmert eine an einem Rindenrisse herum, in dem Schmetterlingseier sitzen, dort legt eine andere einen Käfer frei, der unter der grauen Flechte versteckt sitzt; die dritte meißelt aus einer Knospe den Wurm heraus, eine vierte hämmert eine Buchennuß auf, die sie in einen Rindenspalt klemmte. Andere hüpfen auf der Erde umher, suchen im Moose und im Fallaube nach erstarrten Käfern und Raupen, oder klopfen die Rinde von den modernden Ästen, um Larven und Käfer zu entdecken. Und ebenso machen es ein halbes Dutzend Sumpfmeisen, ebensoviel Tannenmeisen, Haubenmeisen und Blaumeisen, während ein Kleiber es dem Spechte gleichtut und ein Baumläufer stumm um den

Stamm der Eiche rutscht und mit dem dünnen krummen Schnäbelchen in allen Ritzen nach Ungeziefer stochert. Die zierlichen Schwanzmeisen aber kobolzen in dem dünnsten Gezweige umher und suchen nach Schmetterlingseiern, und ebenso machen es die winzigen Goldhähnchen, deren schüchternes Gepiepe aus allen Kronen erklingt. So huscht die bunte Schar hinter dem Spechte her durch den Wald und sorgt dafür, daß im Frühling nicht allzuviel Wickler und Borkenkäfer, Spinner und Spanner erscheinen und dem Förster Ärger und dem Staate Schaden verursachen.

Wenn es dann Frühling wird, die Sonne schon ab und zu Kraft bekommt, dann wird die Kohlmeise lustig und heiter. Sang sie bisher etwas betrübt: „Spinn' lütting, spinn' lütting", so pfeift sie jetzt aus voller Brust: „Spinn' dicke, spinn' dicke", und das Bauernmädchen, das hinter dem blühenden Geranienstock das Spinnrad schnurren läßt, lacht, denn es weiß, nun hat die langweilige Winterarbeit bald ein Ende, und die lustige Arbeit in Garten und Feld beginnt wieder. Die Meise denkt aber nicht an die Arbeit des Mädchens, sie denkt daran, daß jeden Tag mehr fette Spinnen und Räupchen und Käfer zum Vorschein kommen, und vergnügt fängt sie sich ein Frostspannerweibchen und verspeist es unter fröhlichem „Pink, pink" und „Szi ßi da da da". Und dann schnurrt sie auf einen Ast, der in der vollen Sonne liegt, und läutet von da aus den Frühling ein, bald sehnsüchtig und zärtlich: „Zi düi, zi düi", bald keck und lustig: „Zididi, zididi, zididi".

Von weitem klingt es ebenso, aber auch heiser und grob: „Szi tärrärrär." Da lockt ein anderer Meisenhahn und umwirbt ein hübsches Weibchen, das gefallsüchtig auf einem anderen Faulbaume sitzt und leise lockend mit dem Schwanze wippt. Der Meisenhahn schnurrt heran, nimmt bei ihm Platz und rückt lockend und pfeifend immer näher. Und dann bläst er die Kehle auf, spreizt die Flügel, fächert den Schwanz, sträubt die Kopffedern und singt ein seltsames Liebeslied, ein sonderbares, leises Lied, wobei er auf dem Zweige hin und her trippelt, sich verbeugt und als dicke, plustrige Federkugel zu der

Henne hinflattert. Aus der Eiche kommt noch ein solcher Federball heruntergeflattert, nimmt auch auf dem Faulbaume Platz, singt dasselbe schnurrige Lied, rückt dem Weibchen immer näher, singt und lockt immer zärtlicher, und die Henne sieht bald nach rechts und bald nach links und piept leise und niedlich. Und plötzlich stoßen beide Hähne einen heiseren Schrei aus, fahren aufeinander los, flattern gegeneinander an, hacken mit den Schnäbeln, greifen mit den Krallen, fassen sich und wirbeln als schwarzweißgelber Ball durch die Zweige und in das Fallaub, wo sie sich quiekend und piepend und fauchend und zischend umeinander umdrehen, daß Moosflöckchen, Blätter und Federchen herumstieben. Dann lassen sie sich los, und arg zersaust flattert der eine davon, und der andere fliegt auf einen niedrigen Ast, ruft schadenfroh, ordnet sein Gefieder, stößt wieder zu dem Weibchen und macht ihr noch eifriger als zuvor den Hof, den Wald mit seinem hellen Singsang erfüllend.

Eines Tages hat das Weibchen ein Baumloch entdeckt, das ihr zusagt. Es sitzt in doppelter Mannshöhe in einer Eiche, ist nach Osten geöffnet, hübsch rund und glatt und so eng, daß nur eine Meise und sonst nichts einschlüpfen kann. Frohlockend ruft sie das Hähnchen herbei, und nun schlüpfen beide abwechselnd aus und ein, zimmern in der Höhle herum, schaffen faule Späne, Spinnengewebe und tote Käfer heraus und tragen Baustoffe heran, Mooszweige, Grashalme, Haare, Wollfäden und Federn. In der Dickung liegt ein verludertes Reh. Das Wildbret hat sich der Fuchs geholt, und überall liegen Fetzen der Haut und Haare herum. Fortwährend fliegen die Meisen in die Dickung und tragen ein Bündel Haare nach dem anderen zu Neste. Dann entdecken sie eine tote Krähe und zupfen ihr die Federn aus, und frech, wie sie sind, holen sie sich von dem Abfallplatze und dem Geflügelhofe der Försterei alles, was sie an brauchbaren Haaren und Federn und Fäden finden.

Das Nest ist kaum fertig, da liegt schon ein weißes, rotgetüpfeltes Ei darin, und bald darauf ein zweites, und so geht es weiter, bis zehn Eier beieinander liegen. Den ganzen Tag über

brütet das Weibchen, aber über Mittag kommt es hervor, und das Männchen nimmt seine Stelle ein. Einmal versucht eine Eichkatze, die Eier zu stehlen, aber das Loch ist zu eng. Ein anderes Mal erklettert ein Junge den Nistbaum und fühlt mit einem Finger in das Nestloch. Aber da fährt der Meisenhahn in die Höhe und faucht so fürchterlich, daß der Junge erschrocken zurückprallt, den Halt verliert, zu Boden fällt und geschunden und hinkend von dannen zieht. Die Meisen haben fortan Ruhe.

Eine Woche geht hin und abermals eine, da piepst es dünn und fein in dem Nestloche. Nun haben die Alten kaum Zeit, an sich zu denken. Zehn Schnäbelchen sind zu stopfen, und viele hundert Male am Tage heißt es nun hin- und herfliegen und Räupchen und Käferchen, Fliegen und Mücken, Spinnen und Blattläuse herbeitragen. Von früh bis spät sind die Alten tätig, um die zehn kleinen Nimmersatte zu stopfen, und kaum kommen sie dazu, mittags zum Bache zu fliegen und sich zu tränken. Aber die Kleinen wachsen auch auf das beste. Kaum haben sie mehr Platz in der Nesthöhle, und es ist hohe Zeit, daß sie flügge werden.

Endlich sind sie so weit. Erst wagt das eine sich auf den Rand des Nestloches, piepst dort unbeholfen herum und folgt endlich mit unsicherem Fluge dem Locktone der Henne. Mit Not und Mühe erreicht es einen Zweig, krallt sich daran, flattert ängstlich und sitzt schließlich tiefatmend da. Nun schwirrt ein zweites herbei und ein drittes und schließlich alle, und auch das Nesthäkchen wagt den Flug in die Welt, und nach vielen vergeblichen Flugversuchen und Purzelbäumen in das Moos und das Laub finden sich alle zehn Stummelschwänze auf einem Zweig zusammen, rücken eng aneinander und piepsen unaufhörlich nach Futter. Fortwährend schnurren die Alten hin und her und stopfen die immerfort gierende Brut, bis die Kleinen es lernen, ihnen zu folgen.

Nun geht ein lustiges Leben los. Heute wird im Buchenwalde gejagt, morgen in den Fichten; übermorgen treiben sich die zwölf Meisen in dem Unterholze am Waldrande umher, tags darauf

tummeln sie sich in den Weiden zwischen Bach und Wiese. Das Nesthäkchen verschwindet spurlos; der Sperber griff es, und als die Familie nach langem Besinnen mit ängstlichen Flügelschlägen die Reise über die Wiesen nach dem fernen Walde wagte, schlug der Lerchenfalke das zweitälteste Stück. Aber die zehn übrigen reisen weiter, tauchen bald im Garten des Forsthauses, bald im Dorfe auf, durchreisen viele Büsche und Wälder und vertilgen Unmengen von Ungeziefer, und schließlich, wie die Kleinen schon lange Schwänze haben und schöne goldgelbe Brüstchen, trennen sich die Jungen von den Alten und versuchen ihr Glück allein.

Die Alten streifen, bald allein, bald mit anderen Meisen zusammen, noch eine Zeitlang umher, aber dann fliegen sie wieder zu ihrem Nestbaume am Waldrande bei der großen Stadt hin. Wieder lockt und singt das Männchen zärtlich, wieder besteht es Kämpfe mit anderen Männchen, wieder siegt es. Dann wird das Nest gesäubert und frisch aufgepolstert, und bald sitzt das Weibchen auf dem zweiten Gelege, und Ende Juni sind wieder acht hungrige Gelbschnäbel zu stopfen. Im Juli ist auch die zweite Brut flügge und macht mit den Alten die Reise in die weite Welt, und von da ab streifen sie mit anderen Meisen, Goldhähnchen, Kleibern und Baumläufern, oft geführt von einem bunten Spechte, durch das Land, vertilgen in dem Fichtenwalde die Nonne und den Kiefernspanner, im Buchenwalde Wicklerraupen, im Garten Blutläuse und in den Kohlfeldern die Puppen der Weißlinge.

Wenn der Spätherbst mit Sturm und Regen kommt, den Meisen ist es gleich. Sie sind immer lustig, immer munter und immer hungrig. Not leiden sie nie, auch wenn der Schnee hoch liegt, denn an allen Stämmen und Ästen und Zweigen finden sie Nahrung in Hülle und Fülle, und hier und da findet sich ein Knochen, ein verendetes Stück Wild, ein Bücklingskopf, eine Speckschwarte, und auf den Futterplätzen vor den Fenstern in den Städten sucht man sich Hanf und Mohn. Und hängt irgendwo ein Hase unter dem Küchenfenster oder eine Gans, so gibt es einen fetten Schmaus.

Nur wenn Rauhreif die Zweige mit dicker Kruste umhüllt, sieht die Tafel mager aus. Aber das dauert nur einen Tag, und dann sind die Zweige wieder frei und bieten Schmetterlingseier zur Genüge, und die grauen Wintermotten fliegen bis zur Mitte des Winters, hier und da findet sich eine Buchennuß, die über einen naßkalten, rauhen Tag hinweghilft, und wenn auch der Sperber ab und zu eine Meise greift, oder der Kauz eine schlägt, es bleiben noch immer genug übrig, um Ende Februar den Frühling einzuläuten.

Der Baumläufer

Tot schwimmen auf den Gräben die grauen Frostmotten; ihre Zeit ist vorbei. Schlaff hängen am Haselbusche die graugelben Troddeln; ihre Tage sind vorüber. Der Bergfink erhebt sein Gefieder und wandert nordwärts; seine Zeit ist um.

Noch ist im Felde des Huflattichs goldener Stern die einzige Blüte, nur hier und da im Walde reckt sich aus dem Fallaube eine rosige oder blaue Blume, aber kräftig treibt die Traubenkirsche schon, der Weißdorn zeigt grüne Augen, und die Simse spreizt ihre bräunlichen Rispen.

Da klingt im Walde ein Lied. Dünn ist sein Klang und kurz seine Strophe, aber silberhell und glockenrein und voller Lust und Fröhlichkeit. Vom frühen Morgen an klingt es schon, klingt bald hier, bald da, und je mehr die Sonne an Kraft gewinnt, um so öfter, um so heller erschallt die kleine, fröhliche Stimme.

Späterhin, wenn der Waldboden wie Schnee schimmert, wenn die Buchen sich in lichtgrüne Seide gekleidet haben, ist das silberne Stimmchen auch noch da, aber es geht unter in dem Geschmetter der Finken, im Pfeifen der Stare, im Flöten der Drosseln, im Schwirren der Laubvögel, um bald ganz zu verstummen in dem lauten, vielstimmigen Waldkonzerte.

Auch der, der es singt, das lustige Liedchen, ist dann verschwunden. Kein Mensch achtet dann mehr auf das winzige Vögelchen, das behende, wie eine Maus, an dem Stamme emporschlüpft, und das sich bescheiden an der Rückseite des Baumes verbirgt und heimlich abstiehlt, tritt der Mensch näher. Es verbirgt sich nach kurzem Fluge an einem anderen Stamme und rutscht stumm und nur selten leise zirpend an ihm in die Höhe.

Jetzt aber, wo der Wald noch kahl ist, hat der Baumläufer Bedeutung für ihn. Lange nicht so schön wäre dieser Märzmorgen, erklänge nicht das vergnügte Lied, das so fröhlich aufsteigt und mit einem heiteren Triller endet. Und so klein der Vogel ist, und so unscheinbar er gefärbt ist, er fällt dennoch in die Augen im Vorfrühlingswalde, denn anders als die anderen Vögel gebärdet er sich.

Hier, die alte Eiche, deren Rinde rauh und rissig ist, zieht ihn an. Wie ein Schatten fällt er an ihre Wurzel und bleibt dort kleben. Das spitze, gekrümmte Schnäbelchen stochert in den grauen Flechten umher, erwischt ein Frostspannerweibchen, das gerade seine Eier ablegen will, und schluckt es hinab. Dann schnellen das lange, steife Schwänzchen und die leichtgelüfteten Flügelchen den winzigen Körper empor, die scharfbewehrten Füßchen greifen nach oben, und ruckweise, bald nach links, bald nach rechts sich schiebend, rutscht der Baumläufer an der rauhen Borke empor.

Allerlei winziges Krabbelvolk hat die Märzsonne zum Leben erweckt. Hier rennt ein Spinnchen, aber es kommt nicht weit, denn das spitze Schnäbelchen faßt es; dort reckt ein Käferchen die blanken Schwingen, aber aus dem ersten Fluge wird nichts, denn schon ist es im Magen des Vogels angelangt; das Räupchen, das sich aus dem Flechtendickicht schiebt, die Blumenwanze, welche die Rindenritze verläßt, der Borkenkäfer, der aus seinem Schlupfloche schaut, die Mücke, die sich die Fühler putzt, die Milbe, die an einer Stammknospe saugt, die Schildlausbrut, die aus dem toten Muttertiere schlüpft, keins entgeht dem spitzen Schnabel, mag das Insektenei noch so winzig sein und noch so verborgen, die spitze Zunge spießt es an und befördert es in den Schlund.

Mitten im Suchen aber lockt das Vögelchen, denn die Märzsonne bringt es auf wunderliche Gedanken. Und so fein und dünn der Lockton auch ist, einer ist da, der vernimmt ihn doch. Freudiger ertönt sein Jubelliedchen, näher, immer näher erklingt es, und jetzt schwebt das Hähnchen heran und klebt dicht bei dem Weibchen an der Borke. Aufgeregt spreizt das Männchen die buntgefleckten Schwingen und fächert den Schwanz, bläht die seidenweiße Kehle auf und rutscht, sein Lied einmal nach dem anderen hervortrillernd, dem Weibchen nach. Bis hoch in die Krone der Eiche geht die lustige Jagd, in Schraubenlinien um den Stamm herum, und dann stiebt das Weibchen in einen anderen Baum, und hinterher fährt sein liebestoller Genosse.

Aber schon naht ein zweites Hähnchen, und doppelt lustig wird die Jagd, lauter der Wettbewerb der Silberstimmen; ab und zu hackt ein Hahn nach dem anderen und versucht ihn beiseitezuschieben. Aber bei aller Eifersucht achten sie darauf, wo das Weibchen hinfliegt, und bald in der Eiche, bald in der Erle, jetzt am Stamme und nun unterhalb eines dicken Astes rutschen die drei winzigen Vögel dahin, bis sich endlich das ältere Männchen wütend zirpend auf das jüngere stürzt, es mit den mächtigen Klauen packt und vom Aste stößt, daß es ängstlich piepsend davonfliegt und dem alten Hahne nicht wieder in die Quere kommt.

Die dicke Eiche an der Fichtendickung ist dem Baumläuferpärchen besonders lieb. Nicht nur deshalb, weil ihre Rinde so rauh und flechtenbewachsen ist und allerlei winzigen Tieren Unterkunft bietet, zumal sie die erste Morgensonne bekommt, so daß schon in aller Frühe das Kleingetier aus ihren Rindenspalten hervorschlüpft, sondern hauptsächlich deswegen, weil sie hoch oben am Stamme einen Rindenspalt hat, wie geschaffen für die Absichten des Baumläuferpärchens. Rundumher ist kein Ast und Zweig, und der Spalt ist so enge, daß weder Marder noch Eichkatze mit den Köpfen hineinkönnen, und erst nach einem langen, gewinkelten Gange erweitert er sich zu einer kleinen Höhle.

Die Höhle ist nur eng und schmal, aber den Baumläufern genügt sie. Allerlei weiche, warme Dinge schleppen sie herbei und tragen sie in den Spalt, Birkenrindenfetzchen, Espensamenwolle, Spinneweben, Würzelchen und Federn. Große Künstler sind es nicht, die beiden Vögelchen, aber es hat ja auch wenig Sinn, in dem engen Spalt ein kunstvolles Nest zu bauen. Die Hauptsache ist, daß eine Unterlage für die schneeweißen, rotgetüpfelten Eierchen geschaffen, so fest in den Spalt gepfropft wird, daß sie nicht nach unten herausrutschen kann, und daß sie den Gegenzug abhält.

So ganz ohne Störung geht der Nestbau nicht vor sich. Erst kam eine freche Blaumeise und versuchte den Spalt für sich zu erobern, wurde aber so giftig angezirpt, daß sie sich bald verzog. Dann erschien eines Morgens in der Dämmerung eine kleine Fledermaus und wollte es sich dort gemütlich machen, mußte aber vor dem Wutgezirpe der beiden rechtmäßigen Besitzer das Weite suchen. Ein anderes Mal kroch ein Hornissenweibchen mit lautem Gebrumme in den Spalt, machte sich aber schleunigst dünne, als das Hähnchen ihm tapfer eins auf den dicken Kopf gab. Das Allerschlimmste begab sich aber am Tage darauf, denn da flog der Schwarzspecht die Eiche an und meißelte halbfußlange Rindenstücke herunter. Schon war er dicht bei dem Rindenspalt, da fuhren die beiden winzigen Vögelchen ihm aber mit solchem Lärm entgegen, daß er ganz verdutzt abstrich.

Bislang hat das Männchen immer noch fleißig gesungen, wenn auch sein bescheidenes Liedchen kaum mehr zu hören war in dem großen, vielstimmigen Waldorchester. Nun aber, da der Wald grün ward, singt er nur selten noch, denn es hat dem Weibchen zu helfen, die Brut aufzubringen. Den ganzen Tag über flattert bald das eine, bald das andere zu der Rindenritze, sieht sich noch einmal um und schlüpft in den Spalt hinein, und jedesmal ertönt daraus vielstimmiges, feines Gezirpe. Eines Tages erscheint ein Köpfchen mit halb ausgewachsenem, spitzem Schnäbelchen in dem Spalt und neben ihm noch eins. Und am anderen Tage sind es drei und tags darauf vier und nach drei weiteren Tagen warten sieben kurze Schnäbel-

chen auf Futter, und sieben orangegelbe, rote Rachen öffnen sich, wenn der Lockton der Alten erschallt.

Noch eine Woche weiter, und eins der Jungen wagt sich aus der Ritze heraus, und sind auch seine Schwingen noch kurz, ist auch das Schwänzchen kaum halb so lang wie das der Alten, der junge Baumläufer krabbelt doch ganz sicher mit seinen gewaltigen Füßen an der rauhen Borke umher, und einige Tage hinterher wagt er sich schon um den Stamm herum. Noch eine Woche später ist die Rindenritze tagsüber verlassen, und neun Baumläufer zirpen und piepsen in der Nachbarschaft umher; das ist ein seltsames, sonderbares Huschen und Rutschen an den rauhen Rinden der Eiche und Buche, ein wunderliches, eigenartiges Geflatter und Geflügel von Stamm zu Stamm, fast gespenstig dem Menschen dünkend, der diese Vögel nicht kennt, und deren Bewegungen und Stimmen ihn mehr an Mäuse, denn an Vögel erinnern.

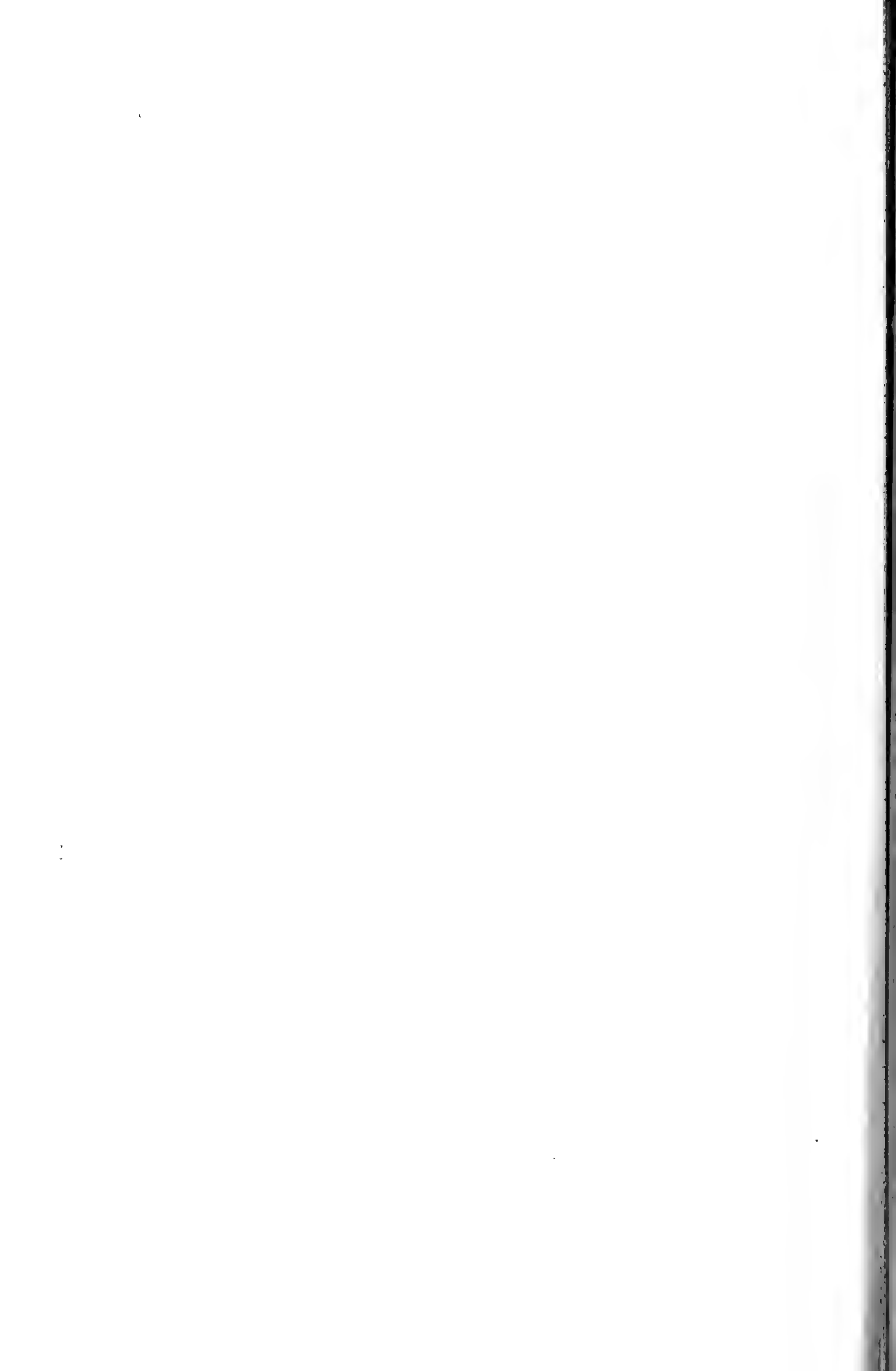
Der Sommer ging hin, der Herbst ist da. Die Baumläuferfamilie hat sich geteilt. Nicht mehr kümmern sich die Alten um ihre Brut, nicht mehr das Hähnchen um das Weibchen; jeder streicht für sich umher, heute im tiefen Walde, morgen im Vorholze, übermorgen im Gutsparke und in den Baumgärten, heute allein und morgen in Gesellschaft. Und in einer seltsamen Reisegesellschaft. Unternehmer ist der große Buntspecht. Mit keckem, herrischem Rufe weist er der Gesellschaft den Weg von Wald zu Wald. Wo er hinstreicht, flattern alle ihm nach, die frechen Kohlmeisen, die bunten Blaumeisen, die lustigen Sumpfmeisen, die niedlichen Schwanzmeischen, die winzigen Goldhähnchen, die stattlichen Kleiber, und dazwischen huschen auch, mit dem bunten, lauten, lustigen Volke reisend, aber sich doch immer für sich alleine haltend, einige Baumläufer, und wenn das Meisenvolk zwitschert und kichert und zetert und zankt und wie toll lärmt, die Baumläufer bleiben still, oder piepsen ab und zu ganz leise vor sich hin.

Kommt der Abend heran, dann schlüpfen sie zu mehreren in irgendein enges Baumloch oder in eine tiefe Stammritze, oder suchen



Der rote Verehrer

Phot. Douglas English



Unterkunft unter dem Strohdache eines Bauernhauses, bis die Sonne sie wieder ermuntert und sie an Scheunen, Schuppen und Ställen, an den Stämmen der Bäume in Garten und Wald dem Frostspanner nachstellen und allem, was sich vor dem Winter hinter Rindenschuppen und im Moose und Flechtengespinste der Bäume verbarg; heute treiben sie sich im Laubwalde umher, morgen im Nadelholze, suchen die eine Woche die Bergwälder ab und die andere die Forsten vor dem Moore und auf der Geest, bald allein, bald zu mehreren, bald wieder in bunter Meisengesellschaft unter Führung eines schwarzweißroten Spechtes, immer still vor sich hinsuchend und einsilbig bleibend Tag für Tag.

Sobald aber im Februar die Sonne mehr Gewalt bekommt, überkommt sie die Lust zu singen, und ehe noch der Haselbusch seine Goldtroddeln schwenkt, klingt im kahlen Vorfrühlingswalde des Baumläufers lustiges Silberlied.



Das Eichhörnchen

Es ist noch ganz grau im hohen Holze. Und ganz still ist es. Der Nordost, der drei Tage und drei Nächte tobte, hat sich gelegt. Dem scharfen Nordwest hat weiche Südwestluft Platz gemacht. Das gefällt den Rehen, die langsamer als in den drei letzten Tagen den Dickungen am Hange zuwechseln, ab und zu im Schnee nach Obermast plätzend, und dem Kauze sagt die laue Luft gleichfalls zu; so laut, als wäre es im April, jauchzt er auf, und dann streicht er lautlosen Fluges zwischen den dunkelnden Stämmen der Buchen einher.

In der dicken, schwarzen Kugel, die in der höchsten Zwille der langschäftigen Buche schwebt, knistert es leise. Ein halblautes Schnalzen ertönt von da. Der Fuchs, der leise den Holzweg hinaufschnürt, verhofft und lauscht empor, aber mißmutig trabt er weiter. Das ist

nichts für ihn. Es hat zwar Haare und keine Federn, es hält sich zuzeiten auch auf dem Boden auf, aber wenn man denkt, man hat es, macht es einen Riesensprung und rasselt den nächsten Baum in die Höhe, wippt mit dem Schwanze und schimpft: „Kwutt, kwutt, kwuttkwutt", so wie das da oben.

Bei der schwarzen Kugel hoch oben in der Buchenzwille raschelt es stärker. Die Eichkatze hat ihr Nest verlassen und putzt sich. Ab und zu hebt sie den Kopf und schnuppert in den Wind hinein. Das Wetter gefällt ihr. Ein bißchen zu dunkel ist es zwar noch, aber da unten über den schwarzen Hügeln wird der Himmel schon rot. Und der Hunger ist groß. Drei Tage und drei Nächte vom eigenen Fette zu leben, das hält nicht vor. Wer weiß, wie lange das gute Wetter anhält? Dem Februar ist nicht zu trauen. Morgen regnet es vielleicht schon wieder Schlackschnee, und dann heißt es abermals: schlafen und hungern.

Die Eichkatze rückt auf dem Aste hin und her, schnuppert an der Rinde, knabbert ein paar dünne Knospen ab und ist mit einem jähen Satze in der nächsten Krone. Dünn sind die Zweige und brüchig vom Frost, aber ehe sie dazu kommen abzubrechen, sind sie die Last schon wieder los, federn rasselnd empor, und die Eichkatze rennt schon über einen Zweig in dem folgenden Baume, wirft sich in den vierten, schlüpft einen dünnen Ast entlang, daß er sich tief biegt und sie in den fünften Baum befördert, und dann noch ein Sprung und noch einer, und sie fällt in den Wipfel der alten Samenfichte.

Hastig geht es einen langen Ast hinunter, fast bis in die Spitze. Schwer beladen war er im Herbste mit langen Zapfen, wenige hängen nur noch daran. Einen nach dem anderen holt sich das Eichkätzchen und half sich mit der mageren Kost über manchen strengen Wintertag. Der ganze Boden unter der Fichte ist besät mit den rostroten Schuppen, überall ragen die Zapfenquirle aus der Schneedecke hervor, und auf den halbverschneiten Felsbrocken liegen in ganzen Haufen die Überreste der kärglichen Mahlzeiten. Und zwischen dem Geröll liegen auch allerlei Knochen, welche die Eichkatze auf den Frühstücks-

plätzen der Holzhauer fand und hierhin schleppte, um die Fleischrestchen abzunagen und die knorpligen Enden, und wenn gar nichts Eßbares mehr daransaß, so nagte es doch jeden Tag aus Langeweile daran herum.

Der Rehbock, der in Wipfelhöhe der Fichte am Hange hinzieht, macht eine jähe Flucht und zieht laut schreckend ab, denn vor ihm rauscht und rasselt es ganz gefährlich. Die Eichkatze hat einen Zapfen losgebissen, hält ihn im Maule und klettert mit ihm kopfüber den Stamm hinab, ganz eilig, aber ab und an innehaltend und nach allen Seiten spähend. Dann ein Sprung, und sie sitzt auf ihrem Felsblocke, hoch aufgerichtet, zur Flucht bereit, falls etwas Verdächtiges nahen sollte. Aber es kommt nichts Arges. Da hinten ziehen die Rehe durch den rotlaubigen Buchenaufschlag, ein Hase hoppelt langsam bergan, ein Zaunkönig schrillt im Geklüft. Schnell dreht die Eichkatze den Zapfen mit den Vorderfüßen um, die gelben Nagezähne fassen die Schuppen, beißen sie durch, und hastig nehmen die Lippen ein Samenkorn nach dem anderen fort. Eben war das Ding noch ein glatter, schöner Tannenzapfen, jetzt liegt nur noch der Kern hier, und rund herum bedecken die Schuppen den grauen Stein.

Es ist ganz hell im Holze geworden. Die grauen Stämme schimmern silbern, die Schneedecke des Bodens leuchtet goldig. Zwitschernd und pfeifend lärmt ein Flug Zeisige über den Wald hin, der Häher kreischt, ein Bussard klagt. Die Eichkatze hüpft rastlos unter den Fichten umher, kratzt hier, scharrt da, schnüffelt dort, macht alle Augenblicke ein Männchen, heftig mit den langpinseligen Ohren zuckend und die Rute schnellend, dann ganz regungslos verharrend und schließlich wieder hastig über den Boden schlüpfend, jetzt einen Zweig der Knospen beraubend, dann eine Buchennuß zerknabbernd und nun einen weißfaulen Ast zerfasernd, in dem die Puppen von Käfern stecken.

Dann auf einmal rennt sie wie gehetzt zu Tale, ohne auch nur einmal Halt zu machen, ohne rechts und links zu äugen, und erst am Rande des Holzes hält sie ein. Da recken einige dicke Eichen ihr

krauses Astwerk über dichtem Buschwerk von Schlehe, Weißdorn und Wildrose. Ohne sich zu besinnen, fährt das rote Tier in das hohe gelbe Gras, springt hierhin, hüpft dahin, kratzt den Schnee fort, scharrt das Laub auf, zernagt gierig eine Eichel, verspeist eilig eine Mehlbeere, schält den Schlehenstein aus seiner Hülle und knackt ihn auf, schärft die Zähne an einer Abwurfstange vom Rehbock, wie so manches Mal schon, tut sich an drei Pflaumenkernen gütlich, die im Herbste der Jäger von dem Hochsitze abwarf, findet noch eine dicke Brotrinde, einen Apfelkropf mit vielen leckeren Kernen und zuletzt noch zwei Schweinsrippen mit schönen mürben Knorpelenden.

Nun, da der Magen ruhig ist, findet die Eichkatze, daß es ganz allein ein langweiliges Leben im Walde sei. Die Sonne scheint so schön warm, da gelüstet es sie nach einem kleinen Spiel kopfüber, kopfunter, stammauf, stammab. Den ganzen Winter hat sie solche Anwandlungen nicht gehabt; sie war froh gewesen, wenn ihr keiner von ihrer Sippe in den Weg kam, denn ob rot oder grau, braun oder schwarz, Weibchen oder Männchen, Hunger hatten sie alle, und so ganz viel gibt es wintertags im Bergwalde nicht. Aber wenn der Februar auf die Neige geht, dann sehnt man sich doch nach Gesellschaft und ist froh, wenn man auf eine frische Fährte stößt, in der Sonne eine rote Lunte leuchten sieht, oder auf dem Geäst das bekannte Gerassel und das liebe Schnalzen und Fauchen hört. Und so, ganz Ungeduld und Sehnsucht, hopst das Eichhörnchen an der Holzkante entlang, bäumt zur Abwechslung einmal auf, holzt eine Weile weiter, geht wieder zu Boden und fährt dort erschreckt zusammen.

Denn von der anderen Seite kommt auch etwas den Pirschsteig entlang in schnellen, hastigen Sprüngen. Und jetzt macht es auch Halt. Steif sitzt es da, ein kohlschwarzes Männchen mit schneeweißer Brust. Prächtig sieht es aus; die grauen Spitzen der Haare geben dem Balge einen blauen Schein. Steif sitzen die beiden Eichkatzen sich gegenüber. Ab und an zuckt eins mit dem Schwanze. Dann schimmert es hier kupferrot in der Sonne und dort stahlblau. Jetzt

macht das schwarze Männchen einen Satz, und sofort schnalzt das rote Weibchen und wendet um. Über den hellen Schnee und das rote Laub geht die Jagd, in einem Fichtenhorste verschwindet das Weibchen und fährt wieder heraus, und hinterher saust der schwarze Verfolger, folgt ihr in die Bachschlucht, rasselt über das Lufteis, flitzt über die Felsblöcke, hopst die Klippe hinab und prallt auf eine dritte Eichkatze, eine große, braunrote, deren Balg ganz grau bereift ist.

Das fuchsrote Weibchen hängt an dem Stamme einer Buche und äugt regungslos hinter sich. Regungslos sitzen die beiden anderen auf ihren Keulen, die Vorderpfoten fast bis zu den Schnurrhaaren erhoben, die Ruten in schönem Schwunge fest an den Rücken gelegt. Sie sitzen und stieren sich an. Der Specht schilt, der Häher schimpft; sie rühren sich nicht. Eine Kohlmeise zetert; noch immer sitzen sie da. Da raschelt es hinter ihnen im Laube. Steil richten sich die beiden Männchen auf, das Weibchen macht einige Sprünge am Stamme empor, und dann jagen ihm die beiden Männchen nach, das schwarze und das rotbraune, und noch eins, ein fuchsrotes mit breitem, schwarzem Rückenstrich, und dunkler Schnauze, das der Spur des Weibchens gefolgt ist.

Specht und Häher und Kohlmeise und Spechtmeise und Zaunkönig schimpfen mörderlich, denn das ist ihnen doch ein bißchen zuviel des Lärms. Das ist ja beinahe so schlimm wie gestern, als der Nordwest im Walde herumtolpatschte. Das rasselt und prasselt und klirrt und klappert, hier fällt ein Zweig, da plumpst ein Ast, jetzt rieseln Tannennadeln, und nun knistern Flechten hernieder, und bald hier, bald da, schnalzt und faucht und quietscht es, jetzt wirbelt es durch die alte Fichte, nun saust es in der entwurzelten Buche, daß die drei Rehe ganz unruhig hin- und hertreten und die Dompfaffen schleunigst machen, daß sie weiterkommen, und dann fährt der Hase, der in seinem Lager unter der dichtbelaubten Jungbuche am Verdauen war, entsetzt heraus, einen Regen von Schnee um sich werfend, denn es fiel plötzlich etwas rasselnd in den Busch.

Das war die rote Eichkatze gewesen, der es nachgerade zuviel wurde mit der Anbeterei. Keinen Augenblick hatte sie Ruhe gehabt seit einer vollen Stunde. Bald war ihr das schwarze Männchen auf den Fersen, bald das braune, und wenn die beiden sich balgten, dann hatte sie es mit dem schwarzrückigen zu tun. Wurde der von dem braunen abgebissen, dann rückte ihr der schwarze auf den Leib, und so ging es in einem fort, bis es ihr zu dumm wurde und sie sich, als die drei in einem einzigen Klumpen verfilzt von der einen Seite der Fichte in den Schnee kugelten, von der anderen Seite in den Buchenbusch fallen ließ. Da sitzt sie nun, ein bißchen außer Atem, putzt sich, leckt sich und sieht den drei Männchen nach, die nach drei Richtungen hin im Walde verschwinden. Dann eilt sie in hastigen Sprüngen auf die Klippenwand zu.

Das ist ihre Hauptspeisekammer im Winter. Dort steht ein krummer Lindenbaum, der alle Jahre trägt. Vier alte Nußsträucher spreizen sich dort unter zwei sturmzerfetzten Samenfichten, und obgleich dort keine Eiche wächst, so sind in den Felsspalten immer Eicheln zu finden, welche die Häher hierhin vertragen, und die alte Buche wirft jedes zweite Jahr reichlich Früchte in die Schlucht, die dort vor den Mäusen sicher sind, weil es dort immer nach Fuchs riecht. Auch ein Wildapfelbaum schiebt sich aus der Wand, am Ausgange der Schlucht stehen Vogelkirschen, und an Schlehen, Weißdorn und Rosen mangelt es nicht. Ist es mit der Kost im Walde einmal schlecht bestellt, hier findet sich immer etwas für den Magen, und unter der Felswand gibt es das Feinste, was der Wald zu bieten hat, dicke, würzige Trüffeln. Nicht weit davon liegt das Forsthaus, und in dem Garten wachsen Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen und Walnüsse. Ein bißchen lebensgefährlich ist es dort freilich, denn seitdem der Förster dahintergekommen ist, wer ihm seine Birnen zernagt und seine Nüsse fortschleppt, paßt er sehr auf, doch vor Tau und Tag lebt es sich da herrlich.

Das wissen alle Eichhörnchen am Berge, und darum finden sie dort immer Gesellschaft, und kaum ist das rote Weibchen dort

angelangt, so ist auch schon ein braunrotes Männchen bei ihm, das ihm eifrig den Hof macht. Anfangs ziert sich das Weibchen, und es gibt eine kleine Hetzjagd durch Busch und Kraut, über Stock und Stein, aber es ist noch müde von vorhin, und da das Männchen mit seinen Liebenswürdigkeiten nicht abläßt, wird es quer über die Nase gekratzt und tüchtig in die Lippe gebissen und zieht schließlich ab. Während der warmen Mittagsstunden turnt das Weibchen dann bedächtig an der Wand herum und sucht im Laube nach Eicheln und Buchnüssen. Nachmittags aber, als die Sonne hinter Wolken verschwindet, sucht es sein nächstes Nest in der gegabelten Fichte auf, einen weichen, warmen Kobel, den es stets bezieht, wenn es der Abend hier bei den Klippen überrascht.

Die Tage kommen, die Tage gehen. Weiches Wetter tritt ein, und die Eichkatze ist den ganzen Tag in Bewegung. So manchen Käfer scharrt sie aus dem Laube und findet Raupen und Puppen unter dem Moose. Als sie dann noch die Fütterung entdeckt, wo der Förster den Rehen Eicheln schüttet, da geht es ihr besser als bisher, und ohne sich um die Rehe zu kümmern, holt sie sich Tag für Tag ihr Teil, schleppt auch manche Eichel beiseite und stopft sie unter das Moos, oder verbirgt sie in Fels- und Baumritzen. Fällt kalter Regen aus den Wolken, oder bläst eine rauhe Luft, dann verschläft sie einen Tag oder auch zwei, und ist das Wetter heiter, dann läßt sie sich auch wohl wieder zu lustiger Balgerei und fröhlicher Hetz mit irgendeinem netten Männchen herbei, das ihr in den Weg läuft.

Schließlich hört diese Spielerei auf. Die Männchen laufen ihm nicht mehr nach, und das Weibchen hat andere Sachen im Kopfe. In einer ganz langen, hochschäftigen Buche baut es ein ganz großes, festes, dickwandiges Nest. Es gibt sich viele Mühe damit. Fortwährend schleppt es Moosbüschel, welkes Gras, dürre Würzelchen und trockenes Laub herbei, filzt Schicht auf Schicht mit den Vorderpfoten zusammen, dreht sich so lange darin herum, bis die Höhlung glatt und eben ist, setzt ein dichtes Dach darauf, stopft jede

Ritze zu, in die der Wind hineinschnauben könnte, und läßt nur im Osten ein Schlupfloch, das aber leicht verschlossen werden kann, wenn der Wind von der Morgenseite weht.

Die Finken schlagen, die Drosseln pfeifen. Die rote Eichkatze ist jetzt nicht mehr so oft zu sehen. Ganz früh am Morgen sucht sie nach Nahrung und in der Abenddämmerung, und gierig fällt sie über alles her, was sie vorfindet. Jeder Käfer ist ihr recht, jeder Schmetterling wird mitgenommen. Die Morchel im Laube verschwindet unter den schnellen Zähnen, und die Blütenknospen des Ahorns werden ebensowenig verschmäht wie die keimende Eichel und die treibende Buchecker. Magerer noch als der Winter ist die Frühlingszeit, und die Eichkatze hat vierfachen Hunger, denn in ihrem Neste im Buchenwipfel liegen sechs junge Eichkätzchen, und deren sechs Mäulchen müssen gestillt sein. Da heißt es denn: fressen, was zu fressen ist, damit die Kleinen satt Milch bekommen.

Je größer sie werden, um so gieriger sind sie, und mit der Kost wird es nur langsam besser. Maikäfer sind noch nicht da, und die Raupen sind noch gar zu klein. Eicheln und Buckeckern gibt es nicht mehr, und die Knospen sind alle aufgesprungen. Die schlimmste Zeit im Jahre ist es für die Eichkatze, wenn die Buche ihr Blatt entfaltet. Hunger, Hunger, immer Hunger, und so dürftige Kost! Bei der Käfer- und Raupenjagd stößt sie auf ein Drosselnest. Die blauen Kugeln sehen so blank aus wie reife Eicheln. Am Ende schmecken sie auch so. Das, was herausquillt, ist ein bißchen naß, aber es schmeckt nicht schlecht und stillt den Hunger. Da ist schon wieder ein Nest. Eier sind nicht darin, nur nackte Vögel. Sie piepen erbärmlich, und die Alte flattert wild und schimpft und zetert, aber es ist doch besser als Baumrinde und junge Sprossen, und die Hauptsache ist, es sättigt mehr als das sechsbeinige Krabbelzeug, das im Moose und Grase herumwimmelt.

Endlich burren die ersten Maikäfer, die Raupen nehmen zu an Länge und Dicke, und die Grashüpfer werden immer fetter. Nun läßt es sich allmählich schon leben im Walde. Außerdem liegt

an der Waldstraße ein eingegattertes Stück Land, in dem sind Löcher, und darin stecken Eicheln, die zwar schon stark keimen, aber noch ganz leidlich sind. Wie die sechs Jungen die Milchzähne verloren haben und auf eigene Gefahr ihre Nahrung suchen, da gibt es schon allerlei bessere Sachen. Hier und da findet sich ein leckerer Erdpilz, die Nüsse haben kleine milchige Kerne, es wimmelt von Raupen, Puppen und Heuhüpfern, und die Roggenähren lohnen schon eine Fahrt zu den Feldern am Waldrande; von den tiefherabhängenden Hainbuchenzweigen aus lassen sich die Ähren leicht pflücken und aushülsen. Das Herrlichste aber, was der Wald in dieser Zeit zu bieten hat, das ist der säuerliche, schäumende Saft, der aus den alten Eichen quillt. Jeden Tag um die elfte Stunde findet sich die Eichkatze dort ein, jagt die Schmeißfliegen und Hornissen fort, die sich dort laben, und leckt den gärenden Saft ab, bis ihr ganz sonderbar im Kopfe wird und sie anfängt, wie unklug hin und her zu springen, zu schnalzen und mit dem Schwanze zu schnellen, als wäre es Vorfrühling. Alle Vorsicht und Aufmerksamkeit vergißt sie über ihrem Rausch, und wenn sie sich nicht im letzten Augenblicke in das Gebüsch gestürzt hätte, so wäre sie in den Fängen des Habichts geblieben, der wie ein Schatten durch das Geäst fuhr.

An Gefahren mangelt es überhaupt im Walde nicht. Vor dem Habicht ist die Eichkatze nie sicher. Mitten im fröhlichsten Hetzspiel griff er ihren letzten Liebhaber, das kohlschwarze Männchen, und strich damit ab. Zwei von den Jungen, die noch recht unbeholfen waren, fing an zwei Abenden nacheinander der Kauz. Dreimal mußte sie sich kopfüber aus ihrem Neste zu Boden werfen, als der Edelmarder sie fassen wollte, und einmal hetzte er sie am hellen Tage über eine halbe Stunde lang von Baum zu Baum, bis sie sich aus der Pappel in den Teich fallen ließ und sich zitternd im Schilfe versteckte. Aber allmählich ist sie so gewitzt geworden, daß sie die Gefahr zu meiden weiß. Gleichwohl ging es ihr ab und zu hart am Leben vorbei. Einige hundert Schritte vom Waldrande steht ein hoher Birnbaum im Felde. Der Bauer, dem er gehört,

bekommt niemals eine Birne davon, denn ehe sie reif sind, hat das Eichhörnchen eine nach der anderen durchgebissen und die Kerne verzehrt. Eines Tages erwischte sie aber der Bauer dabei und schickte seinen Jungen in den Baum, während er mit dem Hunde unten wartete. Der Junge stieg ihr bis in den obersten Wipfel nach und schüttelte diesen so lange, bis sie im Bogen in den Klee flog. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte der Hund sie beim Wickel gehabt, aber im letzten Augenblicke schlüpfte sie in das enge Entwässerungsrohr und von da in den Schlehbusch und aus diesem in den Weizen und kam noch einmal glücklich in den Wald zurück. Seit der Zeit unternimmt sie ihre Streifen zum Felde immer nur in der ersten Morgenfrühe, denn die halbreifen Roggen-, Hafer- und Weizenkörner entbehrt sie nicht gern, und am Waldrande finden sich auf dem Raine überall die Spreuhäufchen, die Reste ihrer Mahlzeiten.

Die liebste Zeit aber ist ihr der Herbst. Dann ist im ganzen Walde Futter für ihre Zähne da. Unter den Ahornbäumen und Hainbuchen liegen massenhaft die geflügelten Kerne, in den Eichen schimmern die Eicheln, die Haselbüsche tragen schwer, und in den Kronen der Buchen reifen die fetten Nüsse. Dann wimmelt es im Walde von Eichkatzen, die von weit und breit sich hierher zusammenziehen. Überall am Boden hüpft und schlüpft es; die fuchsroten Eichhörnchen aus dem Hügellande treffen hier mit den schwarzen und braunen aus den Fichtenbeständen von den höheren Lagen des Gebirges zusammen, wo es jahrein, jahraus weiter nichts gibt als Fichtensamen. Wenn sie sich dann hier im Mittelbergwalde alle ein tüchtiges Ränzlein angemästet und ihr leichtes Sommerkleid mit dem dichten, langhaarigen, graubereiften Winterpelze vertauscht haben, dann verteilen sie sich wieder, und der alte Stamm hat den Wald ganz für sich.



Die Erdspechte

Zwischen der Jungmannschaft der beiden Dörfer Ohlingen und Buchholz hat es beim Tanze Schläge gesetzt, und zwar eines Vogels wegen.

Ohlingen ist ein altes Ackerdorf und liegt in fruchtbarer Feldmark im Tale; seine Bauern haben Geld, und in ihren Ställen stehen glatte Pferde. Buchholz liegt vor den königlichen Forsten an dem mageren Hange; seine Einwohner sind teils Waldarbeiter, teils Bergleute, die wohl ein Stückchen Garten- und Ackerland haben, auch Schweine und Ziegen besitzen, und einige sogar eine Kuh; doch ein Pferd gibt es in ganz Buchholz nicht.

Nun kommt in dieser Gegend der Grünspecht häufig vor, und weil sein Ruf sich fast so anhört wie Pferdegewieher, so nennen ihn die Ohlinger Bauern aus Spott den Buchholzer Hengst, und deswegen ist es schon mehr als einmal zwischen den Jungkerlen der beiden Dörfer zu Schlägereien gekommen, so auch letzten Sonntag; denn als in der Tanzpause im Grasgarten hinter dem Kruge der Grünspecht an zu lachen fing, schrie ein Bauernsohn aus Ohlingen den Buchholzern zu: „Es wird Zeit für euch; euer Hengst will nach dem Stall!" Da war es denn losgegangen, und heute hat mehr als ein junger Mann von hüben und drüben ein paar bunte Beulen im Gesicht.

Der Vogel aber, der daran schuld hat, tut gerade so, als wüßte er das und wollte sich nun darüber totlachen. Bald ist er an dem Hudekampe über dem Dorfe zu Gange, bald in den Kopfweiden, die den Bach auf der Reise nach dem Flusse begleiten, jetzt an den hohen Schwarzpappeln an der Landstraße, und nun an dem Waldrande, vor dem das Arbeiterdorf liegt. Bald hier, bald da schimmert sein smaragdgrüner Rücken, leuchtet sein feuerroter Scheitel, und alle anderen Vogelstimmen übertönt sein gellendes Gelächter, bis ihm vom Walde her ein etwas helleres Lachen entgegenschallt und er dahinstreicht, das Weibchen zu haschen.

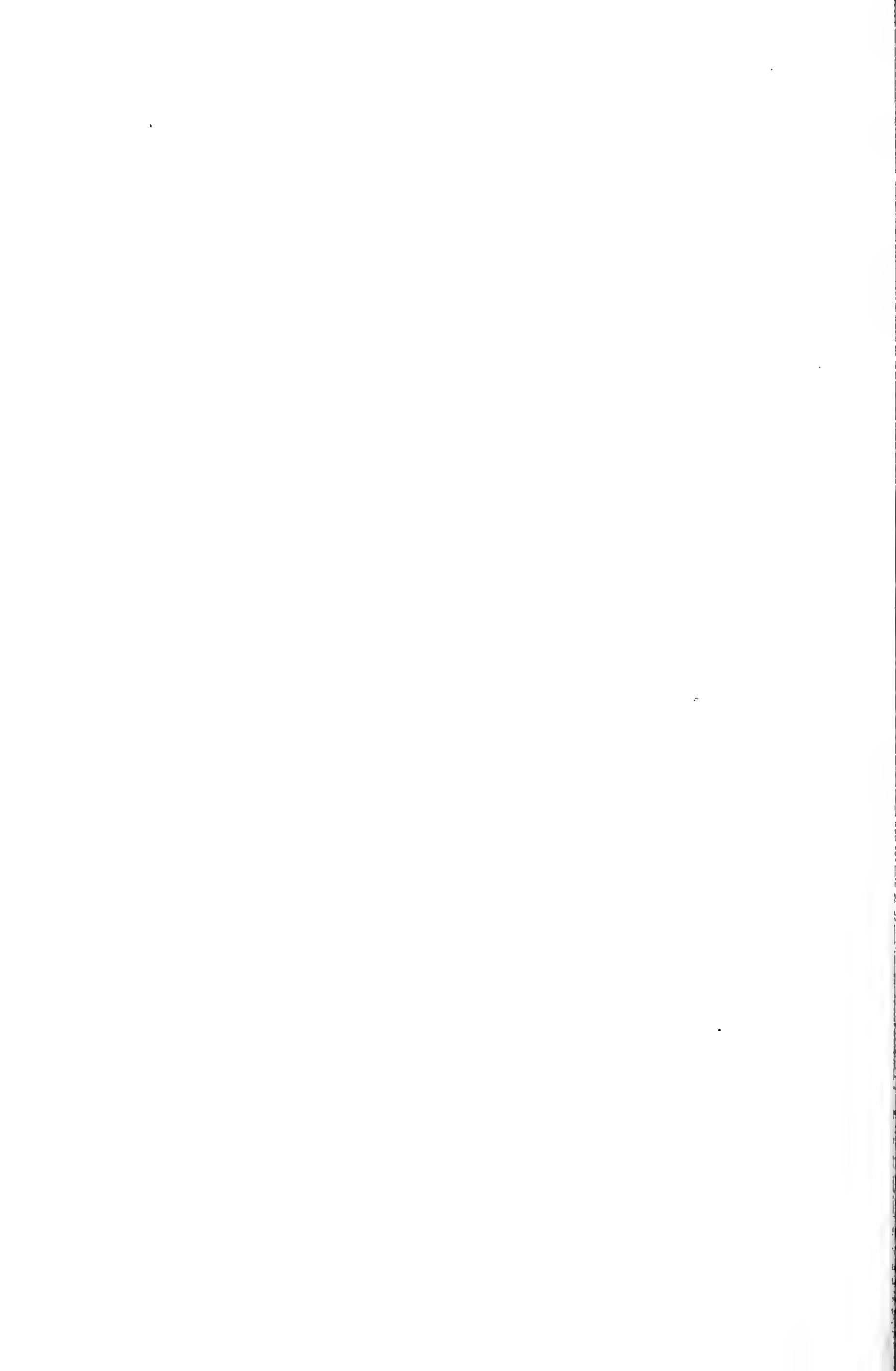
Der junge Waldarbeiter, der die Eichendickung durchforstet, schnitt ein schiefes Gesicht, als auf dem Kahlschlage vor ihm das Grünspechtweibchen kicherte, denn ihm war so, als wollte es ihn auslachen, weil er unterhalb der blonden Stirnlocke ein dickes, blau und rot gefärbtes Andenken vom Tage vorher behalten hatte. Aber als der Hahn herangestoben kam, schimmernd und leuchtend in seiner Pracht, und mit wahnsinnigem Gelache die Henne von Stamm zu Stamm trieb, und schließlich gar noch ein zweites Männchen heranschnurrte und sich mit dem andern um das Weibchen stritt, da vergaß der junge Mensch seine Beule und seinen Ärger und sah mit lachenden Augen und offenem Munde dem Liebesspiel der drei Vögel zu, und er träumte noch eine Weile hinter ihnen her, als sie längs des Fahrweges verschwanden.

In der Unterstunde aber, als er gegessen hatte und im sonnenbeschienenen Moose, gegen eine Eiche gelehnt, sich lang machte, lacht es wieder auf dem Kahlschlage, klingt aber nicht grell und rauh, sondern sanfter und schmeidiger, und dann beginnt es zu trommeln. Der junge Mann dreht den Kopf und sieht nach der Krone des Eichenüberhälters, an dessen höchsten Hornzacken ein grüner Specht hängt, dessen Scheitel aber nicht soviel Rot zeigt wie die der beiden Spechtmännchen, die vorhin hier herumtobten. Daß es aber ein anderer Vogel ist, der dort oben hängt und trommelt, daß es weithin schallt, das kommt dem Arbeiter nicht in den Sinn, obschon er Tag für Tag im Holze ist und alles Geflügel, das dort lebt und webt, zu kennen meint. Wohl hat er es herausgemerkt, daß die grünen Spechte bald grell und rauh, bald sanft und schmeidig rufen, daß die einen mehr, die andern weniger Rot aufweisen, und daß einige davon trommeln, die andern nicht, aber daß es zwei verschiedene Arten sind, daß es einen Grün- und einen Grauspecht gibt, das weiß er ebensowenig wie die anderen Holzhauer, und sogar der Förster und der Oberförster haben davon keine Ahnung, zumal die einen wie die andern ganz dasselbe Leben führen.



Der „Buchholzer Hengst“

Phot. R. Kearton



Vor dem Fahrwege zieht sich ein trockener Graben mit hohen Böschungen hin, in dem sich hier und da ein mehr als faustgroßes, armlanges Loch befindet. Mehr als einmal hat der Arbeiter, als er noch Junge war, darüber nachgedacht, welches Getier diese Stollen wohl in die Grabenwand getrieben habe, ob eine Erdratte oder ein Wiesel oder am Ende gar ein Iltis, bis ihm dann einmal, als er eine Rute hineinführte, ein größerer Vogel so heftig in die Augen flog, daß er vor Schreck auf den Rücken fiel und gar nicht dazu kam, zu sehen, was das für ein Vogel war. Jetzt, da er an der Eiche lehnt und langsam seine Pfeife raucht, sieht er einen grünen Specht heranschnurren, der sich an der Grabenwand niederläßt, scheu um sich blickt und dann zu hacken beginnt, daß der Löß nur so stiebt. Alle Augenblicke hält der Specht inne und sieht hinter sich, und dann hackt er weiter, bis er immer mehr in der Erde verschwindet und zuletzt nichts von ihm zu sehen ist, doch ab und zu schaut er wieder heraus, um zuzusehen, ob sich keine Gefahr nahe, verschwindet, taucht wieder auf, und so treibt er es eine ganze Weile, bis er sich davonmacht und sich im Walde verliert, um die Erdarbeit mit dem Zimmermannshandwerke zu vertauschen und in eine alte Zitterpappel eine Nesthöhle zu hacken.

An dem Jagengraben hat er Rasenameisen gesucht, die dort in der warmen Lage ihre unterirdischen Nester haben. Der Specht weiß es ganz genau, wo er einzuschlagen hat, um gerade die Stelle zu treffen, wo die Ameisen ihre Larven und Puppen verwahren. Um das Gekrabbel und Gebeiße der erbosten Tiere kümmert er sich wenig. In je helleren Haufen sie ihm entgegenströmen, um so lieber ist es ihm, und wenn es vor ihm so recht munter wimmelt und krimmelt, dann schnellt er seine lange, klebrige Zunge zwischen sie, auf die sich die wütenden Ameisen sofort stürzen, um sie mit ihren Zangen zu packen, und sobald das geschehen ist, zieht er die Zunge zurück und schluckt die Krabbeltiere, die daran haften, hinunter. Aber er lebt nicht von Ameisen allein; er sucht auch an der Rinde der Bäume nach allerlei Geziefer, meißelt auch nach Larven

an morschen Bäumen herum und macht sich bei den Landleuten dadurch unbeliebt, daß er auf der Suche nach allerlei Gewürm Löcher in die alten Strohdächer stemmt.

Das tut er aber nur wintertags und nicht, wie jetzt, zur schönen Frühlingszeit, wo jeder Stamm, jeder Stumpf und jeder sonnige Grabenrand Nahrung in Hülle und Fülle bietet. Mit Vorliebe treibt er sich auf der Trift vor dem Walde umher, wo die Ameisen unter den Grasbülten hohe Hügel aufgeworfen haben. Dort hüpfen, was sonst gar nicht die Art der Spechte ist, die Grün- und die Grauspechte auf der Erde herum, plündern die Ameisenhaufen und spießen mit ihren spitzen Zungen das auf, was ihnen nebenbei an Käfern, Raupen uud anderen Kerbtieren in den Wurf kommt, sehen sich dabei aber beständig um, daß der Habicht oder der Sperber sie nicht überrasche, und sobald sich ein Mensch zeigt, fliehen sie mit gellendem Warngelächter dem Walde zu, um dort ihre nützliche Tätigkeit fortzusetzen und Vorsorge zu treffen, daß die Borkenkäfer und andere Forstverderber sich nicht allzusehr vermehren, oder eine alte Nisthöhle wieder instand zu setzen oder, ist keine mehr vorhanden, eine neue zu meißeln.

Sehr gerne tun sie das nicht, und es fällt ihnen durchaus nicht ein, wie es die fleißigen Schwarzspechte und der Buntspecht tun, sich eigens Schlaflöcher zu meißeln. Darum wählen sie zur Anlage ihrer Nisthöhlen am liebsten Weichhölzer oder, mangelt es daran, kernfaule Harthölzer. Ihre Jungen verwöhnen sie nicht sehr; einige wenige Holzspäne und etwas Mulm ist die ganze Unterlage für die sechs bis acht spiegelblanken weißen Eier und die dickköpfigen, ungestalten Jungen, die den ganzen Tag ein heiseres Geschwirre und Geklirre ertönen lassen, denn sie haben einen kurzen Darm und eine schnelle Verdauung. Und so müssen die alten Spechte in einem fort hin- und herfliegen, um die Schreihälse sattzumachen, und unzählige Räupchen, Puppen, Käfer und Larven sind nötig, ehe die struppigen Gesellen voll befiedert sind und es vermögen, hinter den Alten herzurutschen und zu lernen, auf welche Weise ein Specht sich durch das Leben schlägt.

Sommertags ist das nicht schwer. Aber zur winterlichen Zeit, wenn es nirgendswo von kleinem Getier krabbelt und die Larven sich tief in die Stammritzen und unter Moos und Laub verborgen haben, dann ist es für einen Specht schon schwieriger, so satt zu werden, daß ihn der Nachfrost nicht umbringt, besonders, wenn es lange geregnet und dann gefroren hat, so daß die mulmigen Baumstümpfe hart wie lebendiges Holz sind, oder wenn Hartschnee den Boden bedeckt, so daß der Specht nicht an die Ameisenhaufen gelangen kann. Dann muß er mit den Samen der Fichten und Kiefern fürliebnehmen, die er aus den Zapfen heraushämmert, und er ist sehr froh, findet er eine Wildfütterung, die mit Eicheln, Buchnüssen und Welschkorn beschickt ist, mit denen er sich über die mageren Tage hinweghilft.

Dann hört man ihn nur selten lachen. Stumm treibt er sich in den Auen umher, wo er an die Kopfweiden klopft, auch wohl in dem Ufergebüsche nach Schlehen, Hagebutten und Mehlfäßchen sucht und zur Not sogar Schneeballbeeren frißt. Sobald aber der Frühling den Boden auftaut, dann lacht er wieder, was er kann, und die Ohlinger grinsen und sagen: „Der Buchholzer Hengst wiehert!"



Der Eichelhäher

Es sitzt ein Vogel im Eichenbaum und gibt ein Potpourri zum besten. Er schwatzt und plaudert, als wäre er ein Pirol oder Würger, und dann schnalzt er wie eine Eichkatze, miaut wie ein Bussard, trompetet wie ein Kranich, ruft wie ein Buntspecht, pfeift wie ein Star und quietscht wie ein Wagenrad. Jetzt kreischt er laut und gellend auf und schwebt dahin wie ein riesengroßer, bunter Schmetterling.

Der Markwart ist es, der Eichelhäher, der Schalksnarr und Irrwisch, Hans Dampf in allen Ecken, Bruder Immerlustig und

Meister Wunderlich, der lustige Schwätzer, der fröhliche Spötter, der Hüpfer und Schlüpfer, Schweber und Flatterer, der Prahlhans und der Angstmeier, des Jägers Vergnügen, des Jägers Verdruß, Wildverkünder und Wildvergrämer, der Nestzerstörer und Eichenpflanzer, der alles kann, der alles sieht, alles kennt, der heute pfiffig und morgen dummdreist, eben vorlaut und frech und jetzt wieder heimlich und zage ist, der Vogel, dessen Stimme, dessen Benehmen ebenso voller Gegensätze ist wie sein Gefieder.

Wie fein, weich und zart ist das rötliche Grau seines Rumpfes. Wie herrlich ist der gelbliche, schwarz übertupfte Scheitel dazu gestimmt und das warme Braunrot der Flügeldecken. Wie toll aber stechen dagegen die leuchtend himmelblauen, schwarz und weiß gestriemten Achselklappen ab, die schwarzweißen Schwingen, die weißen Schwanzdeckfedern und der schwarze Schwanz. Eigentlich müßten diese harten Farben zu dem weichen Grundtone des Gefieders nicht passen, aber den Eichelhäher kleiden sie, bei ihm sind sie ebenso zusammengestimmt wie in seinem Gesange die feinen und die groben Laute, wie in seinem Charakter die freundlichen und die häßlichen Züge.

Auf der blumigen Waldwiese sitzt ein halbes Dutzend Häher. Das schwatzt, das klatscht, hüpft und springt, tanzt hin und her, spreizt die Hollen, nickkoppt und dienert, schaut ernst drein, hopst albern in die Höhe, schnappt den fliegenden Käfer, streut die Erde des Maulwurfshaufens herum, stochert im Moose, scharrt im Grase, hämmert an einem Baumstumpfe, wetzt an einem Steine, quiekt, schnalzt, quarrt, schnarrt, ratscht und tratscht, miaut und flötet, daß der Jäger, der hinter der Eiche steht, vor Lachen kaum ruhig bleiben kann.

Ein gellendes Kreischen, das sich sechsmal wiederholt, und dahin stiebt das bunte Gelichter, hier, da und dort aus dem Dickicht weiterkreischend. Erstaunt sieht sich der Jäger um; er kann nichts erspähen. Aber das Kreischen dauert fort, ist bald hier, bald da in der Dickung, läßt nach, um betäubend wieder zu beginnen, hört auf und erneut sich abermals, bis es als wildes Wutgekreische näherkommt. Und

aus der Dickung schiebt sich ein spitzes Gesicht mit schwarzen Gehören, eine weiße Brust leuchtet, ein roter Leib schimmert, eine buschige Rute zuckt hin und her, und blank und breit steht auf der Wiese Meister Reineke. Langsam hebt der Jäger die Waffe hoch, ein leises Knicken ertönt, daß der Fuchs jäh den Kopf hochnimmt, aber da knallt es bereits, der Fuchs schlägt um, und wildes Angstgekreische der Häher erfüllt den Wald.

Am andern Tage pirscht der Jäger einen raumen Stangenort ab. Vertraut schwebt ein Häher vor ihm her, quiekt und schwatzt ungestört, stochert hier im Fallaube, stöbert dort im Grase und taucht in der Dickung unter. Der Jäger bleibt in guter Deckung stehen, die Büchse schußfertig unter dem Arme, denn vor ihm schiebt sich ein roter Fleck durch das grüne Laub. Nicht weit vor dem Jäger schwebt ein Häher auf den Pirschsteig herab, sieht sich scheu um, als täte er unrecht, hackt hastig an dem Rande des Steiges die lehmige Erde los, reißt zerrottete Würzelchen heraus, hackt wieder, sich immer ängstlich umsehend, zupft wieder Wurzeln, mit denen er sein Nest auskleiden will, schiebt sie sorgfältig mit dem Schnabel zusammen, daß es ein bequemes Bündel gibt, und will gerade damit abstreichen, als er den Jäger gewahrt. Die Wurzeln fallen lassen, hastig davonflattern und ein gellendes Warngekreische ausstoßen, das ist eins, und wütend sieht ihm der Jäger nach, denn der rote Fleck da hinten im Laube verschwindet mit jäher Bewegung und weist dabei das starke Gehörn.

Aber so ist der Häher; es ist kein Verlaß auf ihn. Heute meldet er dem Jäger den Fuchs, morgen vergrämt er ihm den Bock. Und so ist er in allem. Gewandt und sicher schwenkt er im Schwebefluge durch das enge Stangenholz, und jammervoll unbehilflich flattert er von Feldbusch zu Feldbusch, immer in Todesangst vor Habicht und Sperber. Er ist so schlau, so überschlau, aber wie der weltfremdeste Seidenschwanz steckt er seinen Dickkopf in die Pferdehaarschlinge der Dohne und endet auf elende Art. In gemeiner Weise verhöhnt und piesackt er den unglücklichen Waldkauz, und wehe dem

Marder, den er bei Tage antrifft; nicht eher gibt er sich zufrieden, als bis der Schleicher sich in einem Loche verkrochen hat, und die Füchsin, die am Tage auf Raub auszieht, muß ohne Beute wieder in die Dickung, denn unaufhörlich lästernd und kreischend begleiten die Schreihälse sie und warnen alles Getier vor ihr.

In keiner Sache zeigt er festen Sinn. Heute baut er sein Nest in vierfacher Manneshöhe im engen Bestande, das nächste Mal scheint es ihm richtiger zu sein, es fünf Fuß über dem Boden dicht am Fahrwege anzulegen. Steht das Nest heute in der Astgabel dicht am Stamme, so ist es ein anderes Mal in das äußerste Ende eines Zweiges gebaut. Das eine Mal ist es liederlich aus dürrem Laube zusammengestoppelt und oberflächlich mit Wurzeln ausgelegt, dann wieder ist es ein Meisterwerk aus feinen Zweigen und langen Moosranken und auf das sauberste mit den allerweichsten Wurzeln ausgepolstert, und während ein Nest breit, sparrig und flach ist, ist ein anderes mehr als halbkugelig, hübsch rund und mit einer tiefen Mulde versehen. Einmal liegen vier Eier darin, ein anderes Mal neun, und wenn die einen denen einer Elster ähneln, so gleichen die andern mehr denen von Zwergwasserhühnern.

Und nun erst seine Nahrung. Der Maikäfer ist ihm ebenso lieb, wie die Haselnuß ihm recht ist. Jetzt sucht er vorsichtig einen Zweig nach Schildläusen ab, dann schlingt er ein Dutzend Eicheln herunter, als habe er acht Tage gehungert. Aber da sieht er eine Blindschleiche. Schwupp, hat er sie beim Wickel, und da der dicke Kropf ihn hindert, so würgt er die Eicheln heraus, quält die Schleiche zu Tode, frißt ein Stückchen davon und will gerade fortfliegen, denn es gelüstet ihn nach Brombeeren, da fallen ihm wieder die Eicheln ein. Mitnehmen? Nein, dazu hat er keine Lust. Liegen lassen? Erst recht nicht. So buddelt er denn mit dem Schnabel ein Loch neben dem andern, steckt in jedes eine Eichel und drückt die Löcher sauber mit dem Schnabel zu. Mitten in der Arbeit wird ihm die Sache aber langweilig, und er läßt die Hälfte der Eicheln liegen.

Acht Tage lang kann er sich von Kerbtieren nähren, plötzlich

muß er zu dem Luderplatze, wo der Jäger die Kerne der Füchse und das Gescheide des Wildes hinlegt, und muß von dem stinkenden Aase fressen. Heute sitzt er fromm und bieder zehn Schritte von dem Buchfinkenneste, ohne sich darum zu kümmern, morgen hackt er die Eier entzwei, frißt etwas davon und reißt schließlich das Nest auseinander, um einige Büschel davon zum Bau des eigenen Nestes zu verwenden. Einmal rührt ihn das Piepsen der nackten Nestvögelchen gar nicht, obgleich es unmittelbar unter ihm ertönt, wogegen er ein anderes Mal so lange durch das Geäst schlüpft, bis er ein Nest findet. Dann setzt er sich dabei, besieht sich die Jungen, holt eins heraus, dreht es mit den Klauen auf dem Aste hin und her, hackt es tot, frißt es an, läßt es fallen, holt sich ein zweites, macht es geradeso damit, und dann auf einmal bekommt er Lust auf Wicklerraupen, dreht Blatt für Blatt um und sucht eine Stunde lang das winzige Gewürm, bis ihm auch das langweilig wird und er im Altlaube nach Käfern herumkratzt, um einige Augenblicke später wieder einem Schmetterlinge nachzujagen.

Er macht alles geradeso, wie es ihm in den Kopf kommt. Er ist kein Zugvogel, aber wenn es ihm paßt, dann verschwindet er auf Wochen aus seinem Walde. Er ist kein Standvogel, aber er kann bis in den Spätherbst am Platze bleiben, um dann, obgleich es anderswo auch nicht mehr zu fressen gibt als hier, plötzlich die Reisesucht zu bekommen. Nadelwald und Laubwald, ihm ist alles gleich. Am Rande des Moores gefällt es ihm ebensogut wie hoch oben im Gebirge, und ob er im Feldbusche wohnt oder in dem geschlossenen Forste, ob im jungen Holze oder im alten Bestande, das macht ihm wenig aus. In der dürren Kiefernheide geht es ihm ebensogut wie im üppigen Auwalde, denn er kann alles gebrauchen, Kerbtiere wie Waldbeeren, Baumfrüchte und Schnecken, Obst und Getreide, und findet er hier das eine nicht, so trifft er das andere an, und so kann er nie umkommen.

Darum vermehrt er sich auch überall, denn Habicht und Wanderfalke, seine schlimmsten Feinde, sind sparsam geworden und werden

immer seltener, und Marder und Kauz erwischen nur selten einen alten Häher und die Jungen auch nicht allzuoft. Und so trifft man ihn überall an, den bunten Schalksnarren, wo es Wald und Busch gibt, und freut sich über ihn, denn wenn er es auch ab und zu arg macht mit dem Plündern von Nestern und oft in den Saatkämpen der Förster allerlei Unfug anrichtet und erheblichen Schaden stiftet, er pflanzt doch manche Buche, manche Eiche, er verbreitet Haselnuß, Eberesche und Brombeere, er vertilgt allerlei Ungeziefer und erschwert dem Fuchse das Rauben, und schließlich: er ist so schön und drollig und bringt so viel Leben in den stillen Wald, daß wir ihn dort nicht missen möchten.



Der Pfingstvogel

Anfangs hatte die Kohlmeise im Walde das große Wort und dann der Buchfink, bis daß es ihr die Singdrossel streitig machte.

Als aber die Buchenknospe zersprang, als goldbraune Seidenhüllen in die Blüten von Windröschen und Lungenblumen rieselten, als Goldnessel und Sternmiere den Waldboden mit Gold und Silber bedeckten, mußte die Drossel sich mit ihrem Liede verstecken.

Es war ja kein richtiges Lied, das aus dem Wipfel der aufgrünenden alten Samenbuche verklang, es war keine kunstvoll verschnörkelte Weise, die aus dem jungen Birkengrün erschallte, keine schulgerecht gesetzte Fuge war es, die aus der schneeweißen Krone des hohen Wildkirschenbaumes ertönte, ein wilder Jauchzer war es, ein lustiger Jodler, voll und rund und zugleich schrill und grell, ein weithallendes Flöten, ein fernschallendes Pfeifen.

In den Liedern von Meise und Fink und Drossel liegt Frühlingslust und Maienjubel, aber es spukt darin auch Winterleid und Vorfrühlingsweh nach. In dem Jodelrufe des Pfingstvogels ist kein Ton, der von trüben Erinnerungen spricht; der Pirol kennt

nicht Rauhfrost noch Spätschnee, sein Herz weiß nichts von grauen Wochen und weißen Tagen, und darum ist sein Lied eitel Lust und Wonne, ist so voll davon, daß er nicht weiß, wie er seine Seligkeit ausdrücken soll, und seinem runden Flöten vor Übermut ein gellendes Kreischen anhängt, das in dem grünen Maienwalde klingt wie das schrille Jauchzen verliebter Dorfmädchen beim Tanzfeste.

Es ist keine heimische Weise, kein deutsches Lied, das der gelbe Wigelwagel singt. In den Wäldern von Mittelasien ist es erdacht, in den Bambusdickungen unter dem Himalaja, wo seine Sippe groß und gewaltig ist. Hier im Norden ist er der einzige seiner Gattung, ein landfremdes Geflügel, so wenig in den deutschen Wald passend wie der Kuckuck in den Busch, wie der Wiedehopf auf die Viehweide und der Segler an die Kirche. Fremdlinge sind sie allesamt, südlichen Breiten entstammend, kühne Eindringlinge, die aus Palmenwäldern und Bambusdschungeln, aus den Steppen des Ostens und den Klippen des Südens den Flug nach Norden wagten und dort heimisch wurden, aber nur, um in den drei Sommermonaten ihre Brut aufzuziehen und alsbald mit ihr wieder dahin zu verschwinden für drei Viertel des Jahres, wo ihre Urheimat ist.

„Düdloio", so klingt es aus der Krone des Vogelkirschenbaumes, die aus dem hellgrünen Buchenlaube hervorragt wie ein ferner Firn über die Vorberge. „Dü-dü-to-düdlio, düdlio". Und hinterher schnarrt es: „Je-ie ie-rrrt". Solche Laute passen dahin, wo Schmarotzerorchideen und parasitische Alpenrosen auf Riesenstämmen wuchern und Lianen von Baum zu Baum kriechen. Und da fliegt er hin, der stolze Vogel. Es sieht aus, als hätte ein Stück Sonnenlicht Vogelgestalt angenommen, so tiefgoldig, von nachtschwarzen Schatten gehoben, ist er gefärbt. Seine Farbe ist da erdacht, wo die Sonne heller und die Schatten dunkler sind, wo keine Dämmerung Tag und Nacht verbindet und auf die Tageshelle jäh das Dunkel folgt.

Weiß er das, der goldene Vogel? Man muß es glauben, denn sonst würde er sich nicht so scheu im lichtdurchfluteten Buchenlaube verbergen, als schäme er sich hier, wo alle Farben sanft sind, der

brennenden Glut seines Gefieders. Wie er heute, wo kein Menschenlaut in die Vormittagsstille dringt, dahinschwebt, ist es, als träume der Wald einen uralten Traum aus tertiärer Zeit, da die Sonne hier heißer schien, die Bäume höher, die Blumen greller und die Falter prächtiger waren, einen halbvergessenen, goldenen Traum aus längst versunkener goldener Zeit, wo ein ewiger Frühling auf Erden herrschte.

Aber heute ist ein Frühlingstag, wie er schöner in jenen Tagen nicht sein konnte. Um die Wurzeln der Eichen und Buchen summt und brummt es aus unzähligen leuchtenden Blüten, die Luft ist erfüllt von silbernem Geflimmer, Zitronenfalter und Pfauenaugen taumeln selig dahin, betäubend klingt vieler Vögel Sang aus leichtem Laube. Da treibt es auch den goldenen Vogel heraus aus seinem smaragdenen Verstecke. Er schwebt über die Blöße hin, rüttelt über einem Zweige, hascht einen Käfer, verschwindet, jauchzt seinen Jubelgesang, taucht wieder hervor, schwenkt zwischen den schimmernden Stämmen hindurch, erspäht mit den rubinroten Augen die Raupe am Birkenstamme, bleibt daran haften, vertilgt das Gewürm und flattert auf den nächsten Zweig.

Stolz sitzt er da, hochaufgerichtet und schlank. Hin und her wendet sich der goldgelbe Kopf, fährt mit dem rotbraunen Schnabel nach einem unordentlichen Brustfederchen, stochert in nachtschwarzen goldgefleckten Schwingen umher, wetzt ihn an dem Aste, schnappt eine langsam dahinziehende Lenzfliege und läßt seinen runden, vollen Pfiff ertönen. Irgendwo dahinten im Walde findet er ein Echo. Wie ein goldener Blitz stiebt der stolze Vogel ab. Zornig klingt aus dem Buchenwipfel sein Pfiff und dann aus der Wildkirsche und aus der Eiche und der Birke und dem Ahorn, und jetzt fahren zwei goldene Blitze über die Blöße, zwei gelbe Vögel sitzen sich tiefatmend in der Hainbuche gegenüber, fahren aufeinander los, fassen sich, überschlagen sich in der Luft und verschwinden in dem Dickicht.

Lange ist es still. Dann klingt aus den Fichten ein froher Laut, und weit, weit, da unten im Tale, kommt sein Echo. Wieder

stieben zwei Vögel über die Blöße in die Hainbuche, aber nur einer von ihnen trägt das goldene, schwarzverbrämte Gefieder, das des anderen ist zeisiggrün und unterwärts auf weißlichem Grunde schwärzlich gestrichelt. Das Weibchen ist es, um das sich die beiden goldgekleideten Kämpen balgten, und das der alte Hahn sich errang im wütenden Kampfe mit Schnabel und Krallen. Dort am Boden die schwarze goldgefleckte Feder beweist, wie heiß der Streit war. Und wie groß die Liebe ist, zeigt der Hahn jetzt. Nicht einen Augenblick läßt er sein Liebchen aus den Augen; er folgt ihm aus der Hainbuche in den Holderstrauch, aus der Fichte in die Eiche mit unbeholfenem Fluge. Und hascht er auch einmal einen Käfer, oder schluckt er eine Raupe, unaufhörlich klingt darum doch sein Flöten und Kreischen. Sie aber, die Henne, begleitet ihn dabei, und klingt ihr Flöten auch nicht so voll, es klingt doch hell genug, und ihr jubelndes Kreischen schrillt weit durch den Wald. Bis in den Abend hinein erfüllt der seltsame Zwiegesang den heimlichen Wald.

Inmitten des Waldes liegt mit steilen Gipswänden ein tiefer Erdfall; eine Hainbuche neigt sich über ihn und spreizt ihr Gezweig darüber hin. Hier hing im vorigen Jahre das Nest der Pirole; hier wird es sich auch wieder in diesem Sommer im Winde schaukeln. Der lange, schwanke, gerade Gabelast, den ein dichtes Geriesel von laubreichen Zweigen verhüllt, zieht das Weibchen unwiderstehlich an. Dort, wo die Waldrebe ihr verworrenes Rankenwerk über den Weißdorn spinnt, schwebt die Pirolhenne heran, faßt eine Rindenfaser mit dem Schnabel und reißt sie im Fluge los. Heimlich, auf Umwegen, schlüpft sie zu dem Gabelaste der Hainbuche über dem Erdfalle, windet mit Schnabel und Klaue den Rindenstreifen darum fest, stiebt wieder fort und sucht weiter nach Baustoffen. Hier ist ein altes Grasblatt, weich und geschmeidig, das gefällt ihr, dort eine Ranke und da eine Wollflocke, die ein Schaf dem Dornbusche lassen mußte, und auch das zähe Spinngewebe ist zu gebrauchen, nicht minder die zerschlissenen Rindenfetzen der Birke und die Wolle von Distel und Wasserhanf. Stück um

Stück trägt die Henne in die Hainbuche, flicht sie um den Ast, spinnt und zwirnt sie ineinander, verwirkt sie, bis sie einen festen Beutel mit dauerhaftem Saume bilden, und füttert sie mit den Spitzchen von Grasblättern und Samenwolle dicht und weich aus.

Die Wiege ist fertig, die sturmfeste, regendichte. Mag der Wind brausen, daß die Blätter stieben, mag der Sturm sausen, daß die Fichten den Boden verlieren und lang hinfallen, die schneeweißen, purpurn gefleckten Eier liegen warm und sicher. Und späterhin sind die grünlichen Schreihälse, die daraus hervorschlüpfen, in der hängenden, schwankenden Wiege sicher vor Sturm und Regen und sicher vor Eichkater und Marder. Denn der Ast, an dem das Nest hängt, ist zu dünn, um mehr als das Gewicht des Nestes und seines Inhaltes zu tragen, und was dazu kommt, plumpst unfehlbar auf den Grund des Erdfalles, in dessen dunkler Tiefe die Bergunken läuten. Und hier, in der weichen, warmen Wiege, gedeihen die Jungen prächtig, denn die Eltern schleppen von früh bis spät alles heran, was ein Pirol mag, den Maikäfer und die Raupe, den Nachtfalter und die Heuschrecke, und was es sonst Leckeres im Walde gibt.

Aber darum behält der Hahn doch noch Zeit genug, zu flöten und zu krächzen, und besonders morgens und über Mittag erfüllt er den Wald mit seinen vollen Lauten und schrillen Tönen. Manchmal, wenn es um die Mittagszeit ganz still und überwindig ist, wenn selbst die Espe kein Blatt rührt, dann kommt er auf ganz eigene Gedanken. Es ist dann, als fühle er, daß er die Pflicht habe, Töne zu finden, die in den deutschen Wald besser hineinpassen als die gellenden Laute, die seine Sippe in den Tropenwäldern Asiens ersann. Wenn dann die Sonne auf den Eichenwipfeln brütet, sitzt er ganz frei und offen, wie er es sonst nie tut, hoch oben auf einem Aste, und er, der sonst so quecksilbern ist wie ein Zaunkönig und so unruhig wie ein Fliegenschnäpper, sitzt dann so still da wie ein Bussard und so regungslos wie ein Kauz. Und dann singt er. Er flötet nicht, und er kreischt auch nicht, er singt, er zwitschert, er plaudert wie eine Gartengrasmücke oder wie ein Häher,



Pfingstvogels Kinderstube

Phot. R. Paul



dem der Frühling in den Kopf gestiegen ist, singt weich und fließend und so dünn und fein, als wäre er nicht größer als ein Laubvögelchen, und wenn er auch in seinen Singsang und sein Geplapper einmal sein Flöten und Krächzen mischt, er tut das nur ganz schüchtern, als habe er sich geirrt, und schwatzt dann um so leiser, bis er mit einem Male sein Talent nicht halten kann und so gellend lospfeift, daß er sich selbst erschreckt und von seiner Sonnenwarte in das grüne Blättermeer hinabtaucht.

Da ist seine Heimat, da spielt sich sein Leben ab. Ungern verläßt er das Laubdickicht und nur dann, wenn an sonnigen Morgen es ganz still und heimlich im Walde ist, oder wenn die Kirschen in den Baumgärten reifen. Still, wie der Dieb, kommt der scheue Vogel dann angestrichen, sich in Deckung haltend, daß ihn sein goldenes Gefieder nicht verrät. Die süßesten, reifsten Kirschen sucht er sich aus und pflückt das Fleisch von ihnen, daß Kern und Stiel am Zweige bleibt. So behutsam geht er dabei zu Werke, daß Tag für Tag oft ein halbes Dutzend Pirole einen Garten plündern, ehe der Besitzer nur einen zu sehen bekommt. Aber wenn die Kirschenernte vorbei ist, bleibt er wieder in seinem Walde oder Parke und lehrt seine Brut dort die Jagd auf Nachtfalter und Raupen, Käfer und Heuschrecken und die Suche auf alle Beeren, die der Wald birgt.

So lebt die Goldamsel herrlich und in Freuden den Sommer über im deutschen Walde. Naht aber der August heran, dann gefällt es ihr nicht mehr bei uns, und es treibt sie von Wald zu Wald, bis dorthin, wo die Weintraube reift und die Feige in der Sonne schmort, und weiterhin über das Meer in die Korkeichenwälder Marokkos und in die Dattelhaine am Rande der großen Wüste, über die dann schon der schrillende Schrei der Mauersegler aus Deutschland klingt, die ihr vorausreisen, und noch weiter in die Masaisteppe bis in die Urwälder von Innerafrika.

Neun Monate treibt er sich dort umher, doch im April reist er zurück in seinen Wald im fernen Deutschland, und die Märzdrossel, die bis dahin das große Wort hatte, muß sich vor ihm verstecken.

Der Kleiber

Im fahlen Acker weckte die Märzsonne goldene Blumen; der Huflattich kündet bessere Zeit. Im grauen Walde wachte der Haselbusch auf; seine goldenen Troddeln bringen Farben in die Eintönigkeit.

Ein Vogel flötet im Eichenbaum; weithin tönt sein lauter Pfiff. Die Menschen drehen die Köpfe nach ihm und suchen den Pfeifer. Sie finden ihn nicht. Da sitzt ein Vögelchen von Spatzengröße; aber das kann er nicht sein. Wer so laut flötet, muß viel größer sein.

Er ist es aber doch, der kleine Kerl. Er schnurrt hinab zum Fuße der Eiche, lockt fein und dünn und stochert mit dem spitzen Schnabel in der Rinde umher. Und dann flötet er wieder so laut und voll, daß die beiden alten Leutchen, die sich in der Vorfrühlingssonne ergehen, ganz verwundert die Köpfe darüber schütteln, daß ein so kleiner Vogel so laut flöten kann.

Aber der kann noch viel mehr. Er zirpt so dünn und fein wie ein Mäuschen und flötet laut und grob wie ein Straßenjunge im stillen Walde, daß der einsame Wanderer zusammenfährt. Wenn es ihm aber gefällt, dann kann der Kleiber auch so süß flöten, daß dem Menschen das Herz im Leibe lacht, und ein anderes Mal klingt sein Flöten so wehmütig, als ginge der Tod durch den Wald.

Und noch viel mehr kann er, der kleine Vogel. Jetzt hängt er am Stamme der Buche. Wie eine Maus huscht er an der glatten Rinde entlang, erst aufwärts und dann seitwärts. Hier sitzt eine früherwachte Spinne. Der spitze Schnabel zieht sie hinter der Rindenschuppe hervor, und aus ist es mit allen ihren Lenzhoffnungen.

Jetzt klebt das Vögelchen an dem Eichenbaume. Hell fällt die Sonne darauf, daß der graublaue Rücken und der rostgelbe Bauch, die helle Kehle und die samtschwarze Augenbinde deutlich zu sehen sind. Mit dünnem, feinem, durchdringendem „Szi, ßi, ßi" klettert der Kleiber an der Borke hoch. In einem Spalte glänzt ein goldbrauner Punkt. Bei dem macht er Halt. Eine Buchecker ist es, die

er sich im Herbste hier verwahrte. Über hundert hat er sich für die schlechte Zeit hier so aufgeheçt und sie nach und nach verspeist. Einige stahl ihm der Specht, andere die Kohlmeise, noch welche die Waldmaus und so manche die Eichkatze.

„Toik, toik, toik", klingt es fröhlich durch den Wald. Der Kleiber rutscht über die Buchnuß und dreht sich um, daß sein Kopf nach unten hängt. Das macht ihm kein Vogel im Walde nach, weder die Meise noch der Specht. Um das zu können, muß man eben Specht und Meise zugleich sein, wie er. Und darum heißt er auch Spechtmeise. Von dem Spechte hat er die Gestalt, von der Meise das weiche Federkleid und von beiden alle möglichen Künste. Wie ein Specht, nur kopfunter am Stamme hängend, bearbeitet er die Frucht. Hageldicht fallen die Schläge, und keiner geht daneben. Die braune Schale zerspellt, der leckere Kern wird frei, der fette, ölige, süße Kern. Fein schmeckt er: „Toik, toik, toik".

Jetzt hüpft die Spechtmeise an der Erde umher. Käfer, du mußt sterben und bist noch so jung, jung, jung. Und jetzt, das ist ein Fressen für den spitzen Schnabel, eine Haselnuß, vielleicht die letzte vor dem Herbste. Die kostet Arbeit, aber sie lohnt auch die Mühe. Aber wohin mit ihr? Hier die Rindenritze in der Eiche ist viel zu eng, die da ist viel zu weit, und die dort zu tief. Aber diese Spalte hier, das geht! So, jetzt sitzt die Nuß richtig, mit der Naht nach vorne. Und nun geht die Arbeit los. Kopfüber hängt die Spechtmeise an der Rinde, zirpt einige Male, dreht die Nuß noch ein bißchen zurecht, flötet laut, klopft die Nuß fest, besieht sie sich von rechts, von links, von oben, von unten, flötet wieder und geht an das Werk. Hart und scharf fällt die Schnabelspitze immer wieder auf denselben Fleck, viele, viele Male. Ab und zu wird ein bißchen gezirpt, ein wenig geflötet, einmal auch wütend gescharrt, wie ein zweiter Kleiber sich naht, und dann klingt das Gehämmer wieder laut durch den Wald. Endlich springt die Schale. Nun heißt es, die Nuß wieder aus der Spalte herausbringen. Das erfordert allerlei Kletterkünste, kopfüber, kopfunter, bis es gelingt. Und dann

wird aus dem Kern Stück um Stück herausgemeißelt, bis nichts mehr davon übrig ist als die trockene Haut.

Jetzt könnte man wieder eins pfeifen. Die Sonne scheint so schön auf den Wipfel der Eiche, besonders auf den faulen Ast ganz oben. Also schnell hinauf und geflötet, daß es, wer weiß wie weit, schallt. Unten gehen die Menschen vorbei. Die Spechtmeise flötet und flötet. Ein Wagen rasselt schrill. Es wird fortgeflötet. Ein Auto donnert vorbei. Der Kleiber flötet in einem Ende weiter. Er weiß wohl, warum.

Jetzt zirpt es in der Hainbuche unter ihm fein und dünn. Lauter flötet er, erst in einzelnen runden weichen Tönen, dann schnell aufeinander und scharf und gellend. Und jetzt rutscht er kopfüber an der Eiche hinab, zärtlich piepsend, und dann schnurrt er in die Hainbuche hinter dem Kleiberweibchen her, das so tut, als wisse es nicht, was das ganze Geflöte bedeuten solle, und eifrig nach Larven und Käfern sucht. Sie klettert den Stamm hinunter, und er pfeift hinterher. Sie schnurrt nach der Eiche, und er folgt ihr nach, bald zirpend, bald pfeifend und bald wieder flötend. Jetzt ist das Weibchen auf der Erde, und kaum ist das Männchen bei ihm, da fliegt das Weibchen piepsend in die Buche und lockt das Männchen hinter sich her.

Eine dicke schwarze Wolke kriecht am Himmel herauf und schiebt die Sonne fort. Der Specht, der eben noch so laut am Hornzacken der Eiche den Wirbel schlug, stellt sein Trommeln ein. Verklungen ist der Kohlmeise Frühlingsgeläute. Ein Regenschauer prasselt durch das Geäst, der Wind fegt das Fallaub über den Weg, dürre Äste poltern zu Boden. Still und stumm, ab und zu verzagt piepend, rutscht der eine Kleiber an der Wurzel der rotfaulen Eiche herum, nach Frostspannern suchend. Hier wird ein Weibchen verspeist, dort ein Männchen entflügelt und verschluckt, da ein Käfer aus dem Moose gezerrt und dort eine Puppe aus der Wiege gemeißelt. Und in der Krone der Eiche jagt der andere Kleiber. Keiner von ihnen denkt mehr an Locken und Lieben, und stumm bleiben beide den ganzen Tag.

Kaum, daß die Sonne am andern Morgen wieder da ist, da schwirren die Spechtmeisen aus ihren Schlafhöhlen. Er wohnt in einem Starkasten und sie in einem Spechtloche. Wieder flötet das Männchen hoch vom Eichenaste viertelstundenlang in den Wald hinein, treibt wieder das Weibchen hin und her; inzwischen wird der Magen nicht vergessen, fleißig Jagd auf allerlei Geziefer gemacht, auch Tannensamen aufgeklaubt und am Futterplatze die Speckschwarte noch blanker gemeißelt, als sie schon ist, dann wieder gepfiffen, daß es eine Art hat, und geschwiegen, wenn die Sonne vor den Wolken sich verstecken muß, und wieder gepfiffen und geflötet, lacht der Himmel wieder, und ist es wieder trübe, wieder emsig in allen Ritzen und Spalten umhergestöbert.

So geht es heute und geht es morgen und übermorgen und noch manchen lieben langen Tag. Wenn der Schneesturm den Boden weiß färbt, ist der Kleiber still. Leckt die Sonne den Schnee fort, ertönt wieder das laute Geflöte. Und jeden Tag klingt es lauter und länger und lustiger, immer stürmischer wird das Männchen, und wenn auch das Weibchen sich sträubt und ziert, eines Tages wird es mit dem Gespielen doch einig. Nun sind beide immer an der Eiche beschäftigt, in der das Spechtloch ist, in dem das Weibchen im Winter schlief. Im Jahre vorher brütete der Star darin. Der wird sich wundern, wenn er wiederkommt und die Türe verschlossen findet.

Nicht umsonst heißt man Kleiber. Und darum fliegt man nach dem lehmigen Borde des Grabens und hackt da herum und schleppt ein Lehmklümpchen nach dem anderen zu dem Spechtloche in der Eiche. Eins nach dem anderen wird in das Flugloch geklebt und hübsch festgepreßt und glattgestrichen, und immer mehr Lehmklümpchen werden geholt und auf die anderen geklebt. Wenn es auch erst unmöglich erschien, das Werk, der Tag hat viele Stunden und die Stunde noch mehr Minuten, und wenn zwei gelernte Töpfer an der Arbeit sind, dann geht es schneller, als man denkt, und die Sonne hilft dabei, und zur rechten Zeit ist alles fertig und das

große Spechtloch zu einem winzigen Löchelchen zugeklebt. Der Star kommt auch, aber zu spät. Er steckt den Kopf hinein, zieht ihn zurück, kreischt ärgerlich, flattert um die Eiche, krallt sich an das Flugloch, sieht einmal hinein und noch ein dutzendmal, fliegt weg, kommt wieder, besieht sich seine alte Wohnung noch einmal und macht, daß er fortkommt. Die Kleiber aber schleppen trockene Blätter heran und richten sich häuslich ein.

In aller Seelenruhe brütet das Weibchen ihre acht weißen, hübsch rot getüpfelten Eier aus. Vor dem Marder und der Eichkatze braucht sie keine Angst zu haben; der Lehmring hält fest und widersteht den schärfsten Krallen. Nach zwei Wochen aber gibt es Arbeit. Acht Schnäbelchen sind zu füllen, und inzwischen ist immer noch das Nest rein zu machen. Alle Augenblicke liegt ein dickes, weißes Klümpchen darin, und das muß vorsichtig, damit die Schleimhülle nicht reißt, angefaßt, herausgebracht und fortgetragen werden. Und selbst muß man auch tüchtig fressen, damit man bei Kräften bleibt, und so ist nicht viel Zeit übrig für das Flöten und Pfeifen. Aber dafür gibt es im grünen Maienwalde auch Futter in Fülle, fette Käfer und zarte Räupchen, saftige Spinnen und leckere Maden und die süße Schlagsahne, die die Menschen im Wirtshause in den Schälchen stehen lassen. Es läßt sich schon leben, besser als im mageren Vorfrühlinge.

So ein dicker Maikäfer, das ist ein Vergnügen. Erst das eine Bein abgemeißelt, dann das zweite und so eins nach dem anderen. Dann müssen die Flügeldecken herunter und darauf die Flügel. Wie schnell die Kinder das lernen. Und wie hübsch sie gleich klettern können, viel eher als fliegen. Damit hapert es zuerst noch, und so krabbeln sie so lange um das Nistloch herum, bis eins nach den anderen die Fittiche prüft und findet, daß darauf auch Verlaß ist. Dann beginnt erst das schöne heimliche Leben in den dichtbelaubten Eichenkronen, wo es von Wicklerräupchen und Käfern und Wanzen und Fliegen und Schnaken und sonstigem Getier wimmelt, das lustig zu fangen und gut zu essen ist. Und das Hauptvergnügen ist, eine dicke Hor-

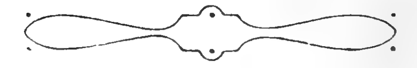
nisse zu fangen und mit schnellen Schnabelhieben zu betäuben, daß sie nicht dazu kommt, ihren giftigen Dolch zu gebrauchen. Noch mehr Spaß macht es freilich, einen Heldenbock am Fühlhorn aus dem Loche zu ziehen. Wenn er auch noch so hampelt und strampelt und fiedelt, es hilft ihm nichts, er wird totgehackt und verspeist.

Die Baumschwämme, die mit Käferlarven gespickt sind, werden von oben und unten bearbeitet. Jeder faule Ast, in dem Schnakenmaden wühlen, wird zerfasert. Kaum daß ein glänzender Prachtkäfer den grünen Kopf aus der Borke steckt, hat ihn der spitze Schnabel schon beim Wickel, und der Borkenkäfer, der gerade beginnen will, für seine Eier ein Löchlein in die Rinde zu bohren, kommt nicht damit zu Ende, denn piepsend kommt die Spechtmeise angeklettert und zieht ihn aus der Rinde, um dann die vollgesaugte Stechmücke zu verschlingen und hinterdrein eine Raupe wegzunehmen, die sich an feinem Faden zu Boden lassen will, um sich im Moose zu verpuppen. Auch im Laube und Gekräut wird umhergesucht, denn da wimmelt und krimmelt allerlei, was wohlschmeckend und nährend ist.

So leidet die Familie keine Not, und wenn der Herbst in das Land kommt, erst recht nicht. Denn nun reifen die Buchecken in ihren rauhen Hüllen. Anfangs muß man sie herausklauben, bald aber fallen sie von selbst aus, und nun hüpft der Kleiber in rasselnder Laube umher und sorgt für den Winter. Alle Ritzen steckt er voll, und in jeden Spalt klemmt er die dreikantigen Früchte, und mit den Haselnüssen und Eicheln macht er es ebenso. So kann er getrost in die Zukunft sehen, und selbst, wenn Rauhreif den Baum umkrustet, findet er immer noch Futter genug, denn genug Schmetterlingspuppen sitzen unter dem Moose und hinter den Flechten und im faulen Holze versteckt mancherlei Gewürm.

Außerdem hängt der Mensch hier und da in den Gärten und Anlagen Knochen auf, an denen noch manches Fleischfetzchen sitzt, und Speckschwarten, an den Futterplätzen gibt es Hanf, Mohn,

Rübsen und Sonnenblumenkerne, verdorrte Vogelbeeren liegen überall im Walde, in den Zapfen der Tannen und Kiefern stecken Samen in Menge, und so läßt es sich schon den Winter über aushalten, bis die schönen Tage wiederkommen, da auf dem Acker der Huflattich wieder blüht und im Walde der Haselbusch und der Kleiber wieder vom höchsten Eichenaste seinen Frühlingspfiff erschallen läßt.



In der wilden Wohld

Der Hühnerhabicht

Der letzte Hof im Dorfe, der hart an der Landstraße liegt, gehört dem Anbauer Jürn Brinkmann. Es ist nur ein kleiner Hof, aber er nährt seinen Mann. Und er nährt auch die Frau, die zu einem richtigen Manne gehört.

Jürn Brinkmann steht bei seiner jungen Frau auf der Diele und sieht zu, wie sie Kartoffelpuffer bäckt. Er ist rechtschaffen hungrig, denn er hat schon drei Meilen hinter sich. Er ist nebenbei noch Jagdaufseher über die große Gemeindejagd und hat vor Tau und Tag das Bett verlassen und abgespürt, ob er nicht endlich für den Pächter den braven Hirsch bestätigen kann, der im Buchenwalde steht.

Schmunzelnd steht er neben seiner glatten Frau und sieht zu, wie sie die Puffer wendet. Die Herbstsonne fällt auf die Diele, und die Hühner gehen an den Wänden entlang und picken die letzten Fliegen fort. Da schreit eine alte Henne plötzlich schrill auf, alle anderen Hühner tun dasselbe und rennen unter die alte Haferkiste, verstecken sich hinter Körben und Mollen, und mitten auf der Diele flattert schreiend der Hahn umher und schlägt mit vier Flügeln.

Ja, mit vier Flügeln. Frau Brinkmann ist so entsetzt, daß sie den Puffer aus der Pfanne in das Herdfeuer fallen läßt, und ihr Mann macht vor Verwunderung den Mund auf, daß die schöne neue Pfeife hinfällt und in Scherben geht. Und dann springt er zu und greift einen Besen und schlägt damit nach dem seltsamen, glühäugigen, bunten Vogel, der auf dem Hahne reitet, und er trifft nur zu gut, denn da liegt der Hahn und zuckt nur noch einmal mit

den Beinen, und daneben liegt, mit der Pfanne in der Hand, die junge Frau, denn der Habicht, der dem Schlag auswich, flog ihr unter die Röcke und dann Brinkmann an der Nase vorbei zur Dielentür hinaus.

Am folgenden Tage ist Sonntag, und da geht Brinkmann nachmittags in den Krug und erzählt die Geschichte von den Kartoffelpuffern und dem Hahn und dem Habicht. Das gibt ein herzhaftes Gelächter in der Runde, und man beglückwünscht ihn zu dem Hühnerbraten. Und dann erzählt der Vorsteher auch eine Habichtsgeschichte.

„Ja,“ sagt er, „das ist nun meist vierzig Jahre her, aber ich weiß das heute noch so genau, als wenn es gestern war. Damals waren die Habichte noch häufiger und brüteten in den Vorhölzern und nicht da hinten in der Wildnis. Das war an einem schönen Maimorgen, da hütete ich mit meiner Schwester, die jetzt in Neumühlen verheiratet ist, die Gänse auf dem Anger beim Dorfe. Mit eins schreien die Gänse los und rennen wie unklug hin und her, und da hat ein Habicht ein Gössel und will damit fort. Meine Schwester schreit, und ich haue mit der Peitsche hin, und meine Schwester schreit, denn ich hatte sie getroffen, und der Habicht läßt das Gössel los und fliegt weg. Na, wir nehmen das Gössel auf, das am Totgehen war, und wie wir da so stehen und es in der Hand haben, da schreien die Gänse wieder, und da ist das Lork von Habicht wieder da und geht mit einem andern Gössel ab. Ja, es sind freche Lörke, die Habichte.“

Nun ist die Uhr aufgezogen, und jeder weiß eine Habichtsgeschichte. Der Müller erzählt, wie früher, als er noch seine eigene Jagd bejagte, ihm der Habicht ein Feldhuhn, das er gerade geschossen hatte, dicht vor dem Hunde fortnahm. Kordes gibt die Geschichte zum besten, die sich vorletzten Sommer auf seinem Hofe begeben hat. Da kam ein Habicht an, jagte die Tauben in den Schlag, kroch hinterher und kam mit einer Taube wieder heraus. „Kinder,“ sagte Kordes, „das ging so schnell, daß ich gar nicht dazu kam, den Schlag zuzumachen.“

„Ja," spricht der Halbmeier Meyer, „fix sind die Biester man einmal, und ganz barbarisch frech sind sie auch. Das mögen so an fünf Jahre her sein, da treffe ich meine Ente mit ihren Jungen auf dem Bache und jage sie nach Hause. Na, ich warf und schrie und trampelte am Ufer entlang, und da fliegt etwas über meinen Kopf hin, mitten zwischen die Enten, nimmt eine junge Ente vom Wasser auf und fliegt damit nach dem Bruche." Der Schuhmacher Mertens, der die Fischerei in dem Bache gepachtet hat, meint: „Das ist noch gar nichts. Ich habe einmal ein Stück mit einem Habicht erlebt, das geht über den grünen Klee. Wir sitzen am Sonntag vor der Türe und sehen den Kindern zu, die mit den jungen Katzen spielen. Unsere Berta wirft einen Ball hin, und die kleinen Katzen laufen hinterher. Da kommt wie ein Ungewitter der Habicht über den Zaun, nimmt die schönste Katze, eine dreifarbige, auf, und ehe wir noch recht wußten, was los war, war er heidi."

Endlich nimmt der alte Schäfer, der wegen seines Gliederreißens nicht mehr hütet, das Wort. „Manchmal kommt aber auch solch Habicht eklig zupasse. Das habe ich vor zehn Jahren zu Pfingsten erlebt. Da stand ich auf der Heide bei meinen Schnucken und sah, wie ein mächtig großer Habicht einen alten Hasen fing. Er konnte ihn aber nicht gleich totkriegen, und der Hase ging mit ihm in einen Wacholderbusch. Und dann kam der Hase auf der anderen Seite wieder zum Vorschein und machte, daß er fortkam. Von dem Habichte sah ich nichts. Das wunderte mich und da ging ich nach dem Busche, und was meint ihr wohl, was ich da fand? Da lag der Habicht dreiviertel tot, und das Eingeweide hing heraus, weil ihm ein Bein herausgerissen war, und das abgerissene hing noch fest an einem Zweige von dem Strauche. Der Habicht hatte sich festgehalten, und der Hase war so im Schuß, daß er ihm das Bein aus dem Leibe riß."

Gerade will der Tischler mit einer Habichtsgeschichte aufwarten, da kommt die Wirtin hereingestürzt und meldet, daß soeben der Habicht vor ihren Augen ein Huhn gegriffen und nach dem Busche

geschleppt habe. Alles, was frisch auf den Beinen ist, springt auf und läuft nach dem Busche. Aber man hat es falsch angefangen, denn als man bei dem Busche ist, streicht der Habicht mit dem Huhne über die Wiesen ab. Ganz tief fliegt er, denn das Huhn ist schwer, aber er bringt es doch über den Bach bis in die Kiefernbesamung, und dort fällt er mit ihm ein und kröpft weiter. Zwei Tage später findet der Jagdaufseher die Federn. Die Knochen hat sich der Fuchs geholt.

Mitten im großen Bruche liegt ein Stück Wald, das ist von selbst angeflogen. Kiefern, Fichten, Birken und Erlen wachsen da wild durcheinander, und darunter sind Weiden und Faulbaum, Porst und Brombeeren dicht durcheinandergefilzt. Dort hat das alte Habichtsweibchen seine Schlafstatt. In einer dichtkronigen Fichte, dicht an den Stamm gedrückt, hockt es mit krummem Rücken da und verbringt die Nacht. Wenn das Rotwild unter ihm her zieht, oder die Rehe an dem Graben entlangziehen, der Fuchs über den Altweg schleicht und der Hase dahinhoppelt, das vernimmt es alles, ohne daß es sich dadurch stören läßt. Die Nacht geht aus dem Walde, der Nebel fällt in das Gras, die Sonne bestrahlt den Wipfel der Fichten. Da ordnet der Habicht sein Gefieder, schüttelt sich und streicht aus seinem Verstecke. Er fliegt den Altweg entlang, schwenkt dicht über dem Boden her an der Kante des Bestandes hin, zieht das Hauptgestell entlang und biegt in ein Quergestell ein. Wo er sich blicken läßt, warnt der Häher, erschallt das Angstgeschrille der Drosseln, melden Rotkehlchen und Meisen. Das Rotwild macht lange Hälse, die Rehe verhoffen, und der Hase macht einen Kegel und fährt in den dichten Busch.

Am Rande des großen Holzschlages steht eine Eiche, breitästig und kraus. Dort schwingt sich der Habicht ein. Die gewaltigen gelben Griffe mit den nadelscharfen, stahlfarbigen Krallen umklammern den Ast dicht am Stamme. Hochaufgerichtet, ganz steil, sitzt er da; ab und zu geht der Kopf hin und her, und überallhin blicken die gelben Mörderaugen. An den Brombeeren pflücken die

Rehe; die kümmern ihn nicht. Aber das rote Ding, das da in langen, ängstlichen Sprüngen über die Blöße kommt, das ist etwas für ihn. Er läßt sich vom Aste bis dicht auf den Boden fallen, flattert hastig, schwenkt gewandt um die Birken, steigt über das hohe Brombeergestrüpp, daß der Sprung die Rehe entsetzt nach allen Seiten auseinanderprescht, und stößt blitzschnell nach dem Eichkätzchen. Das macht einen Satz und birgt sich in den Dornen. Aber der Habicht gibt die Jagd nicht auf. Er macht eine Schwenkung um den Busch, fußt vor ihm, und im Sitzen fährt sein rechter Griff in den Busch, faßt das Eichkätzchen bei der Keule und reißt es heraus. Der zweite Griff faßt es in den Nacken, und schlaff und leblos hängt es in seinen Krallen, während er damit in den Bestand streicht. Dort kröpft er es auf dem Wurfboden einer Fichte in aller Muße, streicht den Wiesen zu und nimmt Unterschlupf in einer krausen Kiefer, von der er weiter Auslug hat. Wandernde Häher flattern ängstlich von dem Forste her; ein ganzes Dutzend ist es. Der vorderste will sich gerade nach der Fahrt über das freie Wiesenland in das Randgebüsch stürzen, da bricht der Habicht aus dem Busche. Einen gellenden Angstschrei stößt der Häher aus, alle seine Brüder fallen mit ein, aber ehe er den Busch hat, wirft der Habicht sich nach unten, legt sich in der Luft halb auf den Rücken, schlägt mit dem linken Fange den Häher von unten, wendet und stiebt mit seiner Beute in das Unterholz. Hinter ihm her kreischen die anderen Häher. Nachmittags greift er vor dem Dorfe noch eine Elster und ein Hermelin.

Der nächste Tag ist grau; die Luft ist dick. Das ist das beste Jagdwetter für den Habicht. An solchen Tagen lauert er nicht, da übt er die Parforcejagd aus. Niedrig über dem Boden streichend jagt er die Feldmark ab, aber sie ist leer. Eine einzige Lerche erwischt er. Auch auf den Wiesen ist nichts zu finden, und in der Heide ist es ebenso. Da streift er das Bruch ab, erbeutet aber nur eine Amsel. Endlich macht er in einer krausen Fichte im Moore Rast. Irgendwo in der Ferne trompeten Kraniche; das ist nichts

für ihn. Der Kolkrabe ruft über ihm in der Luft; das ist auch nichts. Rehe ziehen dahin; das ist erst recht nichts. Aber jetzt reckt er den Hals lang und späht nach Süden, wo es einige Male weiß aufblitzte, und im nächsten Augenblick ist er unterwegs. Erst geht es eine Weile dicht über dem braunen Heidekraute und dem gelben Pfeifengrase geraden Fluges her, höchstens wird um die Birken und Krüppelkiefern ein kleiner Bogen gemacht. Dann geht es nach rechts hinter die Kieferndickung, um sie herum und dann mit hastigen Schlägen dem alten Torfabstiche zu. Einen blitzschnellen Bogen beschreibt er dicht über dem Boden, so schnell, daß die drei Birkhähne, die dort Moosbeeren pflücken, erst zur Besinnung kommen, als der eine von ihnen schon die Krallen des Habichts in den Weichen hat. Laut polternd reiten zwei ab, mit dem dritten balgt sich der Habicht noch ein Weilchen im Torfmoose umher, bis er ihm den Garaus gemacht hat.

Den nächsten Tag jagt er nicht; der Birkhahn hält vor. Am dritten Tage aber treibt ihn der Magen wieder aus seiner Fichte heraus. Den Vormittag hat er Unglück. Eben hat er ein Feldhuhn geschlagen und schleppt es in ein Vorholz, da äugt ihn eine Krähe, und fünf Minuten später hat er zwanzig auf dem Halse. Er macht, daß er weiter kommt, läßt das Huhn aber nicht los. Auf blanker Wiese muß er aber Halt machen. Mit mörderischem Gekreische hasten die Krähen auf ihn; noch einmal streicht er weiter und nimmt das Huhn mit, aber ehe er den Wald erreicht, hat er so viele Püffe abbekommen, daß er es fallen lassen muß. Bis tief in den Wald hinein verfolgt ihn die schwarze Gesellschaft, und er muß lange in der dichten Krone einer Fichte warten, ehe er die Lärmmacher los wird. Und wie er dann auf Umwegen dorthin streicht, wo er das Huhn fallen ließ, ist nichts mehr davon übrig; die Krähen haben es sich gut schmecken lassen. So muß er neue Beute suchen, und da ihm das blanke Feld mit dem Krähengesindel verleidet ist, treibt er sich bei den Vorhölzern umher, wo er schließlich eine Ringeltaube aus dem Fluge herausstößt und schlägt.

In den nächsten Tagen nimmt er an den Krähen blutige Rache. Eine Nebelkrähe sitzt auf einer Randeiche des Forstes und krächzt und quarrt und quinkelt, als wäre es April und nicht Ende Oktober. Von hinten kommt der Habicht durch den Wald herangeschwenkt und schlägt ihr die Krallen in den Rücken. Sie schreit entsetzlich und versucht nach ihm zu hacken, aber schnell faßt er sie in das Genick und nimmt ihr das Leben. Kaum hat er sie abseitsgeschleppt und begonnen, sie zu rupfen, da hört er es rauschen und brechen, es kracht und rasselt. Er läßt die Krähe fahren und streicht ab. Wütend schießt der Jagdaufseher, der eben einen Hasen geschossen hatte, hinter ihm her; aber der Habicht ist flinker. Verärgert streicht er nach der anderen Seite des Waldes, holt eine vorüberstreichende Krähe aus der Luft und stürzt sich mit ihr in den Busch. Gerade, wie er sich darüber hermacht, knickt und knackt es vor ihm. Er macht einen langen Hals und äugt hin. Da schreitet, in der Herbstsonne funkelnd und gleißend, ein junger Fasanenhahn hin. Jetzt scharrt er in einem Ameisenhaufen. Und jetzt stößt er einen Entsetzensschrei aus, denn der Habicht hat ihn beim Wickel. Aber er griff zu viel Federn, der Hahn reißt sich los und rennt in die enge Fichtendickung. Bis zum Abend hockt er dort, den Kopf vornüber gebeugt, und dann greift ihn der Fuchs.

Seitdem taucht der Habicht alle paar Tage in der Fasanenecke der Jagd auf, und die mit vieler Mühe und Kosten herangezüchteten Fasanen verschwinden einer nach dem andern. Selbst der alte Hahn muß schließlich daran glauben. Es ist ein geriebener Bursche, der immer in Deckung bleibt. Aber als eines Morgens die Sonne so schön warm auf den Grenzgraben scheint, da spaziert er gemächlich darin umher und scharrt nach Käfern und Raupen. In der hohen Pappel aber sitzt der Habicht, und als er es unter den Espenbüschen am Grabenborde schimmern sieht, da besinnt er sich nicht lange und kriegt ihn beim Wickel. Heftig wehrt sich der Hahn, aber der Habicht zwingt ihn und kröpft sich bis zum Platzen voll.

„Nun aber ist Schluß", sagt Brinkmann, wie er die Fasanenfedern findet, und stellt alles, was er an Tellereisen finden kann, auf Pfähle und Erdhügel. Binnen zwei Wochen fängt er: sechs Waldkäuze, acht Sumpfohreulen, drei Waldohreulen, vier Steinkäuze, eine Elster, neun Bussarde, drei Krähen, einen Zwergfalken, elf Turmfalken, eine Bekassine, einen Fasan und einen Hasen. Wütend holt er die Fallen wieder fort und setzt sich mit dem Uhu an. Alles Mögliche haßt auf den Dickkopf, auch ein Habicht, aber ein Männchen. Das starke Weibchen ist nicht mehr in der Gegend; es jagt in der Donauebene und in Ungarn, und wenn es ihm dort nicht mehr paßt, in Nordafrika.

Im April aber ist es wieder im Bruche, und bei ihm ist ein hübsches Männchen. In der dichten Ecke des Waldes, wo nur selten ein Mensch hinkommt, steht eine hochschäftige Kiefer, umgeben von hohen Fichten. In dieser Kiefer hat ein Schwarzstorchpaar begonnen, sich einen Horst zu bauen. Das paßt den Habichten. Sie belästigen die Langhälse so lange, bis diese sich einen anderen Horstbaum suchen. Und nun treiben die Habichte hoch über dem Walde ihre Balzspiele. Sie, die sich sonst ungern zeigen, schweben und kreisen und rufen, aber hier sieht und hört sie niemand, und Brinkmann, der sie von weitem sieht, denkt, es sind Bussarde. Aber auch die Habichte müssen ihren geraubten Horst verteidigen. Ein Schreiadlerpaar will ihnen denselben streitig machen, doch die Habichte sind frecher, und die Schreiadler ziehen ab. Als das Weibchen schon auf den Eiern sitzt, spähen die Hütejungen den Horst aus, und eines Sonntags beschließen sie, ihn auszunehmen. Der eine Junge ist schon auf der Mitte des Stammes, da fährt ihm das Männchen gegen den Kopf, daß er laut aufschreit und so schnell, wie er kann, herunterklettert. Drei Püffe bekommt er aber noch mit auf den Weg.

Nun haben die Habichte Ruhe. Die tut ihnen aber auch not. Vier Junge sind zu ernähren, zwei Monate lang im Horste und noch einen, wenn sie beflogen sind. Ein alter Habicht hat immer Hunger, wenn er sich nicht gerade vollgekröpft hat, ein junger aber



Der Freibeuter und Wegelagerer

Phot. Stephainsky



auch dann noch. Unaufhörlich gieren sie, und den ganzen Tag über fliegen die Alten auf Raub. Die Amsel ist ebensowenig vor ihnen sicher wie der Junghase; sie holen die halbwüchsige Taube aus dem Neste und fangen den fütternden Schwarzspecht vor seiner Bruthöhle. Der Kiebitz auf der Wiese, die Birkhenne im Moore, das Huhn im Felde und die Taube auf dem Hofe fällt ihnen zur Beute, und glückt es ihm in der Nähe nicht, dann streicht das Weibchen über den Fluß, fällt in der Reihersiedlung ein und schleppt einen Jungreiher fort.

Brinkmann, der Jagdaufseher, ist in heller Aufregung. Überall findet er die Reste von halbwüchsigen Hasen und Federhaufen von Ente und Feldhuhn, Waldschnepfe und Birkhahn, Fasan und Taube. Er klopft alle Horste in den Vorhölzern ab, wo früher die Habichte brüteten, aber immer sind es nur Krähen und Bussarde, die dort brüten. Er weiß es eben nicht, daß der Habicht, seitdem die Hinterlader aufkamen, ein heimlicher Vogel geworden ist, der nur noch im dichtesten Walde horstet, und der beim Horste sich nicht mehr vertraut und laut benimmt, wie ehemals, sondern still und vorsichtig. Der Förster im Königlichen weiß wohl, wo das Habichtspaar seinen Horst hat, verrät ihn aber nicht. Er hat nur Hochwild und Rehe zu hüten, und die Habichte sind ihm gefällig und halten ihm die Eichkatzen und Häher kurz, die ihm seine Eichensaaten vernichten. Daß sie aus der Reihersiedlung ab und zu ein Dunenjunges fortschleppen, ist nicht schlimm, denn bei sechzig Paaren Reiher sind schon einige Junge übrig, und Ringel- und Turteltauben sind so häufig, daß es darauf auch nicht ankommt. Da der Habicht auch der Vermehrung der Krähen entgegenarbeitet, so schont ihn der Förster.

Jürn Brinkmann aber, der vor allem die niedere Jagd hochbringen soll, kommt aus dem Ärger nicht heraus. Vor seinen leibhaftigen Augen, nur zu weit für den Schrotschuß, kommt das Habichtsweibchen über das Moor gestrichen, einen jämmerlich klagenden Brachvogel in den Fängen.

Ein anderes Mal sitzt der Jagdaufseher in dem Hochsitz und be-

obachtet einen Bock, dessen Wechsel er ausmachen soll. In der Wiese hoppelt ein Junghase hinter einem Weidenbusche her und verschwindet im langen Grase. Da saust etwas Braunes hinter den Weidenbüschen her, das Häschen klagt, und ehe der Aufseher schußfertig ist, geht der Habicht mit seinem Raube ab.

Da stellt er den Habichtskorb mit einer hellen Taube fängisch. Drei Tage ist nichts darin, am vierten hat sich das Habichtsmännchen gefangen, hat aber die Taube trotzdem gekröpft. Brinkmann wirft es lebend dem Uhu in den Käfig, aber wie rasend fährt der Habicht auf die Eule los, daß die in ihrer Angst hinter dem Aufseher Deckung sucht. Mit Not und Mühe fängt Brinkmann den Habicht ein und schenkt ihn dem Schullehrer, der ihm einen Käfig baut. Da sitzt er still in der Ecke, blickt wild umher und flattert wie verrückt gegen das Gitter, wenn ein Mensch kommt.

Zwei Tage später bekommt er Gesellschaft. Das Weibchen hat sich in dem Habichtskorbe gefangen und natürlich die Locktaube auch gekröpft. Spät abends kommt Brinkmann damit bei dem Lehrer an, und der steckt es zu dem Männchen in den Verschlag. Als er am anderen Morgen hineinkommt, sitzt das Weibchen glühäugig in der Ecke, und von dem Männchen liegen nur noch die Knochen und die Federn da. Das geht dem Lehrer denn doch gegen sein gutes Herz, und er ruft Brinkmann, der den Habicht töten soll. Der nimmt einen Sack und kriecht in den Verschlag. Aber in seiner Angst krallt sich ihm der Habicht so fest in das Knie, daß der Aufseher Hals über Kopf aus dem Verschlage stürzt und dabei die Tür aus den Lederangeln reißt. „Da geht er hin!" sagt der Lehrer, und Brinkmann macht kein kluges Gesicht, wie er den Habicht über dem Dache verschwinden sieht. Zwei Wochen lang stand der Habichtskorb fängisch, aber kein Habicht fing sich darin.

Er war noch schlauer, noch heimlicher geworden; aber überall in Moor und Bruch und Feld und Wiese zeigten die Reste von Hase und Huhn, Ente und Fasan, Kiebitz und Taube, daß er nach wie vor sein blutiges Handwerk trieb.

Die Hohltaube

Gleichmäßiger und einförmiger wird unsere Vogelwelt mit jedem Jahrzehnte. Ackerbau und Aufforstung fressen das Ödland auf, der Wiesenbau verschlingt Moore und Sümpfe, Industrie, Verkehr und Besiedelung nehmen dem Lande die Ruhe, Verkoppelungen scheren die Feldmark kahl, Uferbegradigungen dulden keine schilferfüllten Buchten, das Nadelholz verdrängt den Laubwald.

Manchem Vogel sagt die Umgestaltung des Geländes und die stärkere Bebauung zu; Feldhuhn, Haubenlerche, Grauammer, Hausrotschwanz, Ringeltaube und anderen Arten kommt die Veränderung der Landschaft zugute; andere Vögel, wie Dorngrasmücke und Sumpfrohrsänger, wissen sich der Flur anzupassen, oder sie vertauschen gar, wie Amsel und Star, den durchforsteten, unterholzarmen, unterschlupflosen Wald mit der Ortschaft.

Andere aber, denen die Lebensbedingungen immer mehr genommen werden, denen es von Jahr zu Jahr mehr an Brutgelegenheiten gebricht, die nur noch an wenigen Stellen die Ruhe finden, deren sie bedürfen, oder denen der Jäger und die Eier- und Bälgesammler zu stark nachstellen, gehen schneller oder langsamer in ihrem Bestande zurück, und wenn nicht die staatliche Naturdenkmalpflege sich ihrer annimmt, verschwinden sie über kurz oder lang als Brutvögel aus Deutschland. Dazu gehören der Stein- und der Seeadler, der Schreiadler und der Uhu, Wanderfalke und Kolkrabe, der Kranich, der Säbelschnabel, der rotköpfige und der schwarzstirnige Würger, manche Seeschwalben, der Scharbe, der herrliche Blaurake, der zierliche Wiedehopf und die eigenartigste unserer Tauben, die Hohl- und Lochtaube.

Sie ist der Vogel des alten Waldes, der ihr Bruthöhlen bietet, denn sie baut nicht wie die Ringel- und Turteltaube offene Nester, sondern sie brütet in Baumlöchern, die ihr die neuzeitliche Forstwirtschaft, die keinen kernfaulen oder anbrüchigen Baum duldet

nicht bietet. Und außerdem will sie Ruhe haben, tiefe Waldruhe, und nur sehr schwer gewöhnt sie sich an den Verkehr und an das Treiben der Menschen. Wo das Laubdach des Waldes am dichtesten schattet, wo die Äste am festesten verstricken, wo das Licht nur sparsam durch das Blätternetz fällt, da ist es ihr am wohlsten, da spielt sich ihr heimliches Leben ab. Auch dort, wo sie sich dem Verkehr angepaßt hat, in vielbesuchten Wäldern, ist sie heimlicher als die übrigen Wildtauben; nähern sich ihrem Rufbaume laute Stimmen, so bricht sie ihr dumpfes Balzgeheul ab und flüchtet; niemals wird sie, wie hier und dort die Ringeltaube, ein so vertrauter Park- oder Gartenvogel werden wie diese, und selbst wenn sie im Parke brütet, so wird sie dem Menschen doch stets ausweichen. So wird sie wenig beachtet, wo sie vorkommt, und ist, trotzdem sie so groß wie die Haustaube ist, recht unbekannt. Es lohnt sich aber, sie zu beobachten, denn sie gehört zu den fesselndsten Erscheinungen unter unseren mittelgroßen Vögeln, und wer zu pirschen versteht und Geduld besitzt, dem wird es nicht schwer, sich an ihrem Gebaren zu erfreuen.

Schon im Vorfrühlinge, wenn die Weidenbüsche den goldenen Schmuck anlegen und die ersten weißen Blumen durch das Fallaub brechen, trifft die Hohltaube bei uns ein. In großen Flügen wandert sie von Holz zu Holz. Urplötzlich fällt ein Trupp in dem kahlen Walde ein, dreißig der mohnblauen, rosenbrüstigen Vögel lassen sich an dem Saume des Waldes nieder. Stumm hocken sie da, und wenn sie die Köpfe wenden und mit ihren roten Augen umherspähen, schimmern die goldgrünen, purpurn schillernden Halszierden. Mit hellem Flügelschlage schwingt sie sich ein Stück von dem Aste, steigt über die Wipfel und fliegt in den Wald hinein. Die ganze Schar klappert von dannen. Mitten im Walde, wo alte, übergehaltene Eichen stehen, fällt der Schwarm ein, daß es prasselt. Dann aber ist alles still, wohl eine Viertelstunde lang. Ab und zu überstellt sich eine Taube, eine andere schwebt zum Boden hin und trippelt dort umher, nach Sämereien, Obermast und Gewürm suchend.

Ein Täuber aber fühlt sich in der Märzsonne. Er richtet sich bolzengerade auf und ruckst. Es ist ein dumpfes, bauchrednerisches Heulen, das er von sich gibt, ein halblautes, hohles „Huuk", im Anlaut tief und länger, im Ausklang höher und kürzer, fast wie ein Schluchzen. Drei-, vier-, fünfmal gibt er den Doppelruf von sich, dann steigert er die Schnelligkeit, schiebt den Doppellaut in einen zusammen, verbindet die einzelnen Töne zu einem zitternden Geheule und schließt plötzlich sein Lied. Ein anderer Täuber reckt sich empor und antwortet dem ersten, doch sein Balzgeheul ist noch dumpfer, rollender. Ein dritter, der noch mehr schnurrt, kommt an die Reihe, und ein vierter schließt sich an, der wieder mehr schluchzt, und sowie einer der Täuber ausgeruckst hat, beginnt ein anderer, bis eine Wolke die Sonne verdeckt und mit einem Schlage die seltsamen Bauchredner schweigen. Eine nach der anderen von der Schar schwebt zu Boden und pickt nach Grassamen, Gehäuseschnecken und überjährigen Eicheln im Laube umher, bis das Rattern eines Holzfuhrwerkes näherkommt und mit lautem Geprassel der Flug davonstiebt.

Jeder Tag bringt neue Flüge, die auf den Feldern und Wiesen einige Stunden die Nahrungssuche betreiben und dann ein Stündchen Heulprobe im alten Bestande abhalten. Flug um Flug verschwindet wieder. Ein Paar aber bleibt. Die Schlafhöhle, die über Winter der Schwarzspecht sich in der langschäftigen Buche zimmerte, hat den Beifall des Pärchens. Tag für Tag heult der Täuber nun am auserwählten Platze und treibt die Taube. Heute noch und morgen und übermorgen muß er aufpassen, daß kein unbeweibter Täuber ihm die Genossin abspenstig macht, dann aber ist die Zugzeit vorbei, und wenn auch noch einmal ein lediger Täuber sich alle Mühe gibt, die Taube zu gewinnen, es gelingt ihm nicht, der Gatte wahrt seine Rechte.

Es ist ein Wald, der einem Hohltaubenpaare wohl gefallen kann, ein alter Hudewald, weitab gelegen vom Verkehr, so daß die Holznutzung sich nicht sehr lohnt. Deshalb konnten die Eichen so alt werden. Hunderte von ihnen stehen da, knorrige Gesellen mit wirr geschwungenem Astwerk. Manche haben dicke Knollen, an anderen

wuchern breite Schwämme, viele sind hohl und morsch und von armdickem Efeu umsponnen, andere sind zopftrocken und strecken ihre Hornzacken weit über die Kronen der alten Buchen und Fichten, die weite Bestände bilden. Die feuchte Niederung an dem Bache füllt ein Wald hochstämmiger Erlen mit reichem Unterwuchse aus, in dem es von Schnecken wimmelt, daran schließt sich ein großer Bestand uralter, gekröpfter Hainbuchen an, deren Stämme verrenkt, zerrissen geborsten sind, und an Blößen und jungen Schonungen mit reichem Gras- und Krautwuchse fehlt es nicht. So findet sich noch ein Paar Hohltauben ein, dasselbe, das schon im vorigen Jahre in der Eiche hinter dem Forsthause baute, und ein drittes, das sich ein Astloch in einer anderen Eiche wählt, deren größere Höhle schon ein Paar Waldkäuze bewohnen. Vor den Käuzen haben die Hohltauben keine Angst und vor den Waldohreulen, die in den Fichten horsten, auch nicht und noch weniger vor den Gabelweihen, die in der höchsten Buche des Forstes ihren Horst haben, und um den Bussard, den Turmfalken und den Lerchenstößer kümmern sie sich auch nicht, desgleichen nicht um das Sperbermännchen. Ihre einzigen Feinde sind der Hühnerhabicht, der ab und zu hier Gastrollen gibt, und das Sperberweibchen. Aber sie sind sehr vorsichtig, die Tauben, äugen immer umher, wenn sie im Felde sind, und sobald irgend etwas Verdächtiges auftaucht, eilen sie jähen Fluges zu Holze. Auch suchen sie ihre Nahrung viel mehr als die beiden andern Taubenarten im Holze selber, und dort faßt sie der Habicht nicht, denn wenn er auch gewandt ist, so flink wie sie ist er doch nicht in dem Gewirre der Äste, in das sie sich vor ihm retten.

Sonst unterscheidet sich die Hohltaube in der Lebensweise von den anderen Tauben wenig. Sie ist etwas mehr Wald- und etwas weniger Feldvogel, heult öfter als die Ringeltaube, nimmt, wie diese, gern die Salzlecken an, welche die Förster für das Wild herrichten, macht zwei, unter Umständen sogar drei Bruten, für die sie jedesmal ein anderes Nestloch gebraucht, weil nach dem Ausfliegen der Jungen das alte Nest zu sehr beschmutzt ist, und lebt wie alle unsere Tauben

von Sämereien aller Art, von Eicheln, den Früchten von Rot- und Weißbuche und Nadelholzsamen, frißt auch wie die Ringeltaube Gehäuse- und Ackerschnecken und sucht in ausgetrockneten Tümpeln auch solche Gehäuseschnecken, die im Wasser leben, wie sie denn auch gewisse Käfer, so den Pillenkäfer, aufnimmt. Durch Vertilgen von allerlei Unkrautsamen ist sie nützlich, wogegen der Schaden, den sie in Feld und Wald anrichtet, bei ihrer Seltenheit gänzlich belanglos ist. Wie manche anderen Höhlenbrüter, als Waldkauz und Wiedehopf, wird sie in Gegenden, die ihr sonst zusagen, wo sie aber keine Baumlöcher findet, zum Erdbrüter. In den dünigen Gegenden von Holland, Westwestfalen und Westhannover brütet sie nicht selten in Kaninchenbauen, eine Anpassungsfähigkeit, die man ihr kaum zutrauen sollte.

Seitdem infolge der Vogelschutzgesetzgebung der Schwarzspecht häufiger und verbreiteter wurde, geht es auch der Hohltaube bei uns wieder besser, da der Schwarzspecht für Bruthöhlen sorgt. Seine Nisthöhle benutzt er nie zum zweiten Male, und er zimmert sich mehrfach im Jahre Schlafhöhlen, die dann anderen Höhlenbrütern, so der Schellente, der Mandelkrähe, dem Wiedehopfe und auch der Hohltaube, zugute kommen. Es ist verschiedentlich festgestellt worden, daß in Wäldern, aus denen die Hohltaube verschwunden war, seitdem die alten hohlen Eichen und Buchen gefällt waren, die Hohltaube sich bald darauf wieder ansiedelte, als der Schwarzspecht dort seßhaft wurde, erst in einem, dann in mehreren Paaren. So scheint es, daß sie in Deutschland wieder häufiger wird, und es wäre sehr zu wünschen, wenn man sie von der Liste der jagdbaren Vögel striche und unter das Vogelschutzgesetz stellte, weil ihr Schaden gering und ihr ästhetischer Wert so groß ist. Auch wäre es erwünscht, daß die Vogelschutzvereine sich ihrer annähmen und in stillen Waldungen und großen Parkanlagen Brutgelegenheiten für sie schafften in Gestalt genügend großer, recht hoch aufgehängter Brutkästen.

Es ist immer ein großer Gewinn für einen Stadtwald oder einen Park, wenn dieser seltsame Bauchredner sich dort ansiedelt. Sein

Ruf ist so eigenartig und sein Balzflug so herrlich, daß die geringe Ausgabe für die Nistkästen sich reichlich bezahlt macht, und es ist nicht zu befürchten, daß die Hohltaube irgendwo so lästig auftritt, wie es hier und da in Städten und Anlagen die Ringeltaube schon tut, denn da jedes Paar Hohltauben zwei bis drei Nesthöhlen in jedem Jahre braucht, so ist eine starke Vermehrung dort ausgeschlossen, wo nur wenige Nistkästen zum Aushängen kommen.



Der Edelmarder

Viermal schlägt die Schloßuhr hell und klar; sechsmal schallt es dumpf und hohl hinterdrein; die Turmuhr im Dorfe beeilt sich, es der herrschaftlichen Uhr nachzutun.

Die Luft ist weich und diesig, der Himmel hängt tief. Die Wetterfahne auf dem Schloßturme hat seit Mittag gegen Abend gezeigt. Langsam taut der Schnee von den Dächern; laut klingt überall der Tropfenfall.

Gestern war der Abend tot und still. Die Luft kam hart und scharf von Morgen, und der Schnee war trocken. Heute abend lebt und webt alles, was die Nacht liebt.

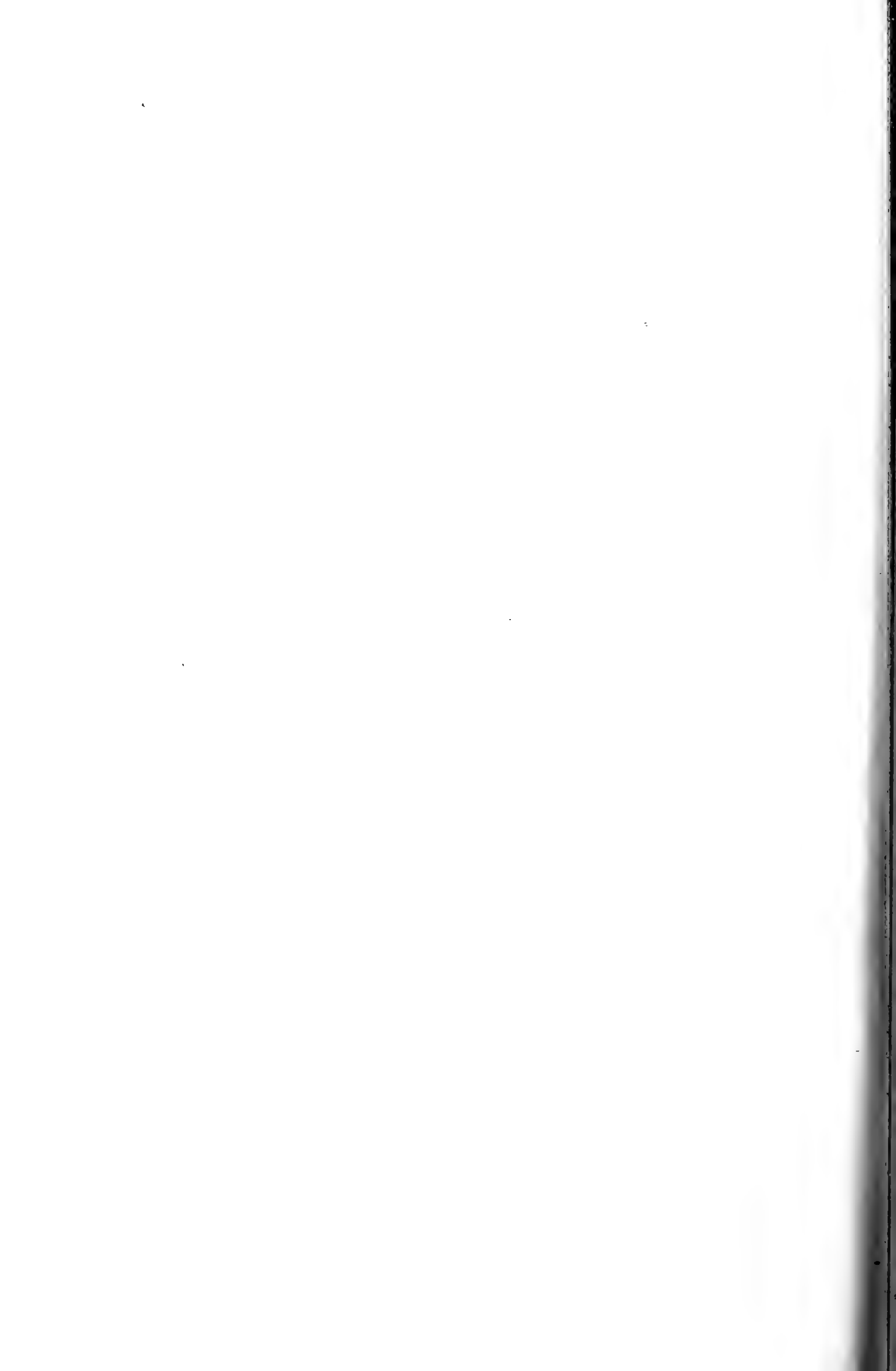
Bei vier Uhr schnürte der Fuchs schon zu Felde. Noch bei hellichtem Tage heulte der Kauz bereits im Holze. Die Rehe stehen schon lange draußen. Kein Hase ist mehr im Walde. Überall rascheln die Mäuse. Die Schleiereule röchelt im Baumhofe, im Mühlteiche werfen sich die Forellen, die Frostmotten taumeln von Stamm zu Stamm, die Ratten trippeln über die Mauerkante, und klingenden Fluges sausen Enten zum Parkteiche.

Im Vorholze des Berges liegt ein alter Steinbruch, verfallen und verwachsen, von den Menschen gemieden. Ein grauer Kreuzstein mit verwischter Schrift kündet an, daß hier einst eine Untat geschah. Im Grunde liegt ein schwarzes Wasser; dort läuten sommer-



Der Heimliche des Parkturms

Phot. Douglas English



tags die Bergunken, und im Schatten lassen die Geburtshelferkröten ihre Silberschellen erklingen. Heute ist es stumm und schweigsam dort. Hin und wieder raschelt eine Maus durch das Fallholz, und ab und zu schlägt das Tauwasser auf eine Steinplatte.

Schräg über die steile, löcherige Wand des Steinbruches zieht sich ein Felsband, hell aus dem Moose und den Zwergfarnen hervorschimmernd. Eben fußte der Kauz dort und lachte sein Höllengelächter. Jäh schwingt er sich davon. Ein schwarzes Ding, das über ihm aus einem engen Spalte auftauchte, verjagte ihn. Jetzt ist es verschwunden, ist wieder da, verschwindet wieder und sitzt nun auf dem Felsbande, lang und dünn wie ein Pfahl. Es wird rund und wieder lang, ballt sich zur Kugel, rollt sich zur Schlange auf, ist jetzt krumm und nun gerade, liegt flach auf dem Felsen und sitzt steif wie ein Stock da, die Pranken an die leuchtende Kehle gezogen, mit schnuppernden Nüstern den Wind prüfend.

Es knickt in sich zusammen und schnellt wieder empor, hockt eine Viertelstunde regungslos, macht einen Satz nach links, noch einen, hastet nach rechts, und nun hüpft es das Felsband entlang bis zu dessen Ende, macht einen Sprung gegen die Wand, schlägt einen Achterbogen, hüpft nach der anderen Seite des Steinbandes, macht dort wieder den Sprung gegen die Wand, schlägt wieder den Bogen, treibt es so eine ganze Weile und ist verschwunden, wie ausgelöscht.

Ein Rotkehlchen flattert verschlafen durch das Gestrüpp; irgendein auffallendes Schwanken des Fichtenastes, auf dem es schlief, weckte es. Jäh sucht die Maus ihre Felsspalte, denn ein Regen trockener Nadeln rieselte ihr auf den Balg. Der Kauz, der auf dem Kreuzsteine fußte, entweicht eilends, denn allzu heftig kratzte es hinter ihm an der Rinde der Fichte, ungeschickt poltert eine Ringeltaube von dannen, hart aus der Nachtruhe geschreckt, und sogar dem Bussard, der in der Fichte schlief, wird es unheimlich, und er schwingt sich ab.

Der Marder aber, der alle diese Störungen verursachte, ist

schon längst weiter. Er holzt quer durch die gewaltige Krone der alten, hohlen Taterneiche am Rande der Landstraße, gewinnt von dem äußersten Aste eine Buche, fällt von ihr in die nächste, springt von Krone zu Krone, rennt von Ast zu Ast, springt von Zweig zu Zweig, gelangt über die Lindenallee nach der Parkmauer und macht dort Halt.

Unaufhörlich geht der Kopf hin und her, das feine Näschen prüft schnuppernd den Wind, und die Gehöre spielen auf und ab. Ein Sprung, und der Marder hängt in der Robinie. Flach drückt er sich auf den Ast, denn eine Tür schlug hart zu. Aber schon macht er einen Sprung, vorwärts, sichert ein Weilchen, ob nicht doch noch ein Mensch oder ein Hund im Parke sei, und dann geht es eilig, aber behutsam zum Teiche hin, zu der alten Roßkastanie, deren Zweige bis dicht auf das Wasser hängen.

Wenn die Luft nicht so dumpf und dick wäre, würde der Marder diesen Weg nicht gemacht haben. Er hätte im Holze nach Eichkatzen geschnüffelt, oder bei dem Mühlteiche auf Ratten gejagt, vielleicht auch zugesehen, ob er in den Taubenschlag oder in den Hühnerstall hineingelänge; aber bei einer solchen Luft wie heute, da ist es am besten, am Schloßteiche in der alten Kastanie auf Enten zu passen. Bei solchem Wetter sind sie dann wie dumm. So liegt der Marder denn auf einem langen, krummen Aste, der sich über die alte, grüne Steinbank bis zum Wasser schlängelt, und lauert.

Enten sind da, genug sogar. Hier haben sie eine Freistatt; nie fällt ein Schuß auf sie. Im Gegenteil, der Schloßherr läßt ihnen wintertags reichlich schütten. Drüben schnattert und plätschert es anhaltend; der Marder schnüffelt in der Luft umher, und seine Rutenspitze zuckt und zappelt. Der Mond schiebt die Wolken beiseite und beleuchtet den Teich. Da schwimmen sie, gründeln, putzen sich, und ein fetter Erpel erhebt sich auf seinem Steiß, klatscht mit den Flügeln und prahlt laut in die Abendstille hinein. Dann rudert er dem Lande näher.

Der Marder ist mit dem schwarzen Aste zu einer Masse verschmolzen. Seine Seher verschwinden bis auf zwei schmale Spalten

unter den Lidern. Sein Atem geht langsam und behutsam. Nur in der äußersten Rutenspitze ist ein ganz klein bißchen Regung. Der Erpel kommt näher, immer näher. Jetzt tritt er auf das Ufer, watschelt auf den Rasen, schüttelt das Wasser ab, richtet sich hoch, schlägt mit den Flügeln und prahlt wieder los: „Brät, brät."

Weiter kommt er nicht. Nur einen kurzen, heiseren Laut bringt er noch hervor, denn der Marder hat ihn im Genick. Das Geschnatter und Geplätscher auf dem Teiche ist verstummt; alle Enten machen lange Hälse und äugen nach der Steinbank, neben der es so sonderbar rauscht und raschelt. Dann rudern sie alle nach dem jenseitigen Ufer, immer argwöhnisch zurückäugend. Schließlich beruhigen sie sich; drüben ist es still geworden. Wieder setzt das Geplätscher und Geschnatter der Enten ein; daß eine von ihnen fehlt, merken sie nicht; die Reihezeit ist noch nicht da.

Bewacht von düsteren Eiben, steht an der Parkmauer ein alter Turm, verwittert und brüchig. Fast nie kommen Leute aus dem Schlosse dorthin. Nur die Teckel haben eine besondere Vorliebe für das alte Gemäuer, der Ratten wegen, wie der Gärtner meint. Aber auch in der Mühle sind Ratten und in den Stallungen, aber niemals stellen sich die Hunde so verrückt an wie bei dem alten Turme, und wenn der Gärtner dort einmal hineinkletterte, so würde er allerlei gewahr werden. Eine hohe Schicht von Federn, Knochen, Haut und Haar liegt da und vermodert. Drossel und Taube, Häher und Star, Haus- und Wildente, Huhn und Taube sind da gerupft, Eichkatze und Ratte, Maus und Kaninchen sind da zerrissen. Alles, was der Marder im Parke erjagte, hat er da in aller Ruhe gefressen.

Auch den Erpel hat er dorthin geschleppt und durch das Mauerloch unter dem dichten Eibengestrüpp in den Turm gezerrt. Und nun liegt er dort und frißt. Erst hat er das heraussickernde Blut geleckt, dann Herz und Lunge gefressen, und jetzt nagt er an dem Brustfleisch. Aber er ist nicht ganz bei seiner Mahlzeit, trotzdem gestern ein Hungertag war. Eine seltsame Unruhe sitzt ihm im Blute.

Schon zweimal hat er von seiner Beute abgelassen, ist einmal die Parkmauer auf- und abgehüpft, hat sich, wie immer, auf dem wappengeschmückten Torbogen gelöst, ist dann wieder zurückgekehrt und hat ein wenig weitergefressen, ist noch einmal hinausgeschlüpft, noch einmal zurückgekehrt, hat seine Beute unter Federn und faulem Laube vergraben und strebt jetzt wieder dem Vorholze zu.

Dieses Mal wählt er nicht den sicheren Weg von Ast zu Ast; er bleibt zu Boden. In eiligen Sprüngen hüpft er den Fußsteig neben der Lindenallee entlang, macht jäh einen Seitensprung zu der Bank am Fuße der Blutbuche, einen andern nach dem Stege, der über den Bach führt, sucht alle Plätze auf, wo ein Steinhaufen, ein Felsblock, ein Hütepfahl steht, ohne sich um das Pfeifen der Mäuse in der Hecke, ohne sich um die Lerche zu kümmern, deren Witterung ihm der Wind zuträgt. Anscheinend ohne Plan und Ziel, nur immer unter dem Winde, hastet er vor dem Walde her, hier in ihn hinein, den Dohnenstieg entlang und die Pirschwege auf und ab, dort aus ihm heraus nach den Klippen, über diese hinweg zum Steinbruche, hinein, heraus und dann die steile Holzriese empor.

In ihrer Mitte macht er Halt und schnellt sich auf einen moosigen Block, lange den Wind prüfend. Dann geht es in den rauhen Stangenort hinein bis dahin, wo eine graue Klippe neben der andern, zerborsten und zerrissen, sich erhebt. Hin und her geht es über und unter die Blöcke, an den Steilwänden entlang und dann mit einem Sprunge in das nasse Vorjahrslaub, hinter einem anderen Marder her, der den Pirschsteig heraufgehüpft kam, einem Marderweibchen. Flink ist der Hase, schnell ist die Maus und gewandt die Eichkatze; sie alle drei, legten sie ihre Künste zusammen, das, was die beiden Marder an Springen, Schlüpfen und Klettern leisten, vermögen sie doch nicht.

Der Gutsförster, der vor Tau und Tag zu Holze zog, um sich am Fuchsbau unter den Klippen anzusetzen, weiß gar nicht, was er sagen soll, als es bald über, bald unter ihm raschelt und

rauscht, bricht und knistert, scharrt und kratzt. Jetzt faucht es hier, jetzt murrt es da, keckert jetzt dicht vor ihm und quietscht gleich darauf da unten irgendwo. Der Mond scheint halb, der Schnee leuchtet. Der Förster spannt die Hähne. Jetzt ist es über ihm. Ein langer, dünner, schwarzer Schatten huscht über den mondhellen Rand der Klippe, ein zweiter folgt ihm, jetzt ein dritter, enttäuscht setzt der Mann das Gewehr ab und stößt einen Fluch aus; beim besten Willen kann er auf das blitzschnelle Unzeug nicht abkommen.

Aber jetzt bekommt er es beinahe mit der Angst. Seit fünfzehn Jahren ist er Tag und Nacht im Walde gewesen und hat allerlei erlebt; aber ein so Mark und Bein durchdringendes, schneidendes Kreischen, ein so gellendes Keckern, ein so schrilles Gezeter hat er sein Lebtag noch nicht gehört. Er weiß, daß es die Marder sind, und schleicht vorsichtig näher, denn der Lärm ist keine hundert Schritte von ihm entfernt. Aber wie er dort ankommt, ist es ganz still, und weit unten im Holze geht es von neuem los. Eilig rennt der Förster hinterher; aber wie er an der Waldkante mit klopfendem Herzen und nassem Nacken ankommt, da kreischt und schreit und keckert und faucht es schon wieder anderswo und bricht dann plötzlich ab, um sich nicht mehr zu wiederholen.

Es ist voller Tag geworden. Es hat für den Förster wenig Zweck mehr, bei dem alten Mutterbau auf den Fuchs zu passen. So frühstückt er und denkt, da der Schnee im Walde noch gut liegt, daß es sich wohl lohne, eine Marderspur auszugehen. Aber das ist heute nicht so einfach, denn es sind drei Marder da; eine Spur führt vom Steinbruche zum Gute, eine über das Vorholz kreuz und quer durch den Forst bis zu den Klippen, und da werden es zwei Spuren und schließlich drei, und der Förster ist schon so lahm in den Knochen, daß er längst keine Lust zu der Sache mehr hat.

Schließlich aber kommt er dahin, wo er das Kreischen zum letzten Male hörte, und als er die drei Spuren verfolgt, findet er einen arg zerwühlten Fleck im Schnee, und dort teilen sich die Spuren;

zwei führen bergan, die dritte in das Vorholz. Dieser geht der Mann nach. Hört sie auf, so schlägt er Kreis um Kreis, bis er sie wieder findet, und schließlich bleibt er vor einer Fichte stehen, die sich durch die Krone eines Buchenüberhälters hindurchgezwungen hat. Hier hört die Spur auf; rund umher sind lauter lange, helle, fünfzigjährige Buchen. Der Marder muß sich in der Fichte versteckt haben.

Richtig; im Schnee sind die verräterischen goldgelben Flecken. Und in der Fichte hängt ein Eichkatzenkobel. Der Nagelschuh des Försters kratzt an dem Fichtenstamme entlang; droben rührt sich nichts. Der Förster schlägt mit dem Absatz gegen den Baum; dasselbe Ergebnis. Er geht um den Baum, bis er das Nest genau sehen kann, spannt den Drilling, stellt den rechten Hahn auf Kugel, sticht ein und geht mit dem Korn haarscharf unter das Nest. Er knallt, und im Knall hat der Förster schon wieder gespannt und auf Schrot gestellt, und unbeirrt durch das Geriesel von dürren und grünen Fichtennadeln, Zweigen, Moosflocken, Rindenschuppen und Blättermulm reißt er den Kolben an die Backe und geht mit dem Ende des Laufes dahin, wo der Marder in wilder Flucht durch die Äste holzt. Ein Schuß geht daneben, mit einem Riesensatze gewinnt der Marder das dünne Geäst einer Buche, aber da verweilt er einen Augenblick länger, um zu neuem Sprunge auszuholen, und der zweite Schuß wirft ihn in den Schnee.

Der Förster hebt ihn auf und sieht ihn sich genau an: „Ein dreijähriger Rüde“, murmelt er; „also ist der, der ihn heute früh abbiß, stärker.“

• ▪ •

Der Förster hatte recht gehabt; der Marder, der den Dreijährigen im Kampfe um das Weibchen in die Flucht biß und den Erpel am Parkteiche riß, ist der stärkste Marder weit und breit und der schlaueste auch. In seiner Jugend verlor er im Tellereisen zwei Zehen, und daß ihm nicht im Schwanenhalse die Luft ausging, daran war der Wind schuld, der in demselben Augenblicke einen

schweren Prügel in das Eisen warf, als der Marder den Abzugsbrocken faßte.

Seit der Zeit ist er gewitzt und geht um alles im Bogen herum, was nach Hering und Mäuseholz und anderen Kirrungen duftet, und alles Ungewohnte vermeidet er ängstlich. Die Kastenfalle kann noch so schön in den Zwangspaß gestellt sein, die Prügelfalle mag noch so unauffällig hergerichtet sein, er traut der Sache nicht, und wenn ihm seit drei Tagen der Magen knurrt. Wenn er sich aber sicher fühlt, dann kennt seine Frechheit keine Grenzen. Am hellen Mittag kommt es ihm in den Kopf, seine Felsenspalte zu verlassen und Eichkatzen zu jagen.

Unter der Taterneiche sitzt das Fräulein aus dem Schlosse und sieht träumend über ihr Buch in den grünen Wald. Auf einmal schreit sie auf und springt empor, denn auf ihre Knie fällt ein Eichkätzchen und rast über die Straße, und hinter ihm her plumpst ein langes, großes, braunes Tier und saust hinter der Eichkatze her, die in Todesangst an einer Buche emporklimmt. Aber hinter ihr her klettert der Marder, und ob es auch sechs Male rund um den Baum huscht und sich abermals von oben herab in die Blumen am Boden stürzt, der Verfolger springt hinterdrein, und ehe es die nächste Buche erreicht, faßt er es im Genick, richtet sich auf den Keulen auf, äugt das mit dem Sonnenschirm fuchtelnde und ihn anschreiende Fräulein an und huscht an ihr vorbei auf die Taterneiche zu, auf deren Rückseite er verschwindet, das zappelnde Eichhörnchen im Rachen. Ganz gemächlich holzt er von Ast zu Ast, bis er sich sicher genug fühlt, und dann verzehrt er behaglich seine Beute.

Drei Tage und noch länger meidet er die Sonne. An einem hellen Mittag fällt es ihm ein, daß er hungrig ist. Er kriecht am Hange herum, wo allerlei bunte Käfer schwirren, und sucht Erdbeeren. Nur die ganz reifen nimmt er, denn er ist ein Leckermaul. Zur Abwechslung frißt er dann noch einen verspäteten Maikäfer und kratzt ein Hummelnest aus, denn Honig mag er für sein Leben gern. Auch eine große Heuschrecke verschmäht er keineswegs, und

ganz besonders munden ihm Eier und Jungvögel. Und wenn die Häher auch noch so sehr kreischen und zetern und auf ihn hassen, er würgt eins ihrer Jungen nach dem andern, frißt aber nur an dem einen etwas herum.

Ganz sinnlos ist er oft vor Mordlust. Er hat genug Vogelbrut, Mäuse und Käfer über Nacht gefressen, aber als er auf das schlafende Rehkitz stößt, sitzt er ihm am Halse und reißt ihm die Schlagader auf. Eine Wonne dünkt es ihm, von dem zappelnden Kitz hin- und hergeschleudert zu werden, und als es sich nicht mehr rührt, da säuft er so lange an dem hervorquellenden Blute, bis er nicht mehr kann. Dann schlüpft er in sein Felsloch und schläft dort drei Tage und drei Nächte wie tot.

Dann wieder bekommt er Lust auf Hamster und pirscht ein Ackerstück nach dem anderen ab, bis er einen von den bunten Gesellen beim Wickel hat. In der nächsten Nacht jagt er das Feldhuhn von seinem Gesperre und würgt eins der Hühnchen nach dem andern. Die ganze nächste Woche bleibt er im Holze und jagt auf junge Tauben, und als er auf die drei halbflüggen Waldkäuze gerät, ist es ihr Tod; alle drei verbluten unter seinen Zähnen. Die Krähen plärren und quarren, aber er ist nicht eher zufrieden, bis das Nest leer ist und die Jungen alle tot am Boden liegen.

Ebenso schlimm wie er treibt es das Weibchen, das er in jener Februarnacht bei den Klippen traf. Mit seinen vier Jungen macht es den ganzen Wald unsicher. Ob Maus oder Jungvogel, ob Eichkatze oder Kaninchen, sie müssen alle daran glauben. Da ist kein Busch zu dicht, kein Gestrüpp zu wirr, es wird alles abgesucht, und was darin lebt, muß sterben, denn fünf Mardermagen verlangen viel.

Der alte Oberholzhauer, der vor dem Walde wohnt, wacht nachts von dem wütenden Gekläffe des Spitzes auf. Als das Bellen nicht enden will, steht der Alte auf und geht vor das Haus. Mit hellem Halse fährt der Hund fortwährend gegen den Stall. Der Alte sucht sich einen Knüppel und öffnet vorsichtig die Tür. Aber

wie fährt er zurück, als ein schwarzes Tier ihm über die Schulter springt und drei andere zwischen seinen Beinen durchschlüpfen; das fünfte aber erwischt der Spitz und schlägt es sich so lange um die Ohren, bis kein Leben mehr darin ist.

Ganz verstört steht der Alte im Stall. Hier liegt ein Huhn, da noch eins und dort ein drittes, alle tot. Drei sitzen verschüchtert auf der Leiter. Eins liegt halbtot hinter dem Holze. Die Kücken sind alle tot. Dem Hahne fehlt der Schweif und der halbe Kamm, der Henne der Kehllappen. Der Alte flucht und wettert und schwört blutige Rache; jeden Abend sitzt er mit der Flinte hinter dem Backofen, überall im Holze hat er Prügelfallen hergerichtet, aber er kommt nur einmal zum Schuß, und da ist es Nachbars Kater, und in den Fallen fängt sich nur eine Eichkatze.

Der Herbst zieht in das Land. Im Schloßgarten reifen die Frühtrauben. Jeden Morgen sind sie geplündert. Der Gärtner stellt Scheuchen auf; es hilft nichts. Er schießt Spatzen und Amseln und hängt sie an die Reben; am anderen Morgen sind sie fort und dazu die besten Trauben. Eines Abends paßt er auf, denn er glaubt, Diebe plünderten das Spalier. Es ist schon recht dunkel, da hört er das Weinlaub rauschen, hört es kratzen und scharren, und eine dicke Traube fällt ihm vor die Füße. Da wird ihm unheimlich zumute, und er schleicht sich fort.

Es wird Spätherbst. Der Oberholzhauer richtet den Dohnenstieg. Als er ihn nachsieht, ist hier eine Dohne ausgebeert und da eine, dort ist eine Schlinge zerrissen und hier wieder eine, und die Federn am Boden weisen ihm, daß irgendein Dieb die Kramtsvögel stahl. Der Förster pirscht zu allen Zeiten den Dohnenstieg ab und schießt jeden Häher im Holze ab, den er antrifft, weil er glaubt, das seien die Beerendiebe und Drosselräuber; aber nach wie vor sind die Dohnen ausgebeert, und immer wieder zeigen zerrissene Schlingen an, daß nächtlicherweile irgendein Untier dort sein Wesen treibe.

Er denkt schließlich, daß es wohl ein Marder gewesen sein könnte, denn frische Marderlosung findet er jeden Tag oben auf

den Jagensteinen und auf den Bachstegen, aber das einzige, was er im Schwanenhalse fängt, ist eine Krähe, und seine Tellereisen bringen ihm nichts weiter ein als einen Hasen und Ärger. Schließlich, als alles Ansitzen und Passen und alles Fallenstellen nichts hilft, ergibt er sich in sein Schicksal.

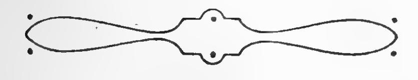
Da kommt die erste Neue, und nun läßt er alle andere Arbeit beiseite und sucht Marderspuren. Er findet auch eine, und sie endet bei der dicken Eiche, unter der seit unvordenklichen Zeiten allerlei fahrendes Volk gern lagert, und die darum die Taterneiche heißt. In ihrem Mittelaste ist ein Loch, und darin wird der Marder stecken. Der Förster stellt sich schußgerecht an, und der Oberholzhauer schlägt mit dem Beile gegen den Stamm. Der Marder springt nicht. Ein Junge wird hinaufgeschickt; mit einer schwanken Gerte stochert er in dem Astloche umher; aber das Loch hat Windungen, und die Rute trifft den Marder nicht. Noch einmal muß der Junge hinauf; der Förster hat aus dem Inhalte einiger Patronen, einem alten Lappen und einer Lunte einen Feuerwerkskörper hergestellt. Der Junge schiebt den Schwärmer in das Astloch, befestigt das Ende der Lunte mit einer Nadel, steckt es an und rutscht schleunigst von dem Aste zur Erde. Angestrengt passen alle drei auf. Da, es knallt, Rauch schießt aus dem Loche, aber der Marder springt nicht. Da schreit der Junge: „Da löppt he!“ und zeigt auf das Dickicht. Der Förster macht ein langes Gesicht; der Marder ist aus einem verborgenen Ausgange des Astloches geschlüpft und hat, ehe der Förster ihn sah, die Dickung gewonnen.

Der Förster flucht und schimpft, aber das hilft ihm nichts. Jeden Tag spürt er den Marder, oder findet frische Losung, aber alles Ansitzen nützt nichts. Er blättert die Jagdzeitungen durch und sucht nach neuen Fallen; er läßt Mord- und Würgefallen aufstellen, fängt auch Wiesel, Katzen und Iltisse, aber den Marder nicht. In der Fichtendickung, wo die Fasanenfütterung liegt, findet er drei gerissene Fasanenhennen. Dem Pfarrer werden in einer Nacht zwölf Tauben gewürgt, dem Küster eine Ente im Stalle gerissen. Da

greift der Förster zum letzten Mittel, das er aus dem Grunde seiner Seele haßt, zum Strychnin.

Acht Tage lang legt er abends die vergifteten Spatzenköpfe und läßt die, die morgens noch vorhanden sind, wieder fortnehmen. Zuerst liegt das Marderweibchen tot im Vorholze; nach und nach folgen ihm seine drei Jungen, und als Tauwetter den Boden frei macht, da findet der Holzhauer auch den alten Marderrüden verludert und unbrauchbar bei der Fasanenfütterung.

Den halben Winter über haben die Enten auf dem Parkteiche und das andere Geflügel Ruhe. Im Februar aber kreischt und keckert es wieder in den Klippen. Zuviel Löcher und Spalten haben die Felsen, zuviel altes Holz steht am Berge, so wandern bald wieder Edelmarder zu und jagen und morden, wie es ihre Art ist.



Im heimlichen Tal

Die Turteltaube

In das Bachtal ist der Frühling gekommen; Farben und Töne brachte er mit. Auf den Wildkirschenbäumen liegt es wie Schnee, am Bache entlang leuchtet es wie Gold, des Hügels Abhang ist himmelblau, und rot schimmert es am Rain.

Fink und Amsel, Drossel und Star, die zuerst hier das Wort führten, haben Gesellschaft bekommen. Über dem Bache ertönt das Gezwitscher der Schwalben, Laubvögel und Grasmücken singen im Gebüsch, auf der Trift schmettert der Pieper, und im Weidicht schlägt die Nachtigall.

Noch viele andere Vögel singen und schwatzen hier, Braunelle und Rohrsänger, Meisen und Ammern, der Specht trommelt, und der Häher plaudert, der Turmfalke kichert, und der Bussard schreit, doch bis gestern fehlten noch zwei Sänger absonderlicher Art, die Bauchredner der lustigen Truppe.

Gestern morgen aber klang zum ersten Male wieder des Kuckucks Ruf laut durch den Schälwald, und kaum hatte er gerufen, erscholl ein lautes Schnurren aus der Krone der Wildkirsche, das unten in den Kopfweiden Widerhall fand und von dem Birkengehänge ein Echo erhielt, und nun schnurrte es hier, und schnurrte es da, hörte auf, setzte wieder ein, und flinke Vögel stiegen über die Fichtenschonung, kreisten und schlugen die Flügel zusammen, daß es klatschte und knallte.

Jetzt erst ist das richtige Leben im Tale, denn die Turteltauben sind da. Wenn auch die anderen Vögel noch so schön singen und

pfeifen, ohne das zärtliche Girren, ohne das tosende Gurren, ohne das fröhliche Klatschen wäre es nur halb so lustig hier im buschigen Wiesenbachtale. Der Ruf der Ringeltauben tönt zwar vom Fichtenwalde bis hierher, und auch ein Hohltäuber läßt sein dumpfes Heulen aus dem alten Eichenüberhälter erschallen, aber so viel Leben wie die Turteltauben bringen beide nicht in das Tal, und nur ihr Schnurren vermag diese behagliche Stimmung zu erzeugen, die zum Frühlinge gehört wie der Schlüsselblume Prangen und des Zitronenfalters Leuchten.

Sie ist der Vogel des Lichtes, der Vogel der Sonne. Wo der hohe Fichtenwald düstert und im Dämmerlichte der alten Buchen, da gefällt es ihr nicht. Sonne will sie haben und den jungen Busch, wo das Licht bis auf den Boden fällt und aus dem kupferfarbenen Laube die silbernen Windröschen hervorlockt, die goldenen Schlüsselblumen, die blauen Leberblümchen und die bunten Lungenblumen. Bunt muß das Gelände sein, soll es der Turteltaube gefallen, Feld und Wiese muß es haben und munteres Wasser.

Denn bunt ist sie ja auch, die kleinste unserer Tauben. Schmückt sie auch nicht der Perlmutterkragen wie die Ringeltaube, fehlt ihr auch das goldgrüne Halsband, das die Hohltaube ziert, mit der schwarz-weiß gemusterten Halszier, der dämmerungsroten Brust und dem abendblauen Nacken ist sie bunt genug, und die schön schwarz geflammten rostbraunen Flügeldecken und den weißgesäumten Keilschwanz haben die anderen Tauben nicht aufzuweisen. Und solche flinken Flieger wie sie sind sie auch nicht. Sie aber schwenkt durch die dichten Stangen des Schälwaldes und biegt durch das verworrene Astwerk der Fichten, und wenn sich ihr Balzflug auch nicht so würdig ausnimmt wie der der Ringeltaube und der Hohltaube, auf Würde gibt sie nichts, ihr genügt es, hübsch und niedlich zu sein.

Das ist sie auch. Mit klingendem Flügelschlage stiebt die Taube aus dem Ufergebüsch und fällt da in der Fichtenschonung ein, wo die Sonne am wärmsten scheint. Leise schwankt der Ast auf und ab. Die feuerroten Augen blicken hin und her, nach rechts und links dreht

sich der zierliche Kopf. Leise kichernd schiebt sich die Taube den Ast entlang, mitten in die Sonne hinein. Ihre blutroten Füßchen glühen wie Korallen. Das Schnäbelchen zupft hier, zupft da, ordnet die rötlichgrauen Brustfedern, die aschgrauen Federn des Rückens, sie spreizt die Flügel, fächert den weißgekanteten Schwanz und sitzt dann glatt und sauber und sonnt sich.

Rechts von ihr schnurrt es dumpf und zärtlich. Da sitzt ein hübscher Täuber und sagt ihr, wie wunderschön er sie finde. Und immer zärtlicher schnurrt er, immer länger wird sein sonderbares Lied, und sie drückt das Köpfchen und dreht sich und wendet sich, und da flattert er heran und nimmt bei ihr Platz. Noch zärtlicher, immer verliebter schnurrt er, aber da kommt es klingend herangestrichen, ein zweiter Täuber erscheint, stößt mit girrendem Laute den Verliebten von dem Aste und will seine Stelle einnehmen, als ein dritter naht und es mit ihm so macht wie er mit dem ersten.

Nun hat die Taube die Wahl zwischen drei Verehrern. Ein fröhliches Minnespiel beginnt. Sie flattert voran, die drei Verliebten folgen ihr. Einer wagt es und fällt schnurrend bei ihr ein, aber sowie er ihr zu nahe rückt, hat er von seinem Nebenbuhler auch schon einen Schupps und rettet sich verdutzt auf den nächsten Zweig. Stolz steigt der Sieger in die Luft, klatscht sich selber Beifall und umschwebt in schönem Kreise die Holde, und ermutigt von ihren zärtlichen Blicken, läßt er sich bei ihr nieder und wird zudringlich. Das ist dem dritten Täuber zuviel, wütend kommt er herangeklingelt, jagt den anderen fort und nimmt dessen Stelle ein, aber auch er muß wieder weichen, denn der erste vertreibt ihn, und eine Stunde lang geht das lustige Spiel hin und her, bis es Zeit wird, zu Felde zu fliegen.

Alles hat seine Zeit, auch die Liebe, das ist der Turteltauben erstes Gesetz. Ist die Stunde da, dann hört das Schäkern und Kosen auf, und die Magenfrage drängt die Bedürfnisse des Herzens zurück. Von allen Seiten fliegt es aus dem Buschwalde zu Felde. Auf dem großen Brachacker sammeln sich alle Turteltauben. Viele

Male kreisen sie, fallen ein, fahren empor, kreisen wieder, lassen sich abermals herab, und wenn sie auch redlich bei der Futtersuche sind, alle Augenblicke flattert eine hoch und äugt umher, ob nicht ein Feind sich nahe, und wenn sie auch noch so eifrig bei dem Suchen sind, immer richten sie sich hoch und spähen aus dem Gekräute hervor.

Vielerlei ist auf der Brache zu finden, was ihren Schnäbeln paßt. Da liegen allerlei Samenkörner, große und kleine, die am Keimen sind. Wären die Turteltauben nicht, so könnte der Bauer der Ackerdistel nicht Herr werden. Aber eins nach dem anderen der schmalen Samenkörnchen verschwindet in den zierlichen Schnäbeln, und auch die Samen von Quecke und Hederich werden aufgenommen und noch von vielem anderen Unkraut, das dem Landmann Ärger und Sorge bereitet. Aber auch so manche kleine Raupe wird verspeist und jede Ackerschnecke, und selbst kleine Schnirkelschnecken mit derben Gehäusen werden nicht verschmäht und wandern in Kropf und Magen. Planmäßig rücken die Tauben voran, jeder Zollbreit des Bodens wird von den roten Augen abgesucht, eilig trippeln die rosigen Füßchen voran, und unaufhörlich picken die schwarzen Schnäbelchen.

Endlich ist ein Täubchen satt und fliegt zu Holze. Eine andere folgt und immer wieder eine. Hier und da schnurrt es im Holze wieder, doch ist das nur ein Zwischenspiel. Noch ist für die Liebe die Zeit nicht wieder da, denn erst ist eine andere Angelegenheit zu erledigen. Da, wo die alten Eichen sich über dem Bache erheben, ist ein flaches, toniges Ufer. Sonderbar genarbt ist der Schlamm. Das haben die Füße der Turteltauben getan. Vorsichtig nähern sie sich der Tränke. Rund umher sitzen sie im Unterholze und warten, wenn auch ihr Durst noch so groß ist. Endlich flattert eine zu Boden, äugt lange umher, trippelt an den Bach, äugt noch einmal und steckt den Schnabel in das Wasser, in langen Zügen die Labe einziehend. Eine zweite kommt und eine dritte, eine streicht ab, und wieder eine fliegt herbei und erquickt sich. Da raschelt ein Reh im Uferschilfe, und mit warnendem Flügelgeklätsche stiebt die ganze Gesellschaft von dannen.

Still ist es jetzt im Walde. Ab und zu schnurrt einmal ein allzu arg verliebter Täuber, aber dann rückt auch er sich wieder zurecht und verdaut. Dann aber wird der ganze Wald wieder laut von dem zärtlichen Geschnurre und hier und da und dort treiben die Täuber die Tauben, steigen laut klatschend über den Busch, schweben zierlich dahin, lassen sich auf den Spitzen der Fichten nieder, schnurren lange und laut, jagen die Nebenbuhler fort und werben um Liebe, bis wieder die Stunde zum Feldfluge da ist und der Wald wieder stille wird. Noch einmal finden sich die Tauben an der Tränke zusammen, verträumen noch eine Verdauungspause, und wenn der Sonne schräge Strahlen die Fichten in rotes Licht hüllen, dann schnurren sie wieder eintönig, bis sie im dichtesten Fichtengeäste, wo der Kauz sie nicht fassen kann, sich bergen und die Köpfe im Gefieder verbergen.

Ein herrliches Leben ist es im Wiesenbachtale, auf dem Felde und im Busche, und nur wenn der Sperber sich blicken läßt, ist es still. Schlägt er auch einmal eine Taube, es bleiben noch genug übrig, um das Tal mit lustigem Leben zu erfüllen, und die Nester sind so sorgfältig versteckt, daß die Dorfjungen sie nicht finden. Denn so frei und offen die Turteltaube auch lebt, am Neste ist sie heimlich wie ein Laubvögelchen. Im dicksten Gewirre der Fichtenzweige, im verworrensten Geflechte der Jungeichen oder dort, wo des alten Weißdornes Äste ein undurchdringliches Verhau bilden, steht es. Liederlich genug ist es freilich, denn auf andere Künste als auf die Bauchrednerei versteht sich das Täubchen nicht. Aber es genügt für die beiden weißen Eier und für die kurze Zeit, daß die Jungen im Neste hocken, denn sobald die Schwungfedern durchbrechen, flattern sie schon in den Busch.

Wenn die Taube nur einmal brütete, nähme sie es mit dem Nestbau wohl genauer. Aber kaum, daß eine Brut beflogen ist, dann wird schon wieder gebaut. So hat die Taube nicht gerade sehr viel vom Leben. Kaum ist sie am Brutorte, so sitzt sie auf den Eiern, und wenn ihr der Tauber auch beim Brüten etwas hilft, die Hauptmühe

hat sie doch. Dafür unterhält er sie aber auch auf das schönste mit seinem Geschnurre, und wenn die Kleinen da sind, füttert er eifrig mit, die ersten Tage mit dem eigens zu diesem Zwecke hergestellten Kropfkäse und hinterher mit im Kropfe erweichtem Futter. Und so wachsen die Jungen und blühen und gedeihen und entwickeln sich aus kleinen piepsenden Scheusälern zu hübschen Täubchen, die eng zusammengedrückt im dichtesten Laube hocken und auf den Vater und die Mutter warten, bis sie beide nicht mehr nötig haben und sich selber trippelnd und kopfnickend auf dem Felde ernähren können.

Das wird ihnen leicht. Im Felde klingen die Sensen, und die Augustsonne prallt auf die Roggenstoppel. Das aber ist der Tauben Erntefeld. Da schimmern überall die ausgefallenen Körner, und von den Raden und Tremsen, Klingelwicken und dem anderen Unkraut liegt so viel Samen umher, daß die allerdümmste Jungtaube kaum zu suchen braucht, um satt zu werden. Allerdings erwischt manche der Sperber, der Strauchritter, wenn sie allzu arglos über das freie Feld fliegt, und stumm, ohne einen Klagelaut, ergibt sie sich in ihr Schicksal. Die übrigen aber leben einen guten Tag nach dem andern in Feld und Busch, und gefällt es ihnen hier nicht mehr, so suchen sie sich eine andere Stätte.

Wenn aber die Herbstseide über das Feld segelt und die Schwalben in langen Reihen auf den Telegraphendrähten sitzen, dann treibt es die Turteltauben zum Süden, und in Ölbaumhainen und Palmenwipfeln verleben sie die Zeit, da ihr Brutbusch im Norden kahl und öde und die Wiesen im Bachtale fahl und traurig sind.



Wiesel und Marder

Abseits der großen Verkehrsstraßen liegt ein einsames Tal. Den Touristen ist es unbekannt, obgleich es reich an Schönheiten mannigfacher Art ist. Ein fröhliches Flüßchen durchrieselt die bunten Wiesen, seltsame Kalksteinklippen erheben sich aus den Ge=

hölzen, die die Kuppen der Hügel verhüllen, buschgefüllte Schluchten zerschneiden die Abhänge, auf dem Grunde der Erdfälle liegen dunkele Teiche, und hier und da entspringt eine lustige Quelle.

Reich an Blumen, Beerensträuchern und Wildobstbäumen ist das Tal und reich an allerlei harmlosem Getier. Deswegen mangelt es dort auch nicht an Raubwild. Der Fuchs ist mehr als häufig, auch die Wildkatze hat sich noch erhalten, und alle deutschen Marderarten, der Nerz allein ausgenommen, kommen entweder ständig hier vor, oder geben Gastrollen wie der Otter, der den Forellen und Krebsen in der Ellerbeck nachstellt.

Tagsüber lassen sich die meisten dieser Räuber freilich wenig sehen. Es kommt ja zuweilen vor, daß der Otter am hellen Mittag fischt, und der Dachs nimmt gern ein Sonnenbad vor seinem Bau. Aber man muß schon sehr viel Geduld und noch mehr Glück haben, will man den Edelmarder zu Gesicht bekommen, obschon selbst der ab und zu am Tage auf Maikäfer und Heuschrecken jagt, oder sich an den Wildkirschen und Ebereschen gütlich tut. Der Steinmarder aber ist fast ganz ein Tier der Nacht und der Iltis völlig, und nur bei einer guten Neuen kann man an den Spuren feststellen, wie reich an ihnen das Tal der Ellerbeck ist.

Um den Quellteich des Flüßchens stehen dreizehn hohle Kopfweiden und eine mächtige Buche, deren Tagwurzeln den Kalkfelsen zersprengt haben und so allerlei Winkel und Löcher bilden. Wenn es ganz still hier ist, dann guckt plötzlich ein Köpfchen, flach wie das einer Eidechse, aus einer Felsspalte hervor, verschwindet, taucht an einer anderen Stelle wieder auf, und dann huscht auf einmal ein kleines braunes Ding durch das Gras. Noch eins stellt sich ein und noch eins, und es gibt ein merkwürdiges Gekribbel und Gekrabbel und Gerenne und Gejage um die Wurzeln der Buche.

Die Kleinwiesel sind es, die dort wohnen, spannenlange Dingerchen, flink wie Eidechsen, furchtsam wie Mäuse und blutdürstig wie Tiger. Die Alte ist unter den Schlehdornstrauch geschlüpft. Nur ein Weilchen blieb sie dort, und schon ist sie wieder da, eine halb-

wüchsige Brandmaus zwischen den Zähnen haltend. Kerzengerade sitzt sie da, den Wind prüfend, und hüpft dann dem Bau zu. Mit einem Schlage versammeln sich ihre vier Jungen um sie, um ihr die Beute abzunehmen. Aber die Mutter springt damit nach dem freien Anger, wo das Mäuschen nicht so leicht entwischen kann, und da läßt sie es laufen. Weit kommt es aber nicht, denn schon hat eins der Jungen es am Wickel, und die anderen packen auch zu, und unter viel dünnem Gepfeife und Gefauche wird die Maus verzehrt.

Der Schatten des vorüberstreichenden Lerchenfalken fällt auf den Anger; fort sind alle Wieselchen. Aber schon schaut hier eins unter einer Wurzel hervor, und dort sieht eins aus einer Spalte heraus, und da schlüpft ein drittes aus einem Mausloche, und jetzt sind alle fünf wieder da, und es gibt ein lustiges Necken und Spielen, bis ein Maikäfer sich brummend aus dem Grase erhebt. Sofort springt die Alte zu, holt ihn aus der Luft herunter, und er geht denselben Weg wie die Maus, und nicht minder ein großer brauner Spinner, der in unstetem Fluge angezickzackt kommt und von der Wieselmutter erwischt wird.

So geht es den ganzen Tag über. Mitten im Spiel wird Beute gemacht, und die Jagd ist schließlich auch nur ein Spiel, wenn auch kein ungefährliches. Denn jetzt, wo der Waldkauz Junge hat, raubt er selbst unter Tage; zwei von den Wieseljungen griff er an einem Nachmittage. Auch vor dem Bussard müssen die Wiesel sich vorsehen und nicht minder vor dem Gabelweih und dem Habicht, die Tag für Tag bei dem Quellteiche jagen, und der Fuchs sowie die ab und zu hier herumschleichenden Dorfkatzen verschmähen die Wieselchen auch nicht. So führen sie denn ein Leben, halb voller Freude und Lust, halb voller Furcht und Leid, und deshalb kennen sie keine Ruhe und Beschaulichkeit.

Da hat es die Raubwieselfamilie, die in dem trockenen Erdfalle an der anderen Seite des Hügels haust, schon besser, einmal, weil ihre Körpergröße und ihr stärkeres Gebiß sie schützt, und dann, weil die vielen Dornbüsche ein undurchdringliches Verhau an den

Rändern der Schlucht bilden. Einen besseren Wohnsitz konnten die Hermeline sich aber auch nicht wählen, denn von der Schlucht aus zieht sich das Gebüsch sowohl nach dem Walde als auch nach dem Bache hin, so daß die Wiesel nicht genötigt sind, das freie Gelände anzunehmen, wo Habicht und Bussard sie greifen können. Außerdem gibt es hier so viel Wühlratten, Mäuse, Eidechsen, Jungvögel und Käfer, daß sie nie in Verlegenheit kommen, und da zudem eine Kaninchensiedelung ganz in der Nähe und der Bach reich an Forellen ist, so leben sie gute Tage.

Nichts ist vor ihren Spürnasen sicher. Die Haselmaus mag ihr Nestchen noch so versteckt anbringen, es wird aufgestöbert und ausgeraubt. Der Zaunkönig ist mehr als vorsichtig, und doch übertölpelt ihn die Wieselmutter. Das junge Kaninchen, das nicht sofort auf das warnende Klopfen des alten Rammlers zu Baue fährt, fühlt plötzlich einen stechenden Schmerz am Halse. Es hampelt und strampelt, aber das hilft ihm nichts; sterben muß es, und obwohl es dreimal so schwer ist wie das Hermken, so wird es doch unter den Weinrosenbusch gezerrt, und eine Stunde später ist nicht viel mehr von ihm übrig als der Balg, die Knochen und die Eingeweide. Mögen die alten Schwarzdrosseln noch so viel zetern, das Wiesel zieht mit dem halbflüggen Jungen, das es aus dem Neste riß, ab, und siegreich besteht es den Kampf mit dem Rebhuhnpaar und raubt ihm ein Junges nach dem anderen. Sogar an mehrere Monate alte Hasen wagt es sich heran und wird mit ihnen, wenn auch unter viel Beschwerden, fertig.

So haßt es der Jagdpächter auf den Tod und stellt ihm Winter und Sommer mit Fallen aller Art nach, spart auch den Schuß nicht, hüpft es ihm über den Weg. Aber mag er auch noch so viele von ihnen fangen und erlegen, es werden ihrer nicht weniger, denn ihre Vermehrung ist stark, und von den dürren Höhen in der Nachbarschaft kommt immer wieder neuer Zuzug nach dem üppigen Tale der Ellerbeck, in dem es von Beute wimmelt. Deshalb ist auch der Iltis hier häufiger als anderswo. Zu Gesicht bekommt ihn der

Jäger höchstens einmal an einem warmen Abend im Hornung, wenn der Stänker auf der Suche nach einem Weibchen über den Schnee hüpft. Sonst führt der Ilk ein ganz heimliches Leben, zumal seine Hauptbeute aus Mäusen und Wühlratten besteht, die er im Vereine mit den Wieseln recht kurz hält. Auch sorgt er tüchtig dafür, daß die Kaninchen sich nicht zu sehr vermehren und im Winter den Anpflanzungen schaden. Daß er ab und zu die Nester der Feldhühner und Fasanen plündert, auch einen Junghasen nicht verschmäht, verzeiht ihm aber der Jagdpächter nicht und stellt ihm nach Kräften nach.

Im Herbste, wenn die Nächte kühler werden, denkt der Iltis an die Tage, da der Schnee hoch liegt und es nicht mehr so leicht ist, draußen im Felde genug Mäuse zu fangen, um davon satt zu werden. Er wandert dann dem Dorfe zu und sucht in einer Scheune Unterschlupf, wo es von Mäusen aller Art und von Ratten wimmelt, und dann räumt er gründlich unter ihnen auf. Da er aber von Natur etwas faul ist, auch bei Nordostwind nicht gern auf Raub auszieht, dagegen noch weniger gern hungert, so sorgt er beizeiten für Vorrat. Er fängt so viele Frösche, wie er bekommen kann, auch Erdkröten und Unken, versetzt ihnen, damit sie nicht von der Stelle können, einen schwachen Biß in den Rücken, und verteilt sie in seine Baue, die er an verschiedenen Stellen hat. Dort quälen sich die armen Lurche so lange, bis er aus Mangel an besserer Beute sich über sie hermacht.

Wenn er Junge hat, legt er seine Feigheit ab, begnügt sich nicht nur in der Hauptsache mit Mäusen und Fröschen, sondern stellt dem Haar- und Federwilde und der Vogelbrut schärfer nach, und dann fällt ihm manch Rebhuhn- oder Fasanengesperre und mancher Junghase zum Opfer. Aus angeborener Faulheit heckt er am liebsten in der Nähe der Kaninchensiedlung unter den hohen Felszacken und begnügt sich mit jungen Kaninchen, die er unschwer erbeuten kann. Im allgemeinen ist er ein harmloser Bursche, der sich mehr schlecht als recht ernährt. Da er schlecht klettert, haben außer den Erd-

brütern die anderen Vögel wenig von ihm zu fürchten, und sind die Geflügelställe gut verwahrt, so richtet der Ilk auch dort kaum Schaden an, weshalb die Bauern ihm meist nicht sonderlich nachstellen.

Die Massenmördereien, die er angeblich unter dem Hausgeflügel anrichtet, kommen wohl stets auf Rechnung seines Halbvetters, des Steinmarders. Der ist nicht so plump wie der Iltis, sondern fast so gewandt wie der Baummarder. Zu diesem steht er ganz so wie das Kleinwiesel zum Hermelin. Wie das Wieselchen ist er südlicher Herkunft, stammt ursprünglich aus dem Mittelmeergebiet, und er ist viel mehr an den Menschen gebunden als der Baummarder. Er gehört, wie unsere Sperlinge, die Haus- und die Rauchschwalbe, die Hausmaus, Haus- und Wanderratte, die Schleiereule, Dohle und Saatkrähe, der Storch und noch viele unserer freilebenden Tiere, der Quintärfauna an, jener Tiergruppe, die erst mit dem Ackerbau und der Viehzucht von Süden und Osten bei uns einwanderte, während Hermelin und Baummarder der nördlichen, ursprünglichen Fauna zuzusprechen sind. Wenn sich nun auch in einem günstigen Gebiete, wie es das Ellerbecktal ist, Wieselchen und Hausmarder von dem Menschen ziemlich freigemacht haben, zur Winterszeit zieht es sich doch wieder nach den Dörfern und Gehöften, und sobald Schnee liegt, finden sich auf den Dächern und in den Gärten überall die Spuren des Marders, und in der Ranzzeit hört man oft genug ihr Gekreische und Gekecker und sieht sie in der Dämmerung über die Dächer huschen. Sogar am Tage läßt sich ab und zu ein Marder im Freien sehen.

In der Hauptsache aber ist der Hausmarder ein nächtliches Tier. Wenn die Amsel zeternd zur Ruhe gegangen ist und die Krähen ihre Schlafbäume gefunden haben, verläßt er sein Versteck in einer der Klippen oder in dem Heuboden der Gehöfte und geht auf Raub aus. Alles, was warmes Blut hat, ob es nun Haare trägt oder Federn, ist ihm recht, Maus wie Ratte, Spatz wie Taube. Gelingt es ihm, in einen Geflügelstall zu kommen, so begnügt er sich nicht wie der Iltis mit einem Stücke, sondern mordet, was er packen

kann, und säuft sich am Blute oft so satt, daß er im Blutrausche zwischen seinen toten Beutestücken einschläft und seine Mordgier mit dem Leben bezahlen muß. Aber auch süße Kirschen und Weintrauben verschmäht er nicht, und zur Kirschenzeit ist seine Losung dicht gespickt mit Kirschensteinen.

Wegen des Schadens, den er am Geflügel anrichtet, und wegen seines guten Rauhwerkes wird ihm auf alle Art Abbruch getan. In den Durchschlüpfen der Hecken stellt man ihm Kastenfallen, auf seinen Absprungstellen Schlagfallen, auch ködert man Schwanenhälse oder Mordfallen mit Eiern oder Spatzen. So leicht wie der Iltis geht er aber nicht ein, und deshalb lauert man ihm an warmen Winterabenden, wenn er in der Dämmerung seinen Raubzug antritt, mit der Flinte auf. Seine Abneigung gegen alle lauten Metallgeräusche benutzt man zu einer ganz seltsamen Art von Jagd. Hat man ihn in einem Stalle oder in einer Scheune bestätigt, so stellen sich draußen einige Schützen an, während in dem Gebäude mehrere Leute mit Wagenketten, Topfdeckeln und Blecheimern so lange lärmen, bis der Marder sein Versteck verläßt, sich ins Freie rettet und erlegt oder von den Hunden gegriffen wird.

Von allen Mardern, die ständig im Tale der Ellerbeck leben, ist der Baummarder die adeligste Erscheinung. Der dunkele Balg und der dottergelbe Halsfleck lassen ihn viel vornehmer erscheinen als den Steinmarder mit seinem graubraunen Balge und der weißen Kehle. Aber sein Balg ist schuld daran, daß er immer seltener wird, denn es werden so hohe Preise dafür erzielt, daß ihm, wie es eben geht, nachgestellt wird. So ganz leicht ist das nicht, denn der Edelmarder ist ein unsteter Geselle, und die Knüppel- und Würgefallen, die Schwanenhälse und Tellereisen stehen oft wochenlang fängisch, ohne daß sich der Marder fängt, denn wenn er es haben kann, so zieht er lebende Beute aller anderen vor. Da er zudem seine Raubzüge mit Vorliebe durch die Kronen der Bäume nimmt und den Erdboden, soweit es geht, vermeidet, so kommt er nicht so leicht in die Gefahr wie der Steinmarder, der Iltis und die

Wiesel, durch die künstlich aus Tannenhecke angelegten Zwangspässe in die Kastenfallen hineinzugeraten.

Wenn er auch zumeist ein nächtliches Leben führt, so jagt er doch viel mehr als der Steinmarder bei Tage, besonders in der Zeit, wenn er Junge hat. Dann kann es vorkommen, daß er am hellen Mittage Eichkätzchen hetzt, oder die Nester der Wildtauben plündert, und wenn die Wildkirschen süß werden, oder die Vogelbeeren reifen, dann turnt er schon am Nachmittage im Gezweige umher und tut sich an den süßen oder herben Früchten gütlich, bis eine Krähe den Todfeind ihrer Sippe erspäht, ihre Genossinnen herbeikrächzt und die schwarze Bande ihn so lange belästigt, bis er sein Baumloch oder seine Felsspalte wieder aufsucht, oder das nächste Eichkatzenkobel annimmt.

Eichkatzen, Wildtauben, Häher und Krähen sind seine Lieblingsbeute, und je mehr der Marder abnimmt, um so stärker vermehren sie sich. Doch auch die Amseln und Drosseln und alle anderen Kleinvögel haben ihn zu fürchten, wenn er nächtlicherweile leise von Ast zu Ast schlüpft und, wittert er eine Beute, mit jähem Satze darauf losspringt und sie packt. Aber oft maust er auch im Kleeacker oder auf der Luzerne, oder stellt den Ratten und Wühlmäusen an der Ellerbeck nach, und wenn die Maikäfer fliegen, verschmäht er auch diese nicht. Am liebsten aber raubt er hoch über dem Boden in den Baumkronen, plündert die Nester der Häher, Tauben, Krähen, hetzt die Siebenschläfer und Eichkatzen und bringt es sogar fertig, die alten Krähen und Tauben im Schlafe zu übertölpeln.

Sie mögen allerlei Schaden an der Niederjagd anrichten, die Wiesel und Marder, die im Tale der Ellerbeck hausen, aber der Nutzen, den sie mittelbar oder unmittelbar stiften, ist so groß, und das Tierleben ist dort so reich, daß die Art und Weise, wie Jäger und Förster ihnen zu Leibe gehen, nicht angebracht ist. Was ihnen von Wildgeflügel und Junghasen anheimfällt, das sind zumeist schwache oder dumme Stücke, die ihre schlechten Eigenschaften weiterpflanzen würden, räumten die fünf Schleicher nicht mit ihnen auf.

Raum für alle hat die Erde. Wo sie sich zu arg vermehren, da soll man den Räubern Abbruch tun. Wo man sie aber ausrottet, da wird Mäusefraß, Rattenschaden, Eichkatzenverbiß und übermäßige Vermehrung der Tauben und Krähen bald beweisen, eine wie wichtige und nützliche Rolle im Haushalte der Natur die Wiesel und Marder spielen.



Bruchwald

Die Kornweihe

Meilenlang zieht sich das Bruch unter der hohen Geest hin, auf der ein dunkler Wald bollwerkt.

Einst war es dort überall naß, so daß die Kuhhirten, die vom Frühlinge bis in den Herbst mit ihrem Weidevieh dort blieben, sich hohe Wurten aufwerfen mußten, damit sie in ihren Hütten nicht nasse Füße bekamen.

Damals brütete die Dommel hier noch und der Uhu, der im wildesten Porstgestrüppe zwischen den Wurzelschossen einer vom Winde geworfenen morschen Erle seinen Horst hatte und seinen Jungen alles zutrug, was es im Bruche gab: den Hasen und das frischgesetzte Kitz, die Eichkatze und das Wiesel, die Birkhenne und die Mutterente, den Brachvogel und die Krähe, die Kreuzotter und die Natter, den Hecht und den Aal. Acht Kranichpaare lebten hier und erfüllten morgens das Bruch mit Fanfarengeschmetter, der Schreiadler jagte Maus und Frosch, und der Wanderfalke schlug die Krähe und die Taube. Nach Hunderten zählten die Goldregenpfeifer des Bruches und nach Tausenden die Bekassinen, und abends klang die ganze Luft vom Schwirren und Klingeln der Enten.

Es ist anders hier geworden. Die Eisenbahn erschloß das stille Heidland. Der Kreis bewilligte den Kanal, der das Wasser aus dem Bruche dem Flusse zuführte, und wenn die Bauern heute zur Kirche wollen, so brauchen sie nicht mehr mit langen Stiefeln zu Pferde sitzen, damit ihre Strümpfe trocken bleiben, denn quer durch das Bruch

führt jetzt eine hohe Straße mit festem Damm aus Findlingen und nicht mehr ein Knüppeldamm, wie früher, der nur im trockenen Sommer nicht unter Wasser stand. Rund um den Rand des Bruches verschwand ein Stück Ödland nach dem anderen; die Bauern rodeten die Porstbüsche, zäunten ein Stück Urland ein, ließen düngen und ihr Vieh dort weiden, halfen mit dem Spaten nach, wo ein Wasserloch war, fuhren Kalk hinauf, legten Abzugsgräben, Stauwerke und Dämme an, und das Bruch entsäuerte sich und ward zur Wiese.

Da wurde es dem Uhu unheimlich, und er verschwand. Ihm nach folgte der Schreiadler, und als die alten Kiefern fielen, kam der Wanderfalke nicht wieder, und auch der Kolkrabe horstet irgendwo anders, wo er Ruhe vor dem Menschen hat. Von den acht Kranichpaaren ist noch eins übriggeblieben, der Schwarzstorch läßt sich nur noch selten blicken, die Rohrdommel nur zur Zugzeit, die Blauracken blieben aus, als die alten Eichen fielen, der Wiedehopf nahm ab, von den vielen Goldregenpfeifern blieben zwei Paare übrig, und die Bekassinen schwärmen nun nicht mehr so dicht wie die Bienen.

An buntem Leben mangelt es trotzdem nicht. Krähen sind reichlich da, bei dem Anbauerhofe brüten Elstern, der Storch kommt jeden Tag zu Besuch, an Enten fehlt es nicht, in den moorigen Wäldern brüten die Waldschnepfen, auf den Wacholderbüschen hält der Raubwürger Wacht, an den Gräben und Flüßchen fischt der Reiher, über die Wiesen schwebt die Mooreule, Stare kommen in Haufen, in dem Walddickicht locken die Dompfaffen, und zahllos ist das Kleinvogelvolk, das die Büsche und Horste und das Röhricht und die Wiesen belebt. Da sind Bruchweißkehlchen und Schwirrsänger, Rohrammer und Pieper, Heidlerche und Goldammer, Meisen von allerlei Arten, Goldhähnchen, Zaunkönig und Laubvogel, Fink und Hänfling, Singdrossel und Amsel, Grasmücke und Kuhstelze, Schwalben und Segler jagen hier, und im Mai läutet überall der Kuckuck. An Fröschen und Mooreidechsen, Mäusen und Kerbtieren aller Art ist Überfluß.

Sind auch die großen Räuber verschwunden, der Räuber zweiter Stärke sind genug da. Der Turmfalke streicht oft bis hierher, von

Mäusebussarden und Wespenbussarden brüten mehrere Paare, ein Lerchenfalkenpaar hat sich gehalten, der Sperber ist nicht selten, ab und zu läßt sich der Waldkauz hören, die Waldohreule ist reichlich, ebenso die Mooreule, und die Rohrweihe, einst häufig hier, blieb in einem Paare. Sie alle zusammen aber geben dem Bruche nicht so viel Reiz wie die Kornweihen. Sie schweben über die grünen Wiesen, wehen vor den dunkeln Wäldern her, tauchen über dem fahlen Bruche auf und schwenken sich über das braune Moor. Sie zerreißen den Chorgesang der Kleinvögel mit gellendem Rufe und beleben die Luft mit dem Getaumel ihres Balzspieles.

Der Jagdpächter ist ein verständiger Mann; er läßt sie gewähren. Er weiß, daß sie ihre Kröpfe mit den Eiern der Lerche und Pieper, Ammer und Rohrsänger füllen, daß sie die Jungente schlagen und das Feldhuhngesperre vermindern, er lockt sie, sitzt er bei der Balzjagd im Schirm, oder steht er auf dem Anstand im dichten Wacholderbusch, oft mit dem Mäusepfiff so nahe vor sich, daß er die gelben Augen in dem Eulengesicht erkennen kann, aber es fällt ihm nicht ein, den Drückefinger auf sie krumm zu machen. Ist er auch kein kunstverständiger Mann, der klugrechnende Kaufmann hat ein Herz im Leibe und Augen, die sich an allem, was schön und edel ist, erfreuen, und so gönnt er dem letzten Habichtspaare den Fasan, dem Kolkraben den Junghasen und den Weihen das, was sie brauchen, denn es ist genug im Bruche für sie wie für ihn.

Er möchte ihn nicht missen, den bläulichweißen Vogel, der jetzt im stetigen Fluge über die goldrot blühenden Porstflächen zieht, nun über die Wiesen schaukelt, sich im Kreise dreht, bis auf den Boden schwebt, sich wieder aufnimmt und umwendet, um mit langsamen Fittichschlägen jetzt das Buschwerk am Staugraben zu übersteigen und nun ohne Flügelschlag über das grüne Wiesenland dahinzuschweben und vom braunen Moore sich abzuheben wie eine lichte Erinnerung in einer dunkeln Stunde, und der jetzt verschwindet wie ein fallender Stern in der Nacht. Zu viel schöne Erinnerungen an einsame Weidmannsstunden verknüpfen sich dem Manne beim An-

blicke des gefiederten Räubers, Stunden, in denen er vergaß, daß es ein Hauptbuch gibt und eine Konkurrenz, gegen die er sich wehren muß Tag für Tag. Dicht vor seinem Verstecke her wiegt sich ein bräunliches Weihenweibchen über den Boden hin, so nahe an ihm vorbeiwehend, daß er jeden lichten Federsaum der Schwingen, jede dunkle Federmitte des Bauches erkennen kann. Jetzt wendet es, beschreibt einen Kreis, dreht sich in einer Schraube bis auf das Torfmoospolster, krallt einen Moorfrosch auf und sinkt mit der Beute hinter die Porstbüsche.

Dann kommt von dort, wo es verschwand, ein halblauter Katzenschrei und findet Antwort in einem harten Gemecker aus hoher Luft. Da schwebt das lichte Männchen, zieht weite Kreise, anmutig die Schwingen haltend, wirft sich steil empor und fällt in einer Zickzacklinie dahin, wo das Weibchen harrt, es mit sich in die Höhe nehmend. Dort schwimmen sie beide ohne Flügelschlag, silbern der eine im Frühsonnenscheine, golden der andere, zwei Kreise beschreibend, die sich bald schneiden, bald ausschließen, dann und wann meckernd, hell und hart das eine, dumpfer und weicher das andere, bis das Männchen sich wieder in die Tiefe wirft und, in edlem Bogen aufsteigend, abermals hinabfällt, gellend dabei seine Stimme ertönen lassend.

Unbekümmert um das Spiel des Weihenpaares balzt unter ihm ein Birkhahn. Ohne auf sie zu achten, fällt ein Erpel in dem Graben ein und schnattert zwischen dem Gekräut umher. Die Krähe, die sonst selbst den Bussard belästigt, tut so, als gingen sie die beiden nichts an, und ruhig steht in der Wiese der Kiebitz. Die Rohrammer bleibt auf dem Weidenbusche sitzen und singt weiter, auf dem grauen Gebälke des Wehres hüpft der Zaunkönig umher, die Bachstelze trippelt auf dem Damme herum, und die Bekassine lockt unverdrossen weiter. Solange die Sonne hoch und die Luft klar ist, braucht der die Weihe nicht zu fürchten, der helle Augen und flinke Flügel hat, oder rechtzeitig sein Schlupfloch im Damme oder des Porstbusches Gewirr zu erreichen weiß. Und jetzt, wo die Weihen beim wilden, lauten Liebesspiele sind, da weiß jeder Vogel im Bruche, daß sie

dann so ungefährlich sind wie die Ammer auf dem Weidenbusche und der Zaunkönig auf dem Balkenwerke.

Wenn aber der Birkhahn sein Abendbalzlied anstimmt, wenn die Mooreule ihren Raubflug beginnt, der Bock aus der Dickung tritt und der Fuchs den Damm entlangschleicht, wenn die Nebel die Porstbüsche umquellen, dann wird aus dem lichten Gaukler der bleiche Mörder. Mit leisem Eulenfluge schwebt er dicht über den Boden, und seine gelben Augen erspähen das Mäuschen im Grase, den Pieper im Moose, die Lerche im Heidkraute. Die langen, gelben Füße sind blitzschnell, die Zehen totsicher, die Krallen dolchspitz, sie greifen niemals vorbei, und was sie fassen, das halten sie fest. Und alles ist ihnen recht, was da lebt und webt, ganz gleich, ob es Federn oder Haar, Schuppe oder Schild, nackte Haut oder Panzer trägt. Die Lerche auf dem Neste muß sterben, und ihre Eier wandern heil und ganz hinein in den Schlund, zu dem Schwimmkäfer, der auf dem Seerosenblatte zum Fluge die Schwingen reckte, zu der Spitzmaus, die über den Fußsteig huschte, zu der Blindschleiche, die im Moose kroch, zu der Grille, die ihr Liedchen fiedelte. Es ist eine böse Zeit, die Stunde nach dem Verschwinden der Sonne, und erst, wenn der Himmel dunkel und das Bruch hell vom Nebel wird, haben die kleinen Tiere vor der Weihe Frieden.

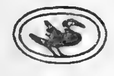
Wenn aber die Sonne über die Geest steigt und dem dunkeln Walde Gold in die Locken streut, für die Birkhähne die stille Stunde und für die Bekassinen die Schlafenszeit kommt, wenn die Krähe quarrend durch den Nebel rudert und der Schwarzspecht sein Höllenlachen losläßt, die Kraniche ihr Trompetenduett beginnen und der Brachvogel dazu die Flöte spielt und die Mooreule zum letzten Male sich meckernd aus der Höhe wirft, dann ist der bleiche Mordvogel wieder da und langt die Lerche aus der taufeuchten Heide und den Moorfrosch vom nassen Moospolster, knickt den Pieper und würgt die Wühlmaus, bis die Sonne den Nebel verjagt und das Moor mit Diamanten und die Birken mit Smaragden bestreut und aus dem bleichen Mörder wieder den lichten Gaukler macht, der mit

weichem Liebesfluge und hartem Schrei dem Bruche wunderbare Reize verleiht. Dann spielen hier über der Wiese und dort an dem Bache und da über dem Porste und drüben vor dem Walde die Paare in der Luft, silbern das Männchen, goldig das Weibchen, und der Mensch, der Augen hat zu sehen, dem lacht das Herz im Leibe, und er weiß, daß den Begriff vom nützlichen und schädlichen Vogel ein Mann erfunden hat, der statt Blut Wasser in den Adern hatte und statt der Augen ein Paar Brillengläser im Gesichte.

Es ist ja unglaublich viel an Kleingetier, das ein Weihenpaar umbringt, und hat es erst für seine Brut zu sorgen, so schleppt es Unmassen von Jungvögeln nach dem struppigen Horste im Wirrwarr der Porstbüsche, und den gierhalsigen Jungen speit es im Laufe des Vorsommers Hunderte von Vogeleiern vor. Aber das Bruch wimmelt jahraus, jahrein von Vögeln, obzwar mehr als zwanzig Weihenpaare jeden Tag dort jagen, und die Feldhühner nehmen von Sommer zu Sommer zu.

Die Welt ist so arm geworden an schönem und großem Raubgeflügel, aber immer noch gibt es Gemütskrüppel, denen die Welt noch viel zu bunt ist, und damit sie bald langweilig und öde werde wie sie selber, sagen und schreiben sie unentwegt von der Schädlichkeit der Weihe und finden immer noch Narren, die es ihnen glauben.

Wer aber rotes Blut im Leibe und blanke Augen im Kopfe hat, der gönnt der Weihe die Lerche und die Ammer, das Feldhühnchen und den Junghasen, denn davon gibt es mehr als genug.



Die Waldschnepfe

Warme, weiche Winde wehten von Süden und weckten den Wald. Am Grenzgraben glühte des Huflattichs Blüte auf, aus dem Vorjahrslaube sprossen die Simsen, Leberblümchen, Scharbockskraut und Windröschen machten den Boden bunt.

Nicht allein ist es mehr Häher und Specht, Bussard und Krähe, die im Walde allein das Wort haben. Die Amsel singt, und der Fink schlägt, Rotkehlchen und Braunelle zwitschern, vom Hornzacken der Eiche ruft der Ringeltauber, und über den kahlen Kronen kichert der Turmfalke.

Gelbe Falter und sammetbraune, mit bunten Augenflecken, taumeln um die grauen Stämme, die Blindschleiche sonnt sich auf weichem Moose, die Eidechse raschelt durch das dürre Gras, und in allen Tümpeln murren die braunen Frösche. Oben in den Kronen halten die Bergfinken, die Rotdrosseln und die Kramtsvögel Abschiedsversammlungen ab.

Wenn die Dämmerung in den Wald fällt, überall die Mäuse rascheln, nur noch eine Amsel singt, das letzte Rotkehlchen verstummt und der Waldkauz sein Höllengelächter erhebt, dann löst sich unter dem Weißdornbusche im hohen Holze klatschend ein schwarzer Schatten aus dem Laube, schwenkt gerade zwischen den Stämmen hindurch, rudert mit hastigen Flügelschlägen am Rande der Blöße hin, steigt über die blühenden Espen, senkt sich bis auf das kahle Birkengebüsch und taucht im Dunkel unter.

Auf der breiten Schneise erscheint er wieder, der nächtliche Vogel. Eben noch war sein Flug hastig und unstet, jetzt wird er eulenhaft langsam und ruhig. Und jetzt erschallt irgendwo ein merkwürdiger, sonderbarer Ton, ein tiefes, weithin hörbares Quarren, dumpf und hohl, und es ist überall zu gleicher Zeit und doch nirgendswo, es scheint, als ob es vom Boden komme, aber es hört sich auch wieder an, als klänge es hoch aus der Luft herab, ein unheimlicher, gespenstiger, unirdischer und dabei doch so warmer, gemütlicher und kosender Laut.

Zwei Schatten zickzacken jetzt über die Büsche dahin. Hastig geht die wilde Jagd hoch über Gipfel und Wipfel, den Fahrweg entlang, in die Schneise hinein, jetzt dicht über die blumige Blöße, nun hoch über die kahlen Äste, ein scharfes, zischendes Geschrille erklingt, gefolgt von dem tiefen, dumpfen, hohlen Quarren, drei

Schatten sind es nun, zwei davon stechen sich mit den langen Schnäbeln, bis der eine Schatten abschwenkt und im Dickicht versinkt. Die beiden anderen aber jagen noch in gespenstigem Minnespiel über Busch und Baum und fallen schließlich in dem quelligen Grunde ein.

Jäh stiebt die rote Waldmaus, die an einer keimenden Eichel nagte, davon, wie die beiden Schatten in das Moos fallen. Und sie wagt sich nicht wieder aus ihrem Loche, die Maus, denn es erhebt sich jetzt ein lautes Rascheln und ein wildes Rumoren, ein seltsames Pfeifen und ein sonderbares Wispern. Hin und her rennt, tief geduckt, lockend und pfeifend das eine Ding, und hinter ihm her trippelt das andere, den langen Schnabel an die Brust gepreßt, den Hals aufgeblasen, die Flügel gespreizt, die Stoßfedern hoch aufgerichtet und weit gefächert, daß die Silberspitzen der Unterseite leuchten und schimmern, und es pfeift durchdringend, und es zischt schrill, dürre Halme knistern, welkes Laub rauscht, schneller wird das Getrippel, schriller das Gewisper, bis es unter lautem Flügelschlagen endigt.

Auf den quelligen Grund fällt das Licht des Mondes. Zwischen den glitzernden Blättern von Aronstab und Scharbockskraut huschen die beiden Schatten umher, eifrig mit den langen Schnäbeln im nassen Moose umherstochernd. Ab und zu bleibt das eine stehen, bohrt den Schnabel tief in den weichen Grund, versetzt schnell trampelnd den Boden in Erschütterung, schüttelt heftig den dicken Kopf, dann fährt der Schnabel hastig aus der Erde und faßt den Regenwurm, der, geängstigt von der Erschütterung des Bodens, aus seiner Röhre kroch. So treiben es die beiden Vögel die ganze Nacht. Wenn der eine sein Gefieder erhebt und einer anderen quelligen Stelle zustreicht, um dort weiter zu wurmen, so streicht der andere stumm hinterdrein.

Die Dunkelheit zerfließt zu grauer Dämmerung, der Mond verliert sein Licht, und die Blumen tauchen aus dem Dunkel auf, laut flucht der Kauz dem Tag, und die Frösche murren über das Kommen

der Sonne; da heben die Schnepfen wieder ihren Minneflug an. Im Zickzack geht es um die Büsche, in geradem Striche die Wege entlang, im Bogen um die Überhälter und im Schwunge unter den Eichwipfeln am Rande der Rodung her, scharf ertönt wieder das dünne Schrillen, hohl das dumpfe Quarren, und dort, wo der fröhlich knospende Weißdornbusch und die voll begrünte Traubenkirsche ein dichtes Verhau bilden, fällt das Pärchen wieder ein, trippelt im Laube umher, rennt durch die Blumen, wispert und schrillt, zischt und faucht, und mit Federgeraschel und Fittichgeflatter endet das seltsame Minnespiel.

Von der großen Wiese rufen die Kraniche. Die Amsel singt, und der Tauber ruft, die Krähe quarrt, und der Specht trommelt, die Buchenstämme lohen rot auf in der Sonne, und wie Smaragden funkelt es am Weißdornbusche. Die Tiere des Tages rühren sich allerorten; es singt und klingt aus jedem Wipfel und rispelt und krispelt in allen Grasbüschen. Schon blitzen Fliegen dahin, ein Käfer brummt durch das Gestrüpp, Spitzmäuse jagen sich am Graben. Die beiden nächtlichen Vögel aber sind spurlos verschwunden.

Das Rotkehlchen, das hochbeinig und krummnackig unter den Weißdornbusch schlüpft, um Würmchen und Käferchen zu suchen, fährt zusammen. Das schwarze, runde Ding da, so groß wie eine Heidelbeere und ebenso blank, bewegte sich plötzlich. Erschreckt flattert das Vögelchen davon. Das runde, schwarze, blanke Ding aber ist verschwunden. Jetzt ist es wieder da, und nun ist es abermals fort. Und jetzt hat es sich verdoppelt, denn die Schnepfe drehte den Kopf und stocherte mit dem Schnabel nach den Federläusen, die sie unter den Flügel quälen. Sie spreizt den Flügel, legt sich auf die Seite, kratzt sich mit den Zehen, stochert mit dem Schnabel hier und da im Gefieder herum, reckt sich, fächert den Schwanz, faltet ihn zusammen, verdreht den Hals auf seltsame Art, schnurrt und faucht in der warmen Sonne, scharrt sich ihren Lagerplatz etwas bequemer, tut sich wieder nieder und verschmilzt mit dem braunen, von der Sonne bunt gefleckten und von den gelben Grashalmen gemusterten toten

Laube so vollständig, daß das Reh, das aufmerksam dorthin äugt, wo es eben noch so laut raschelte, vertraut weiterzieht, weil es nichts Lebendes gewahr wird unter den Zweigen des Dornbusches.

Eine Viertelstunde vergeht. Ein Hase ist vorbeigehoppelt, ein Eichkätzchen kam dahergerannt, noch ein Reh zog vorüber, da stiebt die Amsel, die mit viel Getöse im Laube nach Schnecken suchte, laut schimpfend ab. Aus dem Graben steigt der Fuchs hervor, so langsam, so leise, daß er kein Blatt rührt, keinen Halm knickt. Die schwarze, spitze Nase schnuppert hin und schnuppert her, die Gehöre spielen nach allen Richtungen, blitzschnell gehen die bernsteingelben Seher umher. Er ist seiner Sache nicht ganz sicher. Deshalb schnürt er ein Stückchen am Graben herunter und prüft schnuppernd die Luft und schnürt wieder zurück und nimmt wieder Witterung. Und dann äugt er unverwandt nach dem Dornbusche. Seine Seher funkeln, die weiße Blume am Ende der buschigen Lunte zuckt leise, aus den schwarzen Lefzen quellen silberne Geschmacksfäden hervor und tropfen auf den Boden. Jetzt macht er sich ganz niedrig, setzt einen Lauf voran, zieht den anderen nach, schiebt den Leib vorwärts, daß das rechte Schulterblatt den Balg straff spannt, die Gehöre legen sich zurück, die Seher schließen sich, und dann macht der Fuchs einen jähen Satz und äugt verdutzt und dumm der Schnepfe nach, die mit quäkendem Angstlaut und lautem Flügelklatschen an der anderen Seite des Dornbusches herausfährt und eilig zwischen den Stämmen fortzickzackt.

Es geht ihr noch öfter so oder ähnlich, der Schnepfe. War es gestern der Fuchs, so ist es heute der Hund. Mit der Nase stand er über ihr und hinter ihm der Förster. „Faß!“ rief er, und der Hund sprang ein. Klappernd stand die Schnepfe auf, schlug einen Haken und noch einen, da ging sie hin, und über sie fort pfiffen die Schrote. Am anderen Tage dieselbe Geschichte und am dritten noch einmal. Da wurde es ihr ungemütlich, und als der Abend in den Wald kam, nahm sie sich auf und verließ das ungastliche Holz; so eilig hatte sie es, daß sie nicht daran dachte, ihrem Genossen Kunde von ihrem

Fluge zu geben, und so gewahrte der Förster, der sich auf Schnepfen angestellt hatte, sie erst, als sie schon an ihm vorüber war, und der Schnappschuß, den er ihr nachwarf, riß nur einen blühenden Espenzweig herunter; der Schnepfe aber tat er kein Leid an.

Die ruderte hastig und ungestüm über die Wiesen, kreiste über einem feuchten Wäldchen, aber als es auch dort blitzte und krachte, strich sie weiter und kam spät in der Nacht in einem großen Walde an. Als sie den im Morgengrauen durchstrich, fand sie, daß er sich gut für sie eigne. Es war ein wilder, wenig durchforsteter Wald mit viel Unterwuchs, Dorngebüsch, jungen Fichten und wildem Farngestrüpp. An feuchten, quelligen Stellen fehlte es nicht, und die vielen Kuhfladen bewiesen, daß hier noch Weidevieh ging, daß es also niemals an Regenwürmern, Fliegenmaden und Mistkäfern fehlen würde. So war alles da, was die Schnepfe brauchte, und sie ließ es sich hier gefallen, wurmte sich abends und morgens dick und satt und verschlief den Tag unter dichtem, dürrem Farnkraut, dessen raschelnde Blätter das Nahen jedes Feindes ankündigte, oder unter einem Dornbusche, einer breitästigen Jungfichte oder zwischen Brombeerranken, und Fuchs und Marder, die sie witterten, mußten so abziehen, wie sie gekommen waren.

Im April, als das Unterholz schon dicht begrünt war und der ganze Boden von Blumen prangte, suchte sie sich an einer trockenen, warmen Stelle, an der von der Holzabfuhr viel dürres Gezweig liegen geblieben war und rechts und links die Ranken der Brombeerbüsche Fußangeln legten, die Fuchs und Marder gern vermeiden, eine kleine Bodenvertiefung, die sie ein wenig tiefer scharrte und ein bißchen mit dürren Grasblättern versah. Da saß sie drei Wochen lang auf den vier großen bunten Eiern, die dem faulen Laube so sehr glichen, daß noch nicht einmal der Eichelhäher sie entdeckte. Und sie selber, die Schnepfe, vertraute ihrem waldbodenfarbigen Gefieder so sehr, daß sie, als eines Vormittags der Habicht dicht über ihr aufhakte, ruhig liegen blieb und wartete, bis der Strauchdieb ab strich.

Eines Tages schlüpfte das erste Junge aus; ein nasses, kleines, gestreiftes, wolliges Ding schälte sich aus den Eitrümmern heraus. Sorgsam half sie ihm dabei und nahm es, als es trocken war, unter die Flügel. Bald drängten sich vier solche kleine wollige Dinger an ihre Brust, und als die Schatten der Bäume länger wurden, verließ sie mit ihnen das Nest und führte sie in das Erlenbruch, wo das Gewirr von lebendem und totem Gekräut und die halbfaulen und dürren Zweige den Boden dicht bedeckten. Dort zeigte sie ihnen, wie man die Schnecke aus dem Moose und die Raupe aus dem Laube zieht, sie gab ihnen an, wie man die trockenen Kuhfladen durchbohren muß, um die weißen Fliegenmaden und die schwarzen Käfer zu finden, und brachte es ihnen bei, den Stecher in die Erde zu stecken und ihn zu rütteln und tüchtig dabei mit den Ständern zu trampeln, bis es dem Regenwurm da unten ungemütlich wird und er sich nach oben schlängelt. Dann muß man schnell zufassen, den Kopf nach hinten werfen, den Wurm in die Luft schleudern, den Schnabel öffnen, so daß der Wurm gleich hinten in den Schlund fällt. Aber niemals darf man dabei verpassen, aufmerksam hinter und neben sich zu äugen, denn nicht umsonst hat die Schnepfe ihre Augen so hoch oben am Kopfe und so tief nach dem Nacken hin, und wenn sie wurmt und den Stecher im Erdboden hat, wären nach vorne stehende Augen ganz wertlos für sie, denn ihre Nahrung sucht sie nicht mit den Augen, dafür hat sie die feineren Tastnerven in der weichen Schnabelspitze, die sie, wie eine Zange, unter dem Laube auf- und zuklappen kann.

An einem schönen Nachmittage war die alte Schnepfe in großer Not. Sie hatte schon längere Zeit an dem Knacken und Brechen und an dem Brüllen des Viehes vernommen, daß die Hütejungen näher herantrieben; sie hatte sich nichts Arges dabei gedacht. Mit einem Male hörte sie es aber dicht bei sich brechen und knacken, sie hörte ein lautes, hastiges Hecheln, ein Pfeifen und Rufen, und da stand der Hund dicht bei ihr und ihren Kleinen, und die Hütejungen liefen hinzu, um zu sehen, was es da gäbe. Nun galt es, erst den Hund

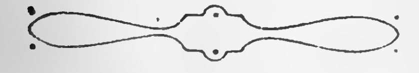
fortzulocken, die dummen Buben waren nicht so gefährlich. Ungeschickt flatterte sie vor dem Hunde hin, ab und zu laufend, dann wieder emporflatternd und herunterfallend, als hätte sie einen lahmen Flügel. Ängstlich rief sie dabei laut „dak, dak". Der dumme Köter fiel auch darauf hinein. Er kümmerte sich nicht um die Kleinen und sprang auf die Alte zu. Wenn er dachte, er hätte sie schon, flatterte sie fort, und so lockte sie ihn immer weiter, und die beiden Hütejungen, die mit ihren Peitschen nach ihr schlugen, auch immer weiter, aus dem Erlenbruche heraus durch das hohe Holz, bis vor den Tannenkamp, und da erhob sie sich, strich erst den Fahrweg entlang und langte auf Umwegen bei ihren Kleinen an, die sich tief unter das Gestrüpp gedrückt hatten, eins hier, eins da und die anderen wieder anderswo. Als sie diese zusammengelockt hatte, führte sie sie aus dem Erlenbruche in die Fichtendickung, wo sie vor dem Hunde und den Jungen sicher waren.

Als der Sommer auf der Höhe war, konnten die Jungen fliegen, und an dumpfen, lauen Abenden strichen sie über die Blößen und Gestelle und pfiffen und quarrten mit den Alten um die Wette. Das dauerte aber nur eine kurze Zeit, dann verteilten sie sich und strichen nach anderen Wäldern. Die Alte aber blieb in ihrem Brutwalde bis zum Herbste hinein. Da bekam sie Gesellschaft. In einer Nacht langten die ersten Schnepfen aus dem Norden an, und jede Nacht kamen neue, und wenn die einen weiterstrichen, trafen andere ein, und es war die Nacht über ein eifriges Wurmen und Bohren an allen Pfützen und Wegeslachen und überall, wo Untermast im Boden steckte.

Eines Tages, als der Wind scharf wehte, gefiel es der Schnepfe nicht mehr in ihrem Walde, und abends erhob sie sich und strich so weit, wie sie konnte, und das tat sie jede Nacht, bis sie an das große Wasser kam, an dessen Ufer Palmen und Zitronen stehen. Aber auch dort gefiel es ihr nicht; sie sehnte sich nach einem großen Sumpfsee, in dessen Röhricht Elefanten und Nilpferde leben, und an dessen Ufern bunte, kreischende Vögel in den Palmen umherturnen, und so faßte

sie Mut und flog des Nachts bis zu der anderen Küste und die nächste Nacht noch weiter, über den gelben Sand, unter dessen trockenen Dornbüschen sie den Tag verlebte, und endlich langte sie an dem großen See an, wo goldgrüne Mistkäfer, so dick wie ein Schnepfenkopf, in der Losung der Elefanten wühlten und der Schlamm von fetten Larven wimmelte.

Das war das große Stelldichein der Waldschnepfen. Da kamen die Deutschen zusammen und die Norweger, die aus Finnland und die vom Ural, die Schnepfen der Tatra und die aus dem Donaulande, und dort lebte man herrlich und in Freuden, bis der Frühling im Norden einzog und jede Schnepfe dahin zurückrief, wo sie aus dem Ei gefallen war.



Druck von J. B. Hirschfeld (A. Pries) in Leipzig

